

Reutlinger Geschichtsblätter  
Jahrgang 2016 · Neue Folge Nr. 55



# Reutlinger Geschichtsblätter



Jahrgang 2016 · Neue Folge Nr. 55

Stadtarchiv Reutlingen  
Reutlinger Geschichtsverein e.V.

Herausgeber:  
Stadtarchiv Reutlingen  
Reutlinger Geschichtsverein e.V.

Schriftleitung und redaktionelle Bearbeitung:  
Dr. Roland Deigendesch (Stadtarchiv)

Redaktionsbeirat:  
Irmtraud Betz-Wischnath, Dr. Wilhelm Borth, Dr. Heinz Alfred Gemeinhardt,  
Werner Krauß, Dr. Werner Ströbele, Prof. Roland Wolf

Für Inhalt und Form der Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich.  
Zuschriften, Manuskripte und Besprechungen werden erbeten an:  
Stadtarchiv Reutlingen (zugleich Geschäftsstelle des Geschichtsvereins),  
Marktplatz 22, 72764 Reutlingen, Telefon: 0 71 21 / 3 03 23 86,  
Fax: 0 71 21 / 3 03 27 58, E-Mail: stadtarchiv@reutlingen.de

Die Reutlinger Geschichtsblätter erscheinen jährlich. Sie können über den  
Buchhandel und beim Reutlinger Stadtarchiv bezogen werden. Mitglieder  
des Reutlinger Geschichtsvereins erhalten den jeweiligen Band gegen Entrichtung  
des Jahresbeitrags.

Satz: typoscript GmbH, Walddorfhäslach  
Druck: Oertel+Spörer Druck und Medien-GmbH + Co. KG, Riederich  
Einband: Lachenmaier GmbH, Reutlingen

Drucktechnische Beratung und Umschlaggestaltung:  
Hermann Pfeiffer, Reutlingen

Dieses Buch ist auf säure- und holzfreiem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt  
und entspricht den Frankfurter Forderungen zur Verwendung alterungsbeständi-  
gen Papiers für die Buchherstellung.

Grundschrift: Garamond, Papier: FocusArt Cream (90 g/m<sup>2</sup>)  
Einbandstoff: EfaIn/Feinleinen

Auflage: 1000 Exemplare

Dem Regierungspräsidium Tübingen wird für einen Druckkostenzuschuss gedankt.

© 2017 Stadtarchiv Reutlingen, Reutlinger Geschichtsverein e. V.  
Printed in Germany  
ISSN 0486-5901

Abbildung auf Umschlag:  
Freigelegte Zwingermauer beim ehemaligen Zeughaus, 1982. Foto: Landesamt für Denkmal-  
pflege, Fototr. 44136.

# Inhalt

Vorwort	7
<i>Linda Gaiser</i> Die Reutlinger Stadtmauer – Schutz, Repräsentation, Ressource	9
<i>Tilmann Marstaller</i> „Phönix“ aus der Asche – Der Wiederaufbau der Reutlinger Altstadt nach dem Stadtbrand 1726 im Vergleich mit Beispielen aus Kirchheim unter Teck und Herrenberg	67
<i>Roland Deigendesch</i> <i>Ludwig Hierter Doktor</i> – Anwalt des protestantischen Deutschland	119
<i>Rainer Loose</i> „Mein Gau ist wahrlich keine Wüstenei!“ König Wilhelm I. von Württemberg und die Erneuerung der Landwirtschaft auf der „rauhem“ Zwiefalter-Münsinger Alb (1816 bis ca.1850)	155
<i>Werner Ströbele</i> 900 Jahre Bronnweiler – Aspekte der Ortsgeschichte	195
<i>Matthias Slunitschek</i> ... daß was vergessen ist, auch vergessen bleibe... Als Gräfin Amalie von Uexküll, geb. Freiin von Gölnitz, Zigeunerin wurde und Hermann Kurz keinen Verleger fand – eine Geschichte aus dem Württemberg des 19. Jahrhunderts	215
<i>Christoph Schlemmer</i> Saisonarbeiter – auf Dauer. Zum Leben italienischer Arbeiter in Reutlingen vor dem Ersten Weltkrieg	239
Buchbesprechungen (siehe rückseitige Übersicht)	257
Autoren und Rezensenten	275
Abbildungsnachweise	276

## Buchbesprechungen

- Eugen Wendler: Friedrich List: Die Politik der Zukunft, 2016 (J. Schmid) 257
- après tout – das eigene Gefühl. Alice Haarbürger zum 125. Geburtstag, hrsg. vom Städtischen Kunstmuseum Spenndhaus Reutlingen, 2016 (B. Krämer) 259
- Ingrid Helber: Die Betzinger Tracht. Anmut, Stolz und Selbstbewusstsein, hrsg. vom Schwäbischen Albverein Ortsgruppe Betzingen, 2015 (L. Keller-Drescher) 260
- Sylvelyn Hähner-Rombach: „Das ist jetzt das erste Mal, dass ich darüber rede . . .“. Zur Heimgeschichte der Gustav Werner Stiftung zum Bruderhaus und der Haus am Berg gGmbH 1945–1970, 2013 (N. Wohlfarth) 262
- Irmtraud Betz-Wischnath (Bearb.): Kleindenkmale im Landkreis Reutlingen. Ein Streifzug vom Neckar zur Donau, hrsg. vom Landkreis Reutlingen, 2015 (A. Anstädt) 263
- Kaiser Karl IV. (1316–1378) und die Goldene Bulle, bearb. von Erwin Frauenknecht und Peter Rückert, 2016 (R. Deigendesch) 264
- Ulrich A. Wien, Volker Leppin (Hrsg.): Kirche und Politik am Oberrhein im 16. Jahrhundert. Reformation und Macht im Südwesten des Reiches (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation, Bd. 89), 2015 (W. Borth) 266
- Wolfgang Proske (Hrsg.): NS-Belastete aus dem Bodenseeraum (Täter – Helfer – Trittbrettfahrer, Bd. 5), 2016 (S. Knödler) 270
- Stefan Spiller: „Kennt ihre Umgebung, empfindet deutlich, wenn ihr Unrecht geschieht“. Die Pfullinger Opfer der NS-„Euthanasie“-Morde in biographischen Skizzen (Beiträge zur Pfullinger Geschichte, Bd. 18), 2015 (J. Constantin) 271

## Vorwort

Der Schwerpunkt des 55. Bandes der Geschichtsblätter liegt bei Erträgen jüngerer archäologischer wie baugeschichtlicher Forschung, ein Thema, das den Geschichtsverein und insbesondere den Arbeitskreis Innenstadt immer wieder beschäftigt hat. Linda Gaiser hat sich in ihrer Tübinger Masterarbeit zur Reutlinger Stadtmauer (2015) einem Dauerbrenner von Stadtgeschichte und Denkmalpflege systematisch unter den Aspekten „Schutz, Repräsentation, Ressource“ gewidmet. Diese hier in gekürzter Form publizierte Arbeit stellt die verstreuten und vielfach noch unveröffentlichten Nachrichten zu dem System Stadtbefestigung und deren Nutzung zusammen, fraglos eine wichtige Grundlage für die weitere Forschung. Besonders hervorzuheben ist die kartographische Dokumentation überkommener Baureste und archäologischer Fundstellen (S. 62–63). Diese Arbeit wurde von dem in Reutlingen wohl bekannten Bauforscher Tilmann Marstaller begleitet, der in den Geschichtsblättern 2007 zu dem auch überregional bedeutsamen Tübinger Tor einen wichtigen Beitrag beigesteuert hat. In diesem Band nun schlägt Marstaller ein anderes Kapitel reichsstädtischer Geschichte auf und zeigt anhand ausgewählter Häuser die Charakteristika des Wiederaufbaus Reutlingens nach dem großen Stadtbrand von 1726 auf. Dieser Untersuchung kommt durch die Einbeziehung der in der Öffentlichkeit intensiv diskutierten Häuserzeile Katharinenstraße 6–10 ein besonderer dokumentarischer Wert zu, die nun just im Erscheinungsjahr des Aufsatzes zu großen Teilen abgebrochen worden ist. Marstaller vergleicht die Reutlinger Befunde mit den altwürttembergischen Städten Kirchheim unter Teck und Herrenberg, die ebenso von fatalen Brandkatastrophen heimgesucht worden sind. Das Fazit des Verfassers mündet in ein Plädoyer für einen „verantwortungsbewusste(n) Umgang“ mit den „noch immer zahlreichen Relikten dieser bewundernswerten Leistung des Wiederaufbaus einer abgebrannten Altstadt.“

Ein weiteres Kapitel aus der Reichsstadtzeit verweist auf das Reformationsjubiläum 2017. In dem Lebensbild Doktor Ludwig Hierters wird der Blick auf diesen bislang wenig beachteten „Anwalt des protestantischen Deutschland“ gelenkt. Der Reutlinger Jurist war rechtlicher Vertreter der evangelischen Stände am Reichskammergericht in Speyer und damit eine wichtige Persönlichkeit im „rechtlichen Krieg“ um die Verteidigung reformatorischer Positio-

nen. Darüber hinaus war er Anwalt und Berater seiner Heimatstadt in einer Vielzahl rechtlicher und politischer Angelegenheiten.

Die Geschichtsblätter haben immer wieder auch passende Themen aus der Geschichte der Bezirksgemeinden und der Region aufgegriffen. Aus einem Vortrag im Jubiläumsjahr 900 Jahre Bronnweiler (2015) ist der Beitrag von Kulturamtsleiter Dr. Werner Ströbele hervorgegangen. Professor Rainer Loose aus Mössingen beschäftigt sich mit der Reform der Landwirtschaft auf der Münsinger und Zwiefalter Alb – und deren Hindernissen – während der Regierungszeit König Wilhelms I. von Württemberg. Auch dieser Beitrag geht auf einen Vortrag zurück, den der Autor 2016 beim Zwiefalter Geschichtsverein gehalten hat.

Seit jeher war dem Geschichtsverein die Pflege der Erinnerung an den Reutlinger Publizisten, Literaturwissenschaftler und Dichter Hermann Kurz (1813–1873) ein Anliegen. Es ist somit erfreulich, dass Dr. des. Matthias Slunitschek bereit war, einen in seiner Dissertation berührten, nicht unwichtigen Aspekt des Kurz'schen Werks in einem eigenen knappen Beitrag zu vertiefen. Slunitschek bietet in seinem Aufsatz „... daß was vergessen ist, auch vergessen bleibe...“ über die Verstrickungen der Gräfin Amalie von Uexküll eine doch überraschende Antwort auf die bis heute offene Frage, warum Schillers Heimatjahre, einer von Kurz' wichtigsten und populärsten Romanen, über Jahre hinweg nicht veröffentlicht werden konnte.

Der Beitrag von Christoph Schlemmer schließlich zu „Saisonarbeiter(n) – auf Dauer“ widmet sich italienischen Arbeitern in Reutlingen vor dem Ersten Weltkrieg. Dieser Aufsatz ging aus einem von Professor Ewald Frie betreuten Hauptseminar am Institut für Neuere Geschichte der Universität Tübingen zu Leben und Arbeit in Württemberg im Industriezeitalter hervor und zeigt damit auf schöne Weise die Erkenntnismöglichkeiten quellennaher Arbeit im Archiv. Wie gewohnt runden Buchbesprechungen neuerer orts-, regional- und landesgeschichtlicher Veröffentlichungen den Band ab.

Reutlingen, im Juni 2017

Roland Deigendesch

## Die Reutlinger Stadtmauer – Schutz, Repräsentation, Ressource

Linda Gaiser

Die Stadt Reutlingen wächst aus verschiedenen Siedlungskernen im 13. Jahrhundert zusammen. Eine Urkunde zur Stadtrechtsverleihung ist dabei nicht überliefert, jedoch lassen sich in der Mitte des 13. Jahrhunderts Hinweise auf ein selbstbestimmteres städtisches Gemeinwesen finden.<sup>1</sup> Die Sicherung dieser Autonomiebestrebungen und auch ihres wirtschaftlichen Faktors wird u. a. durch eine funktionstüchtige Befestigungsanlage gewährleistet. Sie ist ihr gemeinsamer Schutz nach außen und steht nicht nur im Kriegsfall für ihre Wehrhaftigkeit. Überdies ist sie eine sichtbare und repräsentative Abgrenzung von Stadt und Umland.<sup>2</sup> Dabei galt das Befestigungsrecht selbst als Regal und musste zunächst vom König genehmigt

---

<sup>1</sup> Vgl. Bernd Breyvogel: Von den dörflichen Anfängen zur stolzen Reichsstadt. Reutlingen im Mittelalter, in: Wilhelm Borth; Bernd Breyvogel; Wolfgang Jung: Reutlingen. Von der Reichstadtherrlichkeit zur selbstbewussten Großstadt, Reutlingen 2013, S. 17–51, hier S. 22; Dorothee Ade-Rademacher: Die Grabungen Königsbronner Pflughof und Oberes Bollwerk, in: Barbara Scholkmann u. a.: Unter Putz und Pflasterstein. Bauforschung und Mittelalterarchäologie in Reutlingen. Zum Beispiel Pfäfflinshofstraße 4, Reutlingen 1999, S. 15–38, hier S. 18; Heinz Alfred Gemeinhardt: Die Belagerung Reutlingens an Pfingsten 1247. Erinnerung an ein wichtiges Datum der frühen Stadtgeschichte, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 36 (1997), S. 189–220, hier S. 195, 214; Alois Schneider: Reutlingen (Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg, Bd. 23), Esslingen 2003, S. 36.

<sup>2</sup> Selbiges betont auch Eberhard Isenmann in seinem Grundlagenwerk zur Stadt im Mittelalter. Eberhard Isenmann: Die deutsche Stadt im Mittelalter 1150–1550. Stadtgestalt, Recht, Verfassung, Stadtrecht, Kirche, Gesellschaft, Wirtschaft, Wien u. a. 2012, S. 452. S. a. Günter P. Fehring: Stadtarchäologie in Deutschland. Archäologie in Deutschland, Sonderheft 1996, S. 62–66; Barbara Scholkmann: Das Mittelalter im Fokus der Archäologie, Stuttgart 2009, S. 71–72. Stadtmauern gelten allgemein als das typische Merkmal einer historischen Stadt. In der Stadtforschung wurden sie in unterschiedlicher Weise bei der Definition von Stadt berücksichtigt. Als allgemeines Stadtkriterium ist die Befestigung wohl erst ab dem frühen 14. Jahrhundert zu bezeichnen. Vgl. Friedrich-Wilhelm Hemann: Artikel „Stadtmauer“, in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 9, S. 23–24; Bertram Jenisch: Die Entstehung der Stadt Villingen. Archäologische Zeugnisse und Quellenüberlieferung (Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg, Bd. 22), Stuttgart 1999, S. 165; Heinrich Koller: Die mittelalterliche Stadtmauer als Grundlage städtischen Selbstbewusstseins, in: Bernhard Kirchgässner; Günther Scholz (Hrsg.): Stadt und Krieg (Stadt in der Geschichte, Bd. 15), Sigmaringen 1989, S. 9–26, hier S. 9, 13; Hans Planitz: Die deutsche Stadt im Mittelalter. Von der Römerzeit bis zu den Zunftkämpfen, Wiesbaden 1997, S. 229 ff.



Abb. 1 Die Ansicht Reutlingens belegt beispielhaft die Bedeutung der Stadtmauer und Türme für das Erscheinungsbild der Stadt. Aus dem Städteatlas von Georg Braun und Franz Hogenberg (Ausschnitt), 1617.

werden.<sup>3</sup> Die Errichtung einer solchen Anlage bringt jedoch einen hohen finanziellen Aufwand mit sich, den meist die Stadt selbst organisieren oder leisten muss; sei es durch Dienstleistungen als Bürgerfron, beim Bau oder Wachdienst oder direkt durch finanzielle Mittel. Oftmals wurden eigens Steuern oder Strafen zugunsten des Mauerbaus und von Mauerreparaturen eingesetzt oder auch Steuernachlässe gewährt.<sup>4</sup> Für Reutlingen sind hier keine Quellen überliefert, jedoch wird die Stadt im Reichssteuerverzeichnis

<sup>3</sup> Das Befestigungsrecht blieb bis ins 10. oder fast 12. Jahrhundert Königsvorrecht und wurde zunehmend auch von Lehensherren vergeben, bei jüngeren Gründungsstädten verbinden sich Gründung und Mauerbau häufig zu einem Akt. Koller führt v. a. Friedrich II., Rudolf I. und dann Ludwig den Bayern als Könige an, die ausdrücklich das Recht der Befestigung aussprachen, H. Koller (wie Anm. 2), S. 11. Dabei gibt es auch Städte ohne Mauern, aber auch welche, denen mit der Zerstörung ihrer Mauern das Stadtrecht wieder aberkannt wurde, so bspw. Mainz (1158), Augsburg (1131). Vgl. Heinz Stoob: Die Stadtbefestigung – vergleichende Überlegungen zur bürgerlichen Siedlungs- und Baugeschichte, besonders der frühen Neuzeit, in: Kersten Krüger (Hrsg.): Europäische Städte im Zeitalter des Barock, Köln 1988, S. 25–54, hier S. 26; Erich Maschke: Die deutschen Städte der Stauferzeit, in: Klaus Schreiner u. a.: Die Zeit der Staufer. Geschichte – Kunst – Kultur, Bd. 3, Stuttgart 1977, S. 59–73, hier S. 61; Hans Conrad Peyer: Die Stadtmauer in der Geschichte, in: Stadt- und Landmauern 1 (Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich, Institut für Denkmalpflege, Bd. 15,1), Zürich–Bonn 1995, S. 9–14, hier S. 11.

<sup>4</sup> E. Isenmann (wie Anm. 2), S. 99–100, 452; H. C. Peyer (wie Anm. 3), S. 11; ausführlich zur Finanzierung des Stadtmauerbaus: Karl Heinz Burmeister: Zur Finanzierung und Organisation von Stadtbefestigungen, in: Franz-Heinz Hye (Red.): Stadt Burg Festung. Stadtbefestigung von der Antike bis ins 19. Jahrhundert, Innsbruck 1994, S. 167–202.

von 1241 nicht erwähnt, was auf steuerliche Vergünstigungen schließen lassen könnte.<sup>5</sup>

Eine genaue Analyse aller bisherigen historischen, archäologischen und baugeschichtlichen Forschungen sowie der noch bestehenden Teile der Reutlinger Stadtmauer, schließlich die Untersuchung ihrer unterschiedlichen Nutzungen war das Thema einer Masterarbeit an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen 2015, die hier in gekürzter Form vorgelegt wird.<sup>6</sup> Archäologische Fundstellen und Wehrelemente sind im Text mit Buchstaben und Zahlen versehen, die im Kartenanhang lokalisiert und in der zugehörigen Legende aufgeschlüsselt werden.

## **Bisherige Forschung und Quellen**

Nach der zweiten Bearbeitung der Oberamtsbeschreibung von Reutlingen (1893) wird die Stadtbefestigung zusammenfassend von Gerda Domes in ihrer Arbeit „Die Befestigungsanlagen der Freien Reichsstadt Reutlingen“ (1966) vorgestellt.<sup>7</sup> Sie gibt einen Überblick über die Stadtentwicklung und stellt allgemein die Stadtbefestigung mit ihren Mauern, Türmen und Toren, Gräben sowie den unterirdischen Gang vor. Dabei beschäftigte sie sich schwerpunktmäßig mit Plänen und Stadtansichten und zog weiter Rekonstruktionen des Reutlinger Stadtoberbauers Otto Gall heran. Auf ihre Arbeit und den darin publizierten Übersichtsplan zur Befestigung sowie der Oberamtsbeschreibung Reutlingen beziehen sich auch die nachfolgenden Untersuchungen<sup>8</sup> zu dieser Thematik. Domes konnte zu ihrer Zeit jedoch noch nicht auf den inzwischen angewachsenen Fundus an wissenschaftlichen Untersuchungen und Baubeobachtungen zurückgreifen, der 2003 durch Alois Schneider im archäologischen Stadtkataster<sup>9</sup> aufgeführt wurde und sich seitdem durch weitere Befunde erweiterte. Schneider führte die Stadtmauerbefunde auf, allerdings war es nicht möglich, sie ausführlicher zu diskutieren und zu beschreiben, gegeneinander abzuwägen und die verschiedenen Theorien und Quellen zu

---

<sup>5</sup> B. Breyvogel (wie Anm. 1), S. 26; A. Schneider (wie Anm. 1), S. 36.

<sup>6</sup> Linda Gaiser: Die Reutlinger Stadtmauer. Schutz, Repräsentation, Ressource. Masterarbeit am Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters, Abteilung Archäologie des Mittelalters, Tübingen 2015. Ziffern und Großbuchstaben in Klammern beziehen sich im Folgenden auf den Übersichtsplan, S. 62–63.

<sup>7</sup> Beschreibung des Oberamts Reutlingen (künftig: OAB), 2. Bearb., hrsg. von dem K. Statistischen Landesamt, Stuttgart 1893; Gerda Domes: Die Befestigungsanlagen der Freien Reichsstadt Reutlingen (Materialien für den Unterricht in den sach- und sozialkundlichen Fächern der Reutlinger Volksschulen, Bd. 2), Reutlingen 1966.

<sup>8</sup> So z. B. Eugen Wendler: Reutlingen: Geschichte und Gegenwart einer lebendigen Stadt, Reutlingen <sup>2</sup>2013; Wilhelm Borth: Beiträge zur Geschichte Reutlingens und der Region, Reutlingen 2012; Borth/Breyvogel/Jung, Reutlingen (wie Anm. 1).

<sup>9</sup> A. Schneider (wie Anm. 1).

einem stimmigen Gesamtbild zusammenzuführen. Der Katalog und die verzeichneten Fundstellen bieten jedoch eine großartige Zusammenstellung vieler Aufschlüsse und Untersuchungen sowie viele geschichtliche Eckdaten und Handlungsstränge.

In der vorliegenden Abhandlung werden neben den archäologischen Untersuchungen v. a. die bauhistorischen Befunde begutachtet sowie die Schrift- und Bildquellen herangezogen. Der Befestigungsbau, die Ausbauten und der Umgang mit derselben spiegeln dabei die Geschichte der Stadt, wodurch sich die vielschichtige Bedeutung der Mauer und ihrer Symbolik abzeichnet.

Archäologische und bauhistorische Forschung<sup>10</sup> in Bereichen der Reutlinger Stadtmauer sind leider nicht immer ausführlich betrieben worden, sodass viele Informationen unwiederbringlich verloren gingen. In Reutlingen wurden die im Boden befindlichen Baubefunde der Stadtbefestigung bis in die 1990er-Jahre fast ausschließlich erst nach der Freilegung der Baustrukturen dokumentiert.<sup>11</sup> So stehen ehemals in eine Bodenstratigraphie eingebettete Funde, ihres archäologischen Quellenwertes fast gänzlich beraubt, nur noch in Form einer in diesem Falle unzureichenden bauhistorischen Aufnahme zur Verfügung. Immerhin haben wachsame Augen zumindest diese Einblicke festgehalten und grob dokumentiert. Viele Befundbeobachtungen im Bereich der Reutlinger Stadtmauer wurden in den 1960er-Jahren durch Stadtoberbaurat Otto Gall gemacht, der sie in Plänen skizzierte, fotografierte und in Rekonstruktionen seine Rückschlüsse veranschaulichte.<sup>12</sup> Zuvor gab es erste Aufzeichnungen von Inschriften u. ä. aus der Feder des Steinmetzen Friedrich Launer (1827–1914)<sup>13</sup> und erste maßstabgetreue, jedoch nicht verformungsgerechte Aufrisse.

In den folgenden Jahrzehnten führte auch das Landesamt für Denkmalpflege baubegleitende Untersuchungen durch,<sup>14</sup> oft im Zuge von Gebäude-

<sup>10</sup> Zur Abgrenzung zwischen Archäologie und Bauforschung vgl. Dirk Schumann: Archäologie und Bauforschung. Zur Geschichte einer Abgrenzung, in: Dirk Schumann (Hrsg.): Bauforschung und Archäologie. Stadt- und Siedlungsentwicklung im Spiegel der Baustrukturen, Berlin 2000, S. 32–43; Barbara Scholkmann: Bau und Boden – Zur Zusammenarbeit zwischen Archäologie des Mittelalters und Historischer Bauforschung, ebd., S. 12–20.

<sup>11</sup> Vgl. die Ergebnisse unten, sowie die Zusammenstellung im Katalog von A. Schneider (wie Anm. 1). Eine Ausnahme bildet die Untersuchung des Oberen Bollwerks in den späten 1980er-Jahren, Erhard Schmidt: Das Obere Bollwerk in Reutlingen, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg (1988), S. 251–254.

<sup>12</sup> Leider lassen sich nicht alle seine Rückschlüsse bis zum ursprünglichen Befund zurückverfolgen, sodass viele seiner teilweise nur auf bildlichen Quellen beruhenden Aussagen als gegeben angenommen werden müssen, z. B. die genaue Beziehung der Befestigungsteile zueinander. Seine Fundberichte wurden zum Teil in den Reutlinger Geschichtsblättern veröffentlicht: Fundbericht [Stadtummauerung], in: NF 3 (1966), S. 46–53; Jahreszahl an einer Schießscharte des Eckturms in der Reutlinger Zwingermauer, Fundbericht, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 24 (1985), S. 193–195.

<sup>13</sup> A. Schneider (wie Anm. 1), S. 86.

abrissen oder Kanalisationsarbeiten, sodass nur wenig Zeit für eine genauere Dokumentation blieb. Meist gibt es nur eine Skizze, Lagepläne und evtl. einige Fotos, manchmal nur eine bloße Fundmeldung. Stratigraphische Aufzeichnungen ließen sich nur selten finden. Die jüngsten Untersuchungen zeigen erfreulicherweise einen höheren Standard und weisen ausführlichere Berichte auf.<sup>15</sup>

Zwei größere Forschungsgrabungen in Zusammenarbeit mit der Universität Tübingen am Oberen Bollwerk sowie in der Pfäfflinshofstraße stechen aus den Untersuchungen hervor, erbrachten sie doch sehr aufschlussreiche, aussagekräftig dokumentierte Befunde. Vor allem die Untersuchung der Pfäfflinshofstraße 4 wird gerne und zu Recht als Vorzeigebeispiel für die Vereinbarung sowohl archäologischer als auch bauhistorischer Quellen und Methoden genannt.<sup>16</sup>

Der heute erhaltene Bestand der Reutlinger Stadtmauer hält sich stark in Grenzen. Es stehen noch zwei der ehemals vier Haupttore, das Tübinger (ehemals Metmanns-)Tor und das Garten- (ehemals „Neues“) Tor, zwei Zwingertürme, ein Mauerturm sowie kleinere Abschnitte der Stadtmauer entlang der Jos-Weiß-Straße, am oberen Bollwerk und Teile einer Vorbefestigung am Gerbertörl. Sie wurden teilweise im Zuge von Umbauten Mitte des 20. Jahrhunderts zwar zeichnerisch festgehalten, eine gründliche bauhistorische Untersuchung wurde 2007 jedoch nur am Tübinger Tor und an einem der Mauerhäuser durch Tilmann Marstaller durchgeführt. Im Sommer 2015 gab es den Anstoß zu einem verformungsgerechten Aufmaß des letzten noch stehenden Gesamtensembles in der Jos-Weiß-Straße 4.

Die nun folgenden Kapitel stellen die Ergebnisse vieler Einzeluntersuchungen und Beobachtungen zur Reutlinger Stadtmauer bzw. Befestigung zusammen.<sup>17</sup> Wichtige Eckdaten für die Erbauung, aber auch Erkenntnisse für die Nutzung der betreffenden Objekte liefern die Schriftquellen: Chroniken,<sup>18</sup>

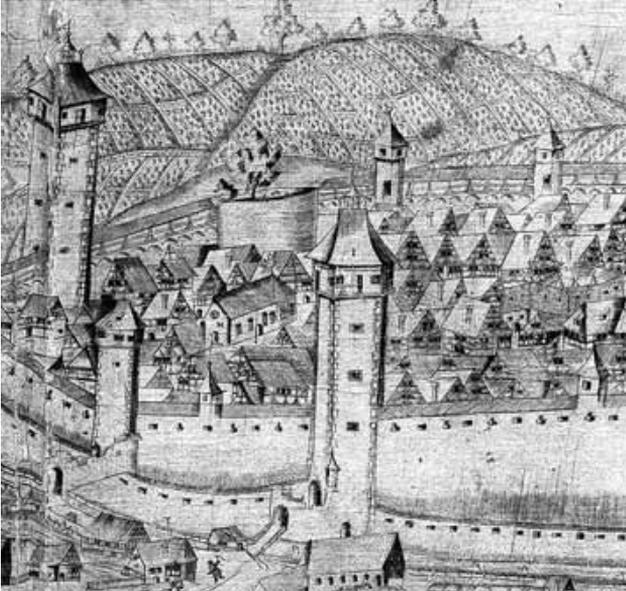
<sup>14</sup> Vgl. A. Schneider (wie Anm. 1), Ortsakten Reutlingen im Landesamt für Denkmalpflege (künftig: LAD); StadtA Rt. und Weihs 2007.

<sup>15</sup> Vgl. die Untersuchung an der Jos-Weiß-Schule (Weihs 2007), wobei auch hier konkrete stratigraphische Bezüge fehlen; s. a. Tilmann Marstaller: Bauforschung und Archäologie. Das Haus Pfäfflinshofstraße 4 in Reutlingen, unveröffentlichte Magisterarbeit, Tübingen 1998, S. 6–7.

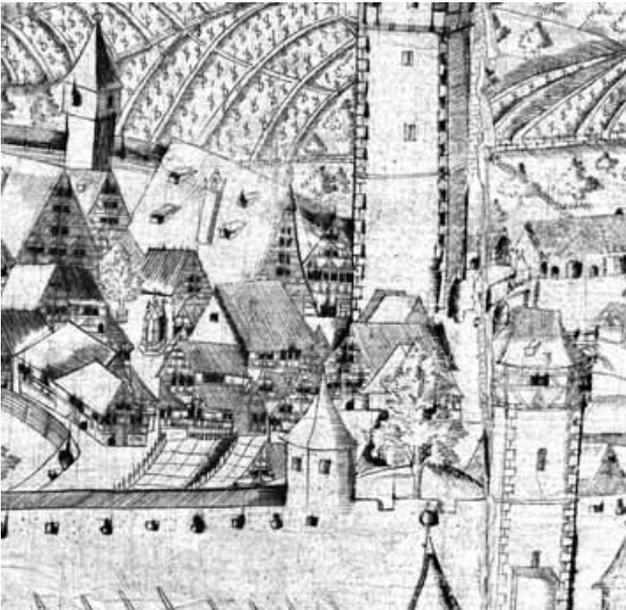
<sup>16</sup> Vgl. Unter Putz und Pflasterstein (wie Anm. 1).

<sup>17</sup> Zur Orientierung vgl. die Karte im Anhang. Die in Klammer gesetzten Zahlen und Buchstaben im Folgenden verweisen auf die jeweiligen Strukturen im Plan.

<sup>18</sup> Im Folgenden werden diese Chroniken angesprochen: Jakob Frischlin: „Encomion Reutlingense“ (Edition von Wolfgang Krauß in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 9 (1971), S. 69–199. Frischlin verarbeitete in seiner Lobrede mündliche Überlieferungen wie persönliche Erfahrungen und griff auch auf frühere Chroniken zurück, ebd., S. 186–187. Darauf bezieht sich auch die „Cronica“ des Schulmeisters Johann Fizion, die zwischen 1623 und 1639 entstand. Edition von Adolf Bacmeister: Johann Fizion, Cronica Unnd Grindtliche Beschreibung des Hailigen Römischen Reichs Statt Reutlingen, Stuttgart 1862. Weitere chro-



*Abb. 2* Ansicht Reutlingens 1620. Kupferstich von Ludwig Ditzinger, Ausschnitt: Hauptmauer, Unteres Bollwerk, Mauertürme, Stuttgarter (Unteres) Tor (links) und Tübinger (Metmanns-) Tor (rechts) sowie dazwischen das etwas kleinere Gerbertörle.



*Abb. 3* Kesselturm hinten links und Oberes Bollwerk mit Baumbepflanzung im Vordergrund.

nikalische Einzelnachrichten bei H. A. Gemeinhardt (wie Anm. 1) sowie bei Gerald Kronberger: „Anno 1700 wider geöffnet.“ Ein Fundstellenbericht zum Reutlinger Gartentor, in: Reutlinger Geschichtsblätter, NF 39 (2000), S. 27–51.

aber auch Verwaltungsschriftgut wie Kaufbücher, Stadtrechnungen oder Urkunden berichten über Form und den Umgang mit der Reutlinger Stadtmauer, geben aber auch Anhaltspunkte für eine Datierung.<sup>19</sup>

Den besten Ausgangspunkt für die Betrachtung der Befestigungselemente bietet der Kupferstich des Goldschmieds Ludwig Ditzinger von 1620. Diese detailreiche Darstellung durch einen ortsansässigen Künstler ist die aussagekräftigste Stadtansicht Reutlingens. Sie wurde 1620 angefertigt und stellt die Stadt somit bereits nach dem frühneuzeitlichen Ausbau, aber noch vor dem großen Stadtbrand hundert Jahre später dar (*Abb. 2 und 3*).<sup>20</sup>

Bei Stadtansichten ist zu beachten, dass sie nicht zwingend ein wahres Bild der Anlage vermitteln, sondern auch die Wahrnehmung des Stadtbildes und damit auch der Stadtbefestigung beeinflussen möchten. Dazu kommen perspektivische Verzerrungen und nicht-maßstabgetreue Darstellungen. In den Ansichten allgemein ist jedoch ein Wandel von einer anfänglich symbolischen hin zu einer naturalistisch-beschreibenden Darstellung (*Vedute*), zu erkennen.<sup>21</sup>

Für den Ditzinger-Stich lässt sich allgemein eine recht akkurate Darstellung in Bezug auf die Stadtbefestigung feststellen, v. a. bei den erneuerten oder zentralen Bauten. Andere Wehrelemente verortet er richtig, symbolisiert oder verallgemeinert jedoch auch Details, etwa bei der Darstellung mehrerer gleicher Elemente wie den kleineren Mauertürmen. Zudem sind auch perspektivische Probleme mit Maueranschlüssen festzustellen.<sup>22</sup> Im Folgenden wird den einzelnen Bauelementen zur besseren Übersicht und zum Vergleich jeweils ein Blick auf den Ditzinger Stich vorangestellt. Weitere Ansichten werden bei Bedarf im Einzelfall herangezogen.<sup>23</sup>

Eine erste Kartierung wurde im sogenannten „Bettelplan“ nach dem großen Reutlinger Brand von 1726 vorgenommen. Allerdings weist dieser einige

<sup>19</sup> Eine ausführlichere Darstellung der Schriftquellen in L. Gaiser (wie Anm. 6), S. 17–20, eine umfassende Bearbeitung dieser Quellen war im Rahmen dieses Aufsatzes nicht möglich.

<sup>20</sup> Ein Abdruck des Stiches (*StadtA Rt. S 90 Nr. 412*) sowie Erläuterungen bei Heinz Alfred Gemeinhardt: Die zentrale „Bildquelle“ für die Reichsstadtzeit: Der Kupferstich des Ludwig Ditzinger aus dem Jahr 1620, in: *Stadt Bild Geschichte. Reutlingen in Ansichten aus fünf Jahrhunderten, Reutlingen 1990*, S. 25–37.

<sup>21</sup> Zu Stadtansichten vgl. Astrid Wendt: Die Stadtansicht als Ausdruck systematischer Welt- erfassung: Meister I.K., Braun/Hogenberg, Merian und die Nachfolge, in: *Stadt Bild Geschichte* (wie Anm. 20), S. 11–24. Allgemein Matthias Untermann: Erscheinungsformen der Stadtbefestigung, in: Gabriele Isenberg; Barbara Scholkmann (Hrsg.): *Die Befestigung der mittelalterlichen Stadt (Städteforschung, Reihe A, Bd. 45)*, Köln 1997, S. 3–25, hier S. 9–11.

<sup>22</sup> Nähere Ausführungen s. bei den einzelnen Befestigungselementen. Seine Darstellung sollte immer auf ihren Symbolgehalt überprüft werden. Nutzt er das Detail zur Klarstellung eines anderen Sachverhaltes oder möchte er ein detailliertes Bild eines – meist herausragenden – Gebäudes darstellen? Dazu L. Gaiser (wie Anm. 6), S. 94–97.

<sup>23</sup> Die Ansichten von Braun/Hogenberg (1617 publiziert) und Merian (1643) bilden die Grundlage für viele weitere Ansichten in den folgenden Jahrhunderten, bringen jedoch nur für vereinzelte Aspekte neue, vom Ditzinger-Stich abweichende Hinweise.

Mängel auf. Die Brandschadenskartierung wurde zu Spendenzwecken durch einen Ortsfremden nach Vorlagen gefertigt, der die Stadt stark verzogen im falschen Verhältnis darstellte.<sup>24</sup> Sie sollte nur bedingt zu Schlussfolgerungen herangezogen werden.

Erst etwa hundert Jahre später wurde die älteste Katasterkarte Reutlingens angefertigt, die noch den alten Stadtmauerverlauf zeigt. Sie entstand im Zuge der württembergischen Landesvermessung um 1820.<sup>25</sup>

## Elemente der Stadtmauer

### Die Hauptmauer

#### Bild- und Schriftquellen

Der Ditzinger-Stich zeigt eine detaillierte Darstellung der Hauptmauer. Sie läuft massiv um die heutige Altstadt, unterbrochen von hohen Türmen bzw. Tortürmen und kleinen, nur aufgesetzten Mauertürmen dazwischen. Auf Wehrganghöhe sind regelmäßig Maul- und Schlüssellochschießscharten angebracht. Interessant ist der Blick auf die Innenseite der Stadtmauer (*Abb. 2*). Hier ist ein ringsum verlaufender, hölzerner, einfach geriegelter und mit zwei Fußstreben je Ständer ausgesteifter Wehrgang zu erkennen, der von Turm zu Turm führt. Der leichte Überstand ruht auf vorgelagerten Kragbögen. Dasselbe Bild kann man noch heute auf den noch bestehenden Mauerpartien sehen.

In der Katasterkarte ist die schnurgerade Mauerführung im Nordosten auffällig, dazu lässt sich ein Freiraum zu den Gebäuden in der Stadt, eine Art Mauergasse, entlang der Stadtmauer erkennen.<sup>26</sup> Zeichnungen aus dem 19. Jahrhundert zeigen den baufälligen und teils zugewachsenen Zustand der noch heute existierenden Mauerabschnitte mit einem zerfallenen Wehrgang in

<sup>24</sup> Werner Ströbele: Der Stadtbrand von 1726 – ein Ereignis schafft Bilder, in: Stadt Bild Geschichte (wie Anm. 20), S. 49–56, hier S. 53; So werden bspw. die Bollwerke überhaupt nicht verzeichnet, ebensowenig das Zeughaus im Zwingerareal. Vgl. den Bettelplan, abgebildet in: Dokumente zur Stadtgeschichte. Atlas mit Plänen und Luftbildern von Reutlingen, Reutlingen 1990, S. 4; bei L. Gaiser (wie Anm. 6), S. 136. S. a. den Beitrag Marstaller in diesem Band.

<sup>25</sup> A. Schneider (wie Anm. 1), S. 133–134.

<sup>26</sup> Mit nur kleinen Ausnahmen am Oberen und Unteren Bollwerk sowie am Gartentor, vgl. Tilmann Marstaller: Das Haus Pfäfflinshofstraße 4. Bauen und Wohnen am Rande der Reutlinger Altstadt, in: Unter Putz und Pflasterstein (wie Anm. 1) S. 69. Bewusst wurde der Begriff „Mauergasse“ und nicht „Pomerium“ (von latein. *post moerium*, ‚hinter der Mauer‘) gewählt, da dieser Begriff geschichtlich noch mehr rechtliche Bedeutungen mit sich führt als nur einen freien Weg entlang der Stadtmauer, vgl. Pauly's Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft, Bd. 21.2, Sp. 1867–1876.

der Jos-Weiß-Straße.<sup>27</sup> Die hier ersichtliche Nutzung als Lagerplatz wird auch schriftlich im Zuge des Mauerabbruchs festgehalten.<sup>28</sup>

Die Schriftquellen geben uns frühere Hinweise. Hier wird die Mauer des Öfteren zur Lokalisierung von vielen Häusern, erstmals 1304 genannt.<sup>29</sup> Die späteren Chroniken des 16. und 17. Jahrhunderts berichten meist nur grob beschreibend. In Frischlins Chronik gegen Ende des 16. Jahrhundert wird über die Mauer nur gesagt, dass die Stadt „mit mauren, waßergräben, fest [...]“ umschlossen sei.<sup>30</sup> Nach dem Stadtbrand von 1726 wird außerdem berichtet, dass „drei fünftheile der Stadt-Mauern-Bedeckung“ verheert wurde.<sup>31</sup> In den folgenden Stadtrechnungsbüchern werden zudem zahlreiche Ausbesserungsarbeiten überliefert.<sup>32</sup>

## Archäologie und Baubefunde

Die archäologischen Informationen über die Hauptmauer stammen zumeist aus Befundaufnahmen bei Bauarbeiten mit recht spärlicher Dokumentation. Sie zeigen die Abbruchkante der Stadtmauer bis 2 m unter dem heutigen Straßenniveau mit einer Breite von ca. 1,5–2 m. Sie wurde als vermörtelte zweischalige Kalkbruchsteinmauer ausgeführt.<sup>33</sup>

<sup>27</sup> Eine Sammlung findet sich bei Astrid Wendt: Die Entdeckung malerischer Winkel: Tore und Türme, in: Stadt Bild Geschichte (wie Anm. 20), S. 102–129.

<sup>28</sup> Paul Gehring: Friedrich List bei der Neuordnung der Reutlinger Stadtverwaltung (1816–1819), in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 5 (1967), S. 28–75, hier S. 41.

<sup>29</sup> Weitere: „Haus bei der Mure“ 1334 (StadtA Rt., A2 Nr. 881); „Hauses [...] an der Mauer“ 1382 (StadtA Rt., A3 Nr. 52). Bernd Breyvogel weist hier jedoch schon drauf hin, dass die Mauer zu diesem Zeitpunkt deshalb noch nicht fertiggestellt sein muss, ders. (wie Anm. 1), S. 26.

<sup>30</sup> W. Krauß (wie Anm. 18), S. 107. Weitere Ausführungen zu den Aussagen der Chroniken zur Mauer vgl. L. Gaiser (wie Anm. 6).

<sup>31</sup> [Johann Jacob] Fetzer: Brand von Reutlingen: Rückblick auf das große Brandunglück durch welches die Stadt Reutlingen im September des Jahres 1726 in Schutt und Asche gelegt worden ist, Reutlingen 1826, ND Reutlingen, 1998, S. 24 – die Berichte beruhen auf der Bußpredigt des Spitalpfarrers Fischer am 27. Oktober 1726 und auf dem „Brandbericht“ für die Reutlinger Spendensammler vom Syndicus Johann Georg Beger, vgl. Paul Schwarz: Der große Reutlinger Stadtbrand im September 1726, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 14 (1976) S. 7–43. Der Feuerschaden am Wehrgang wird außerdem im Bettelplan erwähnt, G. Kronberger (wie Anm. 18), S. 39; s. a. Christoph Friedrich Gayler: Historische Denkwürdigkeiten der ehemaligen Freien Reichsstadt Reutlingen, Bd. 2, Reutlingen 1845, S. 293.

<sup>32</sup> Vgl. die Abschnitte „Ausgab Geld an denen Stadt Thor Thurm und Mauren“ in den Rechnungsbüchern der Stadt von 1742 bis 1787, StadtA Rt., Bestand Stadtrechnerei/Pförschamt.

<sup>33</sup> U. a. in der Mauerstraße 1 und 3, A. Schneider (wie Anm. 1), S. 209, 111; Karlstraße 6, O. Gall, Fundbericht (wie Anm. 12), S. 47; A. Schneider (wie Anm. 1), S. 208; Oskar-Kalbfell-Platz, A. Schneider (wie Anm. 1), S. 111; Ortsakten Reutlingen, LAD); Jos-Weiß-Schule (Untersuchungen durch Michael Weihs 2009, Ortsakten Reutlingen, LAD); Jos-Weiß-Str. 19 (hier wurde ein Keller in die Stadtmauer eingebrochen, A. Schneider (wie



Abb. 4 Ostseite der Mauer in der Jos-Weiß-Str. 4, deutlich ist der Wechsel im Steinformat des Mauerwerks zu sehen.

den ist: In den Mauerhäusern der Jos-Weiß-Straße (10), im Ensemble der Jos-Weiß-Straße 4 (8) und am sogenannten oberen Bollwerk (13). Des Weiteren sind teilweise noch Spuren an und in den erhaltenen Türmen zu sehen.

Im heutigen Bestand hat man z. B. am letzten noch heute bestehenden Mauerturm, dem „Kesselturm“, Einblick in die Mauer. Das Mauerwerk wurde dort mit glatt gesetzten Hausteinen als Schalen und kleineren Bruchsteinen mit reichlich Mörtel als Füllmaterial ausgeführt. An der Außenseite ist zudem auf ca. 3 m Höhe ein Wechsel von größer- zu kleinformatigen Hausteinen zu erkennen, was auf eine etappenweise Aufmauerung oder eine bewusste

Besonders aufschlussreich sind die Ergebnisse der Grabung in der Pfäfflinshofstraße 4 (16).

Laut Fundspektrum stand der Mauerbau hier „gegen Mitte des 13. Jahrhundert am Beginn einer aktiven Siedlungstätigkeit“. <sup>34</sup> Schon gegen Ende dieses Jahrhunderts nutzte ein Gebäude die Stadtmauer als Rückwand. Es wurde vom Ausgräber als zweischiffiges und zweigeschossiges Fachwerkhause rekonstruiert, mit starker Überkrugung zur Straße. Dabei war vom ersten Stock ein ebenerdiger Zugang zum Wehrgang möglich. Nach dendrochronologischer Datierung (d) entstand hier 1364 ein neues Gebäude, dieses Mal jedoch mit 1,3–1,5 m Abstand zur Stadtmauer. Die Befestigung selbst wurde im Grabungsareal nur teilweise erfasst, passt von ihren Ausmaßen jedoch gut zu den anderen Befunden mit 1,5–1,7 m. <sup>35</sup>

Auch wenn die Stadtmauer größtenteils abgetragen wurde, so gibt es doch vereinzelte Stellen, an denen noch heute ein Baubestand vorhanden

Anm. 1), S. 108. Viele Stadtmauerbeobachtungen wurden bei der Aufnahme lediglich kartiert. Vgl. ausführliche Darlegung in L. Gaiser (wie Anm. 6), S. 42.

<sup>34</sup> T. Marstaller, *Bauforschung und Archäologie* (wie Anm. 15), S. 87–108, 124.

<sup>35</sup> Ebd.; T. Marstaller, *Das Haus Pfäfflinshofstraße 4* (wie Anm. 26).

Trennung von massiverer Mauerbasis und kleinteiligerem Mauerwerk obenauf schließen lässt (Abb. 4, 10).

An den Kesselturm anschließend steht das bis heute am besten erhaltene Stück der Hauptmauer. Daran schließt sich das noch bestehende Zeughaus an, das durch zwei Inschriften an Gebälk und Mauerwerk auf 1546 datiert werden kann (Abb. 5). Mit seinem Pultdach, das stadtauswärts auf der Zwingermauer aufliegt und andererseits gegen die Stadtmauer gebaut ist, überspannt es den Zwinger und konservierte dadurch die Stadtmaueraußenseite. Hier lässt sich erkennen, dass sie einst mit einer leichten Schlämme verputzt war.<sup>36</sup>



Abb. 5 Inschriften im Zeughaus.

Sehr markant sind die in der Stadtansicht von Ludwig Ditzinger erkennbaren stadtseitigen Kragbögen, auch heute noch bei den noch bestehenden Mauerhäusern (10) (Abb. 7) sowie in der Jos-Weiß-Straße 4 (Abb. 6) zu sehen. Auf Kragsteinen gelagert, tragen sie den 40 cm überstehenden Wehrgang. Der leicht zur Stadtinnenseite geneigte Boden des Wehrgangs ist mit Steinplatten ausgelegt. Dieser 1,13–1,14 m breite Laufgang wird auf der Außenseite durch eine ca. 60 cm breite Brustwehr mit zwei nachträglich eingesetzten breiten Schießscharten geschützt, die dem Formenrepertoire des späten 15./16. Jahrhundert entstammen.<sup>37</sup> Von außen lassen sich hier Baufugen erkennen, die auf vormalige Zinnen schließen lassen könnten.

Der Wehrgang ist heute über einen Treppenaufgang an der Mauer zu erreichen, der seine ganze Breite einnimmt. Ursprünglich dürfte er jedoch über die Türme selbst, vorgelagerte Holztreppen oder über eigene Treppentürme zugänglich gewesen sein. So werden in den Rechnungen des 18. Jahrhunderts überdachte Treppen erwähnt, die von außen auf einige der Türme führten.<sup>38</sup> Die heutige Treppe in der Jos-Weiß-Straße liegt an einer deutlichen Abbruchkante der Kragbögen.

Während das Sparrendach stadtauswärts auf der Brustwehr lagert, trägt es stadtseitig, wie bei Ditzinger dargestellt, ein einfach ausgeriegelter Bund, der auf eine Schwelle aufgezapft ist. Die Konstruktion wird durch firstparallele

<sup>36</sup> Freundliche Auskunft und Fotomaterial von T. Marstaller.

<sup>37</sup> Joachim Zeune: Zum Datieren von Schießscharten, in: *Burgenforschung aus Sachsen* (1998), S. 53–164, hier S. 160.

<sup>38</sup> StadtA Rt., Stadtrechnerei/Pförcchamt vorl. Nr. 134: Hier werden die Stiegendächer aufs Obere Tor und am Gerbertörlein neu gedeckt; auch im Roman Schillers Heimatjahre von Hermann Kurz (1843) wird von einer Wendeltreppe in einem der Haupttürme erzählt. Das Tübinger Tor ist noch heute über solch einen Treppenturm zugänglich.



Abb. 6 Blick auf den Wehrgang mit Kesselturm in der Jos-Weiß-Str. 4.

5,1 m hoch, mit Brustwehr sind dies innenstadtseitig 7,1 m, während auf der Feldseite eine Höhe von 8,5 m festgehalten werden kann, zuzüglich des Daches mit ca. 1,5 m. Durch das noch erhaltene Zugangsniveau zum Zeughaus von 1546 dürfte dieses Bodenniveau dem damaligen entsprechen und so einen Niveauunterschied von 1,4 m zur Innenstadt anzeigen (Abb. 13).

Am Oberen Bollwerk (13) trat das durch spätere Bauten stark ausgehöhlte Zweischalenmauerwerk mit einer ähnlichen Außenhöhe von 8,8 m zutage. Der Wehrgang ließ sich auch auf ca. 2 m unterhalb der Mauerkrone rekonstruieren, ebenfalls mit einer 60 cm breiten Brustwehr und einem Durchmesser von 2 m am Fuße der Mauer. Die verwendeten Steine stammen aus der gesamten Region von der Schwäbischen Alb bis nach Lustnau.<sup>42</sup>

kurze Fußstreben auf beiden Seiten der Bundständer ausgesteift.<sup>39</sup> Das Dach ist 2014–2015 erneuert worden. Der Wehrgang führt auf den sogenannten Kesselturm zu, vor dem ein nachträglich eingebrachter Erker stadteinwärts vorspringt (Abb. 6). Rußspuren lassen vermuten, dass er als kleiner Beheizungsraum für den Turm genutzt wurde.<sup>40</sup>

Die Mauer läuft hier im Verbund um die Ecke, während die Turmwangen im Inneren angesetzt wurden. Dabei ist der zweite Ausgang des durchlaufenden Wehrgangs, inzwischen zugesetzt, noch deutlich erkennbar (Abb. 10), man konnte also auf dem Wehrgang durch den Turm gehen. Diese Durchgänge sind auch in den Schriftquellen belegt.<sup>41</sup>

Die Mauer ist im Aufmaß auf 2,3 m (Außenmauer) Höhe, ca. 1,55 m breit und bis zum Wehrgang

<sup>39</sup> Gleiche Konstruktion wie in Mauerstraße 21, vgl. Tilmann Marstaller: Reutlingen – Jos-Weiß-Straße 21. Wohnhaus des 18. Jahrhunderts im Zwinger. Bauhistorische Begutachtung April/Mai 2012, in: Ortsakten Reutlingen des LAD.

<sup>40</sup> Freundliche Auskunft und Fotomaterial von T. Marstaller.

<sup>41</sup> Durchgang durch den Diebsturm in den Hexenprozessakten (StadtA Rt., A2 Nr. 7790); Fizion berichtet, dass man von einer Wacht zur andern gehen kann, A. Bacmeister (wie Anm. 18), S. 31.

<sup>42</sup> Maße ersichtlich aus dem Plan vom Planungsamt Reutlingen: Stadtmauer Verlauf zwischen Geb. 1 Oberes Bollwerk und Geb. 50/52 Kanzleistraße vom Dez. 1977 (StadtA Rt.); „Mauer



Abb. 7 Mauerhäuser in der Jos-Weiß-Straße.

Am Tübinger Tor (W) ist zwar kein Mauerstück mehr erhalten, jedoch stellte Marstaller bei seiner Untersuchung 2007 zwei zugemauerte Wehrgang-Zugänge in unterschiedlicher Höhe fest. Die untere Türöffnung deutet auf ein Laufgangniveau in nur 3–4 m Höhe, während die obere auf der vollen Höhe von 9 m nachträglich angelegt wurde. Marstaller bezweifelt, dass es sich beim unteren Zugang schon um die 1304 erwähnte Wehrmauer in niedererem Ausfertigung handle. Er vermutet, dass hier zuvor ein Wall bestand, der beim Aushub des Stadtgrabens als provisorische Verteidigungsanlage aufgeschüttet worden sei.<sup>43</sup>

Ein weiterer längerer Mauerabschnitt ist wohl nur deshalb erhalten geblieben, weil er als Rückwand einiger Häuser dient und inzwischen auch ein „romantisches Eck“ in Reutlingen bildet (vgl. Abb. 7). Die Häuser lehnen sich von außen an die Stadtmauer, dabei sind sie jedoch vollständig für sich

---

wird zum Schmuckstück“, Reutlinger General-Anzeiger vom 20. 5. 1978; „Eigentlich sind es hier ja zwei Mauern“, ebd., 18. 1. 1978; ausführlicher L. Gaiser (wie Anm. 6).

<sup>43</sup> T. Marstaller: Das Tübinger Tor. Neue Daten zum ältesten Reutlinger Stadttor, in: Reutlinger Geschichtsblätter, NF 46 (2007), S. 9–56, hier S. 33, hier auch eine bildliche Rekonstruktion seiner These.

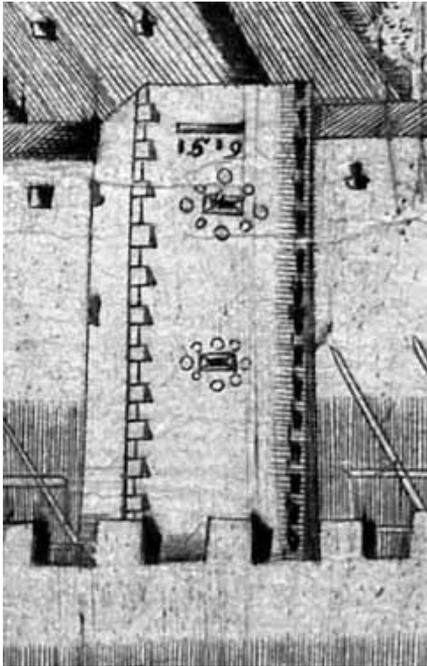


Abb. 8 Der „abgeschossene“ Turm mit der Jahreszahl 1519 und mit Bossen ausgeführte Schießscharten.

sowie etwas abseits, etwa in der Mitte der nordöstlichen Mauer, wird sie durch vier Haupttore unterbrochen, hinzu kommen zwei Nebentore zur Echaz hin und etliche Türme, die in, an und auf der Mauer sitzen. Alle lassen sich im Ditzinger-Stich erkennen. Die kleineren Mauertürme reihen sich mit nur wenigen Unterschieden in optischen Absätzen oder teilweise sogar überkragenden Aufsätzen recht einheitlich zwischen die deutlich größeren Türme und Tore. Vier ragen bei Ditzinger außen aus dem Mauerverband hervor, weitere sechs setzen sich im Inneren, meist mit schwarzer Öffnung, stärker ab (rechts außen und hinten in *Abb. 2*). Im Kontrast zu diesen kleineren stehen drei weitere massive Türme, der Pulver-, der Diebs-<sup>47</sup> und der sogenannte „abgeschossene“ Turm.<sup>48</sup> Sie ähneln vielmehr den großen Tortürmen mit ihren größeren

abgezimmert. Nachdem die Stadtmauer nach und nach von innen „ausgehöhlt“ wurde, stützen sie heute eher die Stadtmauer, als dass die Mauer sie stützt.<sup>44</sup> Im 19. Jahrhundert wurden ganze Durchbrüche für Türen und Fenster gemacht.<sup>45</sup> Die Häuserzeile bietet jedoch immer noch einen guten Eindruck der stadtsseitigen Mauer, ebenfalls mit aufeinanderfolgenden Kragbögen, die den ehemaligen Wehrgang tragen, welcher heute in die Häuser integriert ist. Die 60 cm breite steinerne Brüstung ist in den Häusern 9–17 in minimalen Resten vereinzelt noch vorhanden und wurde ansonsten, wohl aus Platzgründen, im 19./20. Jahrhundert abgebrochen.<sup>46</sup>

## Türme

### Schrift- und Bildquellen

Am Ende der Hauptstraßenachsen

<sup>44</sup> Vgl. die Grundrisse von Erich Jakobi (freier Architekt) 1977 im StadtA Rt., Bauakten, Jos-Weiß-Straße 31. Unterlagen von 1987 bei den Ortsakten Reutlingen des LAD.

<sup>45</sup> Zumindest in Hausnummer 21, vgl. T. Marstaller, Jos-Weiß-Straße 21 (wie Anm. 39).

<sup>46</sup> Für das Gebäude Nr. 21 s. T. Marstaller, Jos-Weiß-Straße 21 (wie Anm. 39), für die Nrn. 9–17 Pläne von Jakobi 1977 (wie Anm. 44).

<sup>47</sup> „Diebsturm“/„Peinturm“, A. Schneider (wie Anm. 1), S. 138.

<sup>48</sup> „Pulverturm“/„Rukulesturm“, A. Schneider (wie Anm. 1), S. 139.



Abb. 9 Ausschnitt Katasterplan 1820 mit Schalenmauertürmen, Turm im linken Bild rechts ist der heute noch bestehende Kesselturm.

querrechteckigen „Maulscharten“, betonten Eckquadern und Holzaufsätzen. Der Pulverturm fällt mit seinem Krüppelwalm aus der Reihe, genauso der Turmstumpf des „abgeschossenen“ Turms, der durch die Jahreszahl 1519 der Zerstörung durch Herzog Ulrich von Württemberg zugewiesen wird. Auffällig sind hier auch die durch runde Steine umsetzten breiten Schießscharten (Abb. 8).

Die Schriftquellen liefern v. a. Informationen zur weiteren Nutzung der Türme. 1574 wird in den Ratsprotokollen festgehalten, dass in den Diebsturm (S) Straftäter gelegt worden sind. Auch der bereits seit 1477 überlieferte Name deutet auf seine Nutzung als Gefängnis hin, die sich bis ins 19. Jahrhundert durchzieht. Damals werden zusätzlich Wohnungen für die Wärter in der Mitte des Turms erwähnt.<sup>49</sup> In den Hexenprozess-Akten des 17. Jahrhunderts und in folgenden Jahrhunderten werden weitere Türme als Gefängnisse oder mit Wärter-Wohnungen genannt.<sup>50</sup> Im „abgeschossenen“ Turm (Q) dagegen war im 16. Jahrhundert das städtische Rechnungsarchiv untergebracht.<sup>51</sup>

<sup>49</sup> Später auch als „Peinturm“ bezeichnet – A. Schneider (wie Anm. 1), S. 138.

<sup>50</sup> Die Akten der Hexenprozesse in StadtA Rt. A2 (Reichsstädtische Urkunden und Akten) Bd. 23–25. 1887 berichtet ein Führer durch Reutlingen, dass der letzte Rest der alten Befestigung – „ein viereckiges, schlankes Thürmchen“, bis zu ihrer Zeit hinein nur dann geöffnet wurde, wenn es zur letzten Herberge verurteilter Verbrecher bis zur Hinrichtung dienen musste, Heidi Stelzer: Die Gartenstraße im Wandel der Zeiten, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 36 (1997), S. 44. Hierbei ist wohl der Kesselturm gemeint.

<sup>51</sup> A. Schneider (wie Anm. 1), S. 138.



Abb. 10 Kesselturm, Nord- und Nord-Westansicht mit eingezeichnetem auffälligen Mauerwerkwechsel (grün) und Türsetzung zum Wehrgang (rot).



Abb. 11 Westliche Turmwange am Kesselturm mit durchgängiger Baufuge und tiefem, aber schön gesetztem Mauerausbruch.

## Baubefunde

Wenn auch die kleineren Mauertürme im Stadtkataster von 1820 noch in ihren Grundrissen als Schalentürme zu erkennen sind (Abb. 9), ist heute nur noch der Kesselturm in der Jos-Weiß-Straße 4 fassbar. Er passt äußerlich ganz gut zum durchschnittlichen, im Stich dargestellten Mauerturm, wenn auch der Kesselturm selbst, ohne überkragenden Absatz, nicht ganz übereinstimmt, dafür aber wie die anderen mit Helmdach und Schießscharten aus dem Mauerverbund aufgeht (vgl. Abb. 10 und 3).<sup>52</sup> Die bereits angesprochene Partie um den Kesselturm in der Jos-Weiß-Straße 4 zeigt anschaulich das Zusammenspiel von Stadtmauerturm und durchlaufender Hauptmauer samt Wehrgang und vorgelagerter Zwingermauer mit Zwingerturm (vgl. Abb. 12). Sie wurde

<sup>52</sup> Möglicherweise bereitete ihm auch die Perspektive im Mauerknick hier Schwierigkeiten, den Schalenturm mit einer stadteinwärtigen Öffnung korrekt darzustellen.



Abb. 12 Partie am Kesselturm, links der vorgelagerte Zwingerturm mit Resten der Zwingermauer, rechts überspannt das Zeughaus den Zwinger und schließt an den Kesselturm an.

auch in zahlreichen Zeichnungen während des 19. und 20. Jahrhundert abgebildet.<sup>53</sup>

Dank des verformungsgerechten Aufmaßes des ganzen Ensembles im Sommer 2015<sup>54</sup> liegen nun auch genaue Maße und ein gut dokumentiertes Mauergefüge vor, welches das Verhältnis der Befestigungselemente zueinander exakt darstellt (vgl. Abb. 13).

Baufugen zwischen Turmwangen und Mauer sowie der auffällige Wechsel zu Eckwerkquadern im aufgehenden Turm ab Wehrganghöhe bezeugen, dass der Turm in einem zweiten Schritt an die Mauer an- bzw. aufgesetzt wurde (vgl. Abb. 10, 11). Weitere Eckwerkquader finden sich als Abschluss der

<sup>53</sup> Vgl. die Abbildungen bei A. Wendt, *Tore und Türme* (wie Anm. 27), S. 120–123.

<sup>54</sup> Verformungsgerechtes Aufmaß vor Ort von T. Schmitt (Werkstatt für Baudenkmalpflege) vom Juli 2015. Leider ist die West-Ansicht (Stadtinnenseite) der Stadtmauer dabei nicht mit aufgenommen worden. Zuvor lagen nur Zeichnungen aus den 1940er- und 1970er-Jahren vor, die zentrale Details im Mauerwerk „korrigierend“ verfälscht darstellten, vgl. StadtA Rt., Baurechtsamt/Bauhistorische Untersuchungen Nr. 32.

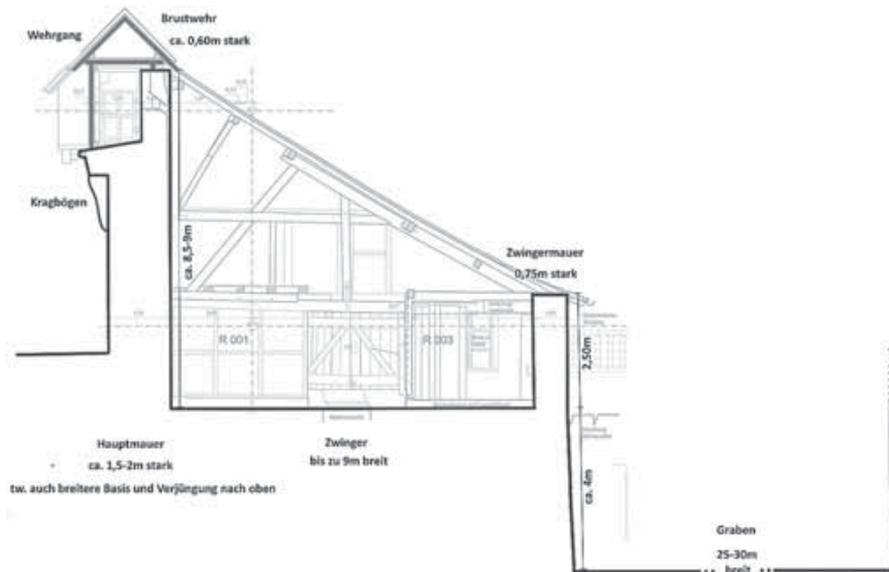


Abb. 13 Verhältnis von Mauer, Zwinger und Graben auf Grundlage des Aufmaßes der Jos-Weiß-Str. 4 in Abgleich mit anderen Fundstellen.

Turmwangen sowie am bereits erwähnten zugesetzten Zugang zum Wehrgang (Einzeichnung in Abb. 10). Wobei hier weitere sorgsam behauene Werksteinquader, darunter auch Buckelquader, bis zu den vorspringenden Kragsteinen über der heutigen Türöffnung reichen.<sup>55</sup> Durch seine ehemals zur Stadt hin offenen Wangen in der Ecke der Stadtmauer besitzt er einen fünfeckigen Grundriss.<sup>56</sup>

Im Erdgeschoss wurde die Außenmauer wohl in späterer Zeit etwas ausgebrochen, um mehr Platz im Inneren zu schaffen. Die zwischenzeitliche Nutzung als Lagerraum mit eingezogenen Lagerböden und deren Ausbau,<sup>57</sup> dürfte dem Mauerwerk weiter geschadet haben. Die Decke bildet u. a. ein Steinbogen, der über Eck den Boden des Wehrganges trägt. Der Holzboden des zweiten Stockwerks wurde über heute noch sichtbaren Auflagekonsolen getragen. Darüber spannt sich das fünfeckige Helmdach mit verplattetem, geflößtem Holz. Der kleine Erker in der Südwand wurde nachträglich angebaut und weist starke Rußspuren auf.

<sup>55</sup> Die vereinzelt, spoliartig anmutenden Buckelquader könnten auf einen Turmbau nach Abschluss der Haupttore deuten, wobei hier überschüssiges Material mit verarbeitet worden wäre.

<sup>56</sup> Nähere Ausführungen zu den Baufugen siehe L. Gaiser (wie Anm. 6).

<sup>57</sup> Auf Bildern von 2008 in recht marodem Zustand erkennbar (Bildmaterial von T. Marstaller).

Neben dem Kesselurm ist im heutigen Bestand wohl noch ein weiterer Mauerturm oder ähnlicher direkter Anbau an die Mauer nachweisbar, wenn auch nicht mehr bestehend. Auf ihn deutet eine Abbruchstelle, die lange verdeckt von größerem Efeubewuchs bei den Stadtmauerhäusern in einem Knick der Mauer lag (L). Hier lässt sich zudem eine auffällige Unterbrechung der Kragbögen beobachten, die auf einen anderen baulichen Abschnitt hinweist. Auf dem Kragstein setzt an dieser Stelle ein flacher horizontal aufgesetzter Stein an, der in eine aus der Mauer ragende Abbruchstelle einer Zweischalenmauer führt, die wohl später stark mit jüngerem Mörtel gesichert wurde. Der Ditzinger-Stich



Abb. 14 Turmmauerabbruchstelle und Kragbogenwechsel, Jos-Weiß-Straße, rechts davon befindet sich der Durchgang zum Eisturm.

zeigt hier keine baulichen Besonderheiten, was aber auch durchaus der schwierigen perspektivischen Stelle geschuldet sein könnte. Im Stadtkataster von 1820 lässt sich ebenfalls kein Bau fassen. Die Situation gleicht jedoch dem Areal am Kesselurm. Hier knickt die Mauer ab und wird mit einem Mauerturm und vorgelagertem Zwingerturm gesichert. So ist durchaus denkbar, dass an dieser Stelle ebenfalls ein zusätzlicher Turm den Mauerknick sicherte.<sup>58</sup>

## Tortürme

### Bild- und Schriftquellen

Die vier Haupttortürme, das Obere, Untere, Tübinger-, und Gartentor sowie auch der Diebsturm werden bei Ditzinger recht einheitlich dargestellt.<sup>59</sup> Mit bis zu vier Steingeschossen überragen sie die Mauer überdeutlich und zeigen querrechteckige Maulscharten. Ditzinger nahm keine perspektivische Verkleinerung der im Hintergrund liegenden Türme vor, was diese im Verhältnis zur angrenzenden Mauer fast dreifach so hoch erscheinen lässt (vgl. Abb. 2).

<sup>58</sup> Evtl. böte sich auch eine Art Zugang zum vorgelagerten Zwingerturm oder auf den Wehrgang an.

<sup>59</sup> Das Tübinger Tor (zuvor Metmannstor) entspricht hier dem „Metmas-Tor“, das Gartentor (Neues Tor) dem „Neiw Thor“, das Untere dem „Vnter Tor“, das Obere oder Albtor dem „Ober Thor“, vgl. A. Schneider (wie Anm. 1), S. 135–138.

Alle tragen zusätzlich einen eingeschossigen überkragenden Fachwerkaufsatz. Das Obere und Mühlhörle, zwei Nebentore,<sup>60</sup> sind um ein Geschoss kleiner. Sie reihen sich jedoch mit dem leicht überkragenden Fachwerkaufsatz, dem Satteldach mit Doppel-Vollwalm sowie den deutlichen Ortsteinen gleichartig zwischen die größeren Türme ein. Auf den drei Haupttortürmen, Metmannstor, Unteres und Oberes Tor, sind außerdem Glocken angebracht. Am Neuen Tor lässt sich auf der Rückseite eine hohe halbrunde, zugesetzte Öffnung erkennen.

Dazu sind noch die Vortore bzw. Torzwinger zu nennen, die dem Metmanns- und dem Unteren Mühltor vorgelagert sind und welche beim Mühltor direkt über den Graben, beim Metmannstor auf eine Brücke über den Graben zuführen (*Abb. 2*).

Die 1617 erschienene Ansicht im Städteatlas von Braun und Hogenberg (*Abb. 1*) sowie die folgenden, z. T. darauf aufbauenden Ansichten zeigen ein ähnliches, wenn auch bei Weitem nicht so detailreiches Bild der Türme. Auffällig anders erscheint nur die sehr hohe Vortoranlage des Unteren Mühltores, das zwei deutliche senkrechte Schlitze, typisch für Vorrichtungen für eine Zugbrücke,<sup>61</sup> aufweist.

Auf dem Katasterplan von 1820 lassen sich die meisten Turmgrundrisse bzw. Durchgänge an den ungefähren Orten der Ansichtsdarstellungen zuordnen, hier deuten sich ebenfalls Vorplätze vor einigen Toren an, dies wird sogar im „Bettelplan“ vermerkt.

Die Türme und Tore sind ein beliebtes Motiv in den Malereien und Zeichnungen des 18. und 19. Jahrhunderts.<sup>62</sup> Hier werden auch verschiedene Brückenkonstruktionen abgebildet. Auf einem Holzschnitt von 1780 sind Steinbogenbrücken beim Unteren und Oberen Tor und Holzbrücken beim Gerber-, Tübinger und Oberen Mühltor abgebildet. Brücken aus Holz sind im Ditzinger Stich am Oberen Mühltor und vermutlich im letzten Abschnitt der Tübinger-Tor-Brücke erkennbar, direkt nachgewiesen ist nur eine am Gartentor und dessen spätere Steinbogenkonstruktion. Letzteres ebenfalls am Oberen Tor.<sup>63</sup>

Die früheste Überlieferung zu bestehenden Stadttoren enthält der – allerdings deutlich später niedergeschriebene – Bericht der erfolglosen Belagerung Heinrich Raspes von 1247. Dabei wurde ein Sturmbock zurückgelassen,

<sup>60</sup> Oberes und Unteres Mühltor, Letzteres wird später zum Gerbertor, ebd.

<sup>61</sup> Vgl. ähnliche Vorrichtungen in Schwäbisch Hall, Eduard Krüger: Die Stadtbefestigung von Schwäbisch Hall, Schwäbisch Hall 1966, S. 118.

<sup>62</sup> Zahlreiche Abbildungen in Stadt Bild Geschichte (wie Anm. 20).

<sup>63</sup> Die Zeichnungen sollten nicht als direkte Nachweise, sondern als Hinweise herangezogen werden. Oftmals ist nicht auszuschließen, dass künstlerische Rekonstruktionen vorgenommen wurden. Abbildungen in: Stadt Bild Geschichte (wie Anm. 20), S. 59; s. a. S. 30–31.

welcher lange in der Marienkirche, später am Rathaus aufbewahrt wurde. Seine Nutzung setzt ein befestigtes Tor fast voraus.<sup>64</sup>

In den Urkunden und Akten werden die Türme und Tore häufig für Ortsangaben erwähnt. 1267 erscheint bereits das Tübinger Tor („Metmannes tor“) (W), evtl. auch das Obere Tor (K).<sup>65</sup> Im 14. Jahrhundert folgen weitere Nennungen von Toren im Zuge von Lokalisierungen einzelner Häuser.<sup>66</sup>

Frischlin berichtet 1595, dass die Tore mit „schloßgettern“ gesichert sind, vermutlich ist hiermit das auch im Tübinger Tor nachgewiesene Fallgatter gemeint,<sup>67</sup> dies berichtet auch sein Nachfolger Fizion, der 36 Türme aufführt und die festen Türme des Unteren, Oberen und Tübinger Tores lobend hervorhebt. Weiter schreibt er von „Schnellbruckhen nach krieges art“,<sup>68</sup> Glocken auf diesen Türmen sowie von einem verschlossenen Tor, dem damaligen Neuen Tor, mit einer „abgestoßenen“ Brücke.<sup>69</sup> Eine hier neu gebaute dreibogige steinerne Brücke, die eine hölzerne ersetzte, wird 1769 in den Stadtrechnungen überliefert.<sup>70</sup> Zu dem heutigen Gartentor merkt Frischlin weiter an, dass man es „selten brauche“.<sup>71</sup> Zwar wurden 1596, wie bei den anderen Toren, zwei Wächter dorthin beordert, bei den Torschließ-Ausgaben in den Rechnungsbüchern ist jedoch kein Posten für das Neue Tor festgehalten.<sup>72</sup>

Eine Zweitnutzung als Wohnung oder Arrestzelle ist für die Tortürme v. a. im 18. und 19. Jahrhundert ebenfalls belegt.<sup>73</sup>

<sup>64</sup> H. A. Gemeinhardt, Die Belagerung Reutlingens (wie Anm. 1); B. Breyvogel (wie Anm. 1), S. 23–25; Gerhard Kittelberger: Fragen zur Frühgeschichte der Stadt Reutlingen, in: Heinz Alfred Gemeinhardt; Sönke Lorenz (Hrsg.): Liutold von Achalm († 1098), Graf und Klostergründer: Reutlinger Symposium zum 900. Todesjahr, Reutlingen 2000, S. 113–146, hier S. 141. 1511 verlangte Kaiser Maximilian I. die Entfernung des Sturmbocks aus der Kirche, B. Breyvogel (wie Anm. 1), S. 25.

<sup>65</sup> Tübinger Tor (nochmals 1320), s. A. Schneider (wie Anm. 1), S. 135; unsichere Ansprache des Oberen Tors 1267, eindeutig erst 1337 erwähnt, ebd.

<sup>66</sup> So bspw. 1356 das Untere Tor/Stuttgarter Tor (ebd., S. 136); 1360 erstmals die beiden Mühlhörlein (ebd., S. 135–136); 1382/92 „Neuer Turm“/„Neues Tor“ (ebd., S. 60, T. Marstaller, Tübinger Tor (wie Anm. 43), S. 11.

<sup>67</sup> W. Krauß (wie Anm. 18), S. 107–108; zum Tübinger Tor vgl. T. Marstaller, Tübinger Tor (wie Anm. 43), S. 25.

<sup>68</sup> Womit vielleicht hölzerne schnell auf-, aber auch wieder abgebaute Brücken gemeint sind, s. A. Bacmeister (wie Anm. 18), S. 31–32.

<sup>69</sup> Ebd.; es wird vermutet, dass die Glocken wohl 1528 im Zuge des reformatorischen Bildersturmes von den Kirchen auf die Tore gehängt wurden, G. Domes (wie Anm. 7), S. 53.

<sup>70</sup> Ein Jahr später bekommt es ebenfalls ein Glockengestell, A. Schneider (wie Anm. 1), S. 137; StadtA Rt., Stadtrechnerei/Pförccham vorl. Nr. 120, 128.

<sup>71</sup> W. Krauß (wie Anm. 18), S. 90.

<sup>72</sup> A. Schneider (wie Anm. 1), S. 136–137.

<sup>73</sup> Auf dem Tübinger Tor befand sich noch 1866 ein Arrestzimmer (ebd., S. 135), im Mühlhörlein um 1770 eine Wohnung. Und auch im Neuen Tor wird 1740 eine Wohnung vermietet, G. Kronberger (wie Anm. 18), S. 43. Ein Lagerplatz der Rotgerber in den unteren Böden des Unteren und Metmannstores ist 1814 belegt, A. Schneider (wie Anm. 1), S. 135.

Nach dem Stadtbrand 1726 wurden das stark beschädigte Obere Mühlörle und das Obere Tor wieder hergestellt. Das Gartentor wurde wohl zunächst mit einem Provisorium abgedeckt und erhielt erst 1775 ein neues Dach.<sup>74</sup> Auch in den Stadtrechnungen sind Reparaturarbeiten verzeichnet.<sup>75</sup> Dies hielt jedoch nicht vom Abbruch der Türme im Zuge der Beseitigung der ganzen Anlage im 19. Jahrhundert ab. Teilweise wurden die Türme auch auf Abbruch verkauft.<sup>76</sup>

1817 erhielten die Tore im Zuge der Straßenneubenennungen nach dem Übergang Reutlingens an Württemberg entsprechend den Richtungen, zu denen sie führen, neue Bezeichnungen. Das Metmannstor wurde zum Tübinger Tor, das Neue zum Gartentor, das Obere und das Untere Tor zu Alb- und Stuttgarter Tor.<sup>77</sup>

### Archäologische Quellen und Bauuntersuchungen

Vereinzelt wurden auch bei den Türmen Befundbeobachtungen und Bauaufnahmen gemacht. Am Albtorplatz 13,<sup>78</sup> also im Bereich des Oberen Tores, wurden in den 1960er-Jahren<sup>79</sup> sowie im Zuge einer Sanierung 2000<sup>80</sup> die Fundamente eines Tor-Vorhofes angeschnitten. In der Planzeichnung Galls (*Abb. 15 rot um die neuen Befunde ergänzt*) auf Basis des Stadtkatasters lässt sich die Situation gut erfassen. Der Vorhof oder ehemalige Vorbau reicht, durch ein Gewölbe gestützt, einige Meter in den Graben. Östlich des vorspringenden Baus wurde der ehemals überwölbte Wasserdurchlass der Grabenbrücke, mit dagegen gesetztem Widerlager, erfasst.<sup>81</sup> Ob das Vortor direkt an den Turm heranreichte, wie in Galls Rekonstruktion dargestellt,<sup>82</sup> ist in den Befunden nicht gesichert, erscheint verteidigungstechnisch jedoch sinnvoll. Ob sich diese Konstruktion direkt auf die anderen Tore übertragen lässt, ist fraglich. Beim Tübinger Tor lassen die Strebepfeiler zumindest keinen direkten Anschluss des bildlich in den Ansichten dargestellten Vortores zu,

<sup>74</sup> G. Kronberger (wie Anm. 18), S. 43.

<sup>75</sup> StadtA Rt., Stadtrechnerei/Pförcamt vorl. Nr. 119.

<sup>76</sup> 1817 Unteres und Oberes Mühltor, 1818 Diebsturm, 1820 abgeschossener Turm, 1828 „Ruglesturm“, 1835 Unteres und Oberes Tor auf Abbruch verkauft, vgl. Carl Bames: Chronica von Reutlingen und Pfullingen in Freud und Leid, im Festtags- und Werktagskleid. Von 1803–1874, Reutlingen <sup>2</sup>1985, S. 11, 27, 142; A. Schneider (wie Anm. 1), S. 138; zum Brand ebd., S. 135

<sup>77</sup> StadtA Rt. S 1, Nr. 4, S. 239; vgl. auch A. Schneider (wie Anm. 1).

<sup>78</sup> Fundstelle 26 in A. Schneider (wie Anm. 1).

<sup>79</sup> O. Gall, Fundbericht (wie Anm. 12), S. 51–52; A. Schneider (wie Anm. 1), S. 109.

<sup>80</sup> Untersuchung 2000 (weiter südlich des von Gall beobachteten Bereiches) durch E. Schmidt vom LAD und M. Weihs (Arbeitsgemeinschaft Bauforschung und Bauarchäologie).

<sup>81</sup> Untersuchung 2000 (weiter südlich des von Gall beobachteten Bereiches) durch E. Schmidt vom LAD und M. Weihs (Arbeitsgemeinschaft Bauforschung und Bauarchäologie).

<sup>82</sup> O. Gall, Fundbericht (wie Anm. 12), S. 49.

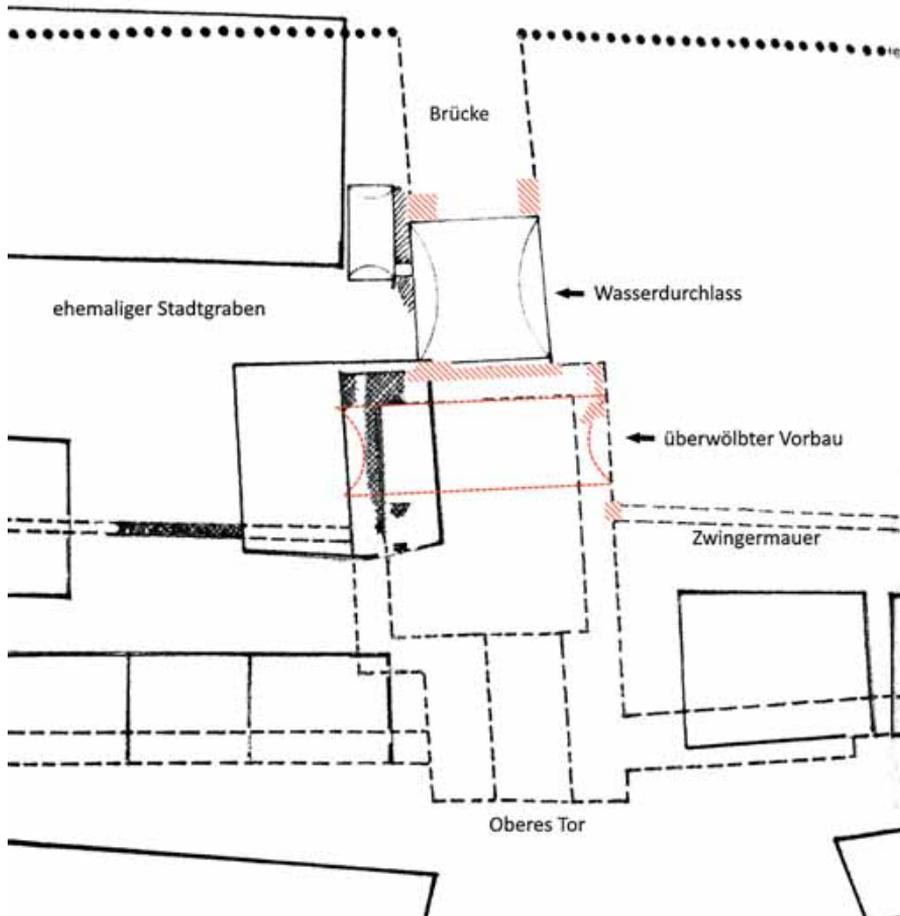


Abb. 15 Albtorplatz. Ausschnitt aus einer Skizze O. Galls, basierend auf dem Stadtkataster von 1820, mit Baubefunden (schraffiert), rot ergänzt um die neuen Befunde 2000.

jedoch blockierten sie, wie im Katasterplan ersichtlich, den Durchgang vom Vorhof zum Zwinger, sodass sich eine Art Torzwinger bildete. Sie führen alle auf die bereits angesprochenen nachfolgenden Brücken zu, die zumindest ab dem 18. Jahrhundert meist als Steinbrücken ausgeführt wurden. Vor dem Gartentor wurde 1960 und 1986 ein Bogen der dortigen Steinbrücke aufgenommen.<sup>83</sup> Das Weiler Tor in der Reichsstadt Schwäbisch Hall ähnelt im Aufbau

<sup>83</sup> A. Schneider (wie Anm. 1), S. 111, Fundstelle 31.



Abb. 16 Das Tübinger Tor, stadtseitig, ein ehemaliger Schalenturm mit zugesetzter Öffnung.



Abb. 17 Feldseite des Tübinger Tores. Portal mit profiliertem Gewände, darüber Vierpass und Wimperg. Deutlich zeichnen sich die beiden Strebepfeiler ab.

Galls Rekonstruktion des Oberen Tores, wobei in Hall die Vortoranlage erst 1526 größer angelegt wurde und nicht über den Zwinger hinaus kragt.<sup>84</sup>

Tiefbauarbeiten beim Gartentor (1985) und in der Mauerstraße 21 brachten die Fundamente des Tores aus vermörtelten Kalkbruchsteinen und einen deutlich sichtbaren Maueranschluss zutage. Stratigraphische Schichten, die evtl. Aufschlüsse über die Bauabfolge von Tor und Mauer hätten geben können, wurden nicht dokumentiert.<sup>85</sup> Bei Bodeneingriffen in der Nähe des Diebsturms (S) konnte Gall nur noch wenige Reste des einstigen Turmes feststellen.<sup>86</sup> Die von ihm rekonstruierte Toranlage lässt sich anhand der

<sup>84</sup> E. Krüger (wie Anm. 61), S. 118.

<sup>85</sup> A. Schneider (wie Anm. 1), S. 111, Fundstelle 30; Befundaufnahme durch E. Rümmele/ E. Schmidt (LAD).

<sup>86</sup> Seine Nordwest-Seite nur als Auffüllung, die Nordost-Seite als unregelmäßig gerundetes Fundament, O. Gall Fundbericht (wie Anm. 12); A. Schneider (wie Anm. 1), S. 110–111, Fundstelle 28.

dokumentierten Befunde jedoch nicht klar nachvollziehen. Auch Schneider stellt es, mit einem Blick auf das nicht vorhandene Tor im Ditzinger-Stich und weiteren fehlenden Indizien, in Frage.<sup>87</sup>

Von den beiden noch bestehenden Toren wurde nur das Tübinger Tor (W) einer ausführlichen bauhistorischen Untersuchung unterzogen.<sup>88</sup>

Eine erste gründliche Sanierung erhielt das Tübinger Tor bereits 1909/10, außerdem mussten nach dem Zweiten Weltkrieg größere Eingriffe getätigt werden, u. a. war der östliche Fachwerkeinsatz durch eine Bombendruckwelle teilweise herausgesprengt worden und musste ersetzt werden. Die letzte Erneuerung war wegen witterungsbedingter Schäden am Turmaufsatz nötig. Aus diesem Anlass wurde auch eine bauhistorische Untersuchung durchgeführt.<sup>89</sup>

Der massive Schaft des ursprünglich ca. 26 m hohen viergeschossigen Schalenturmes mit seinem ungewöhnlich kunstvollen gotischen Spitzbogenportal und zwei in den Zwingerbereich reichenden Strebepfeilern (*Abb. 17*) wurde danach vielleicht erst mit dem fortgesetzten Bau der Marienkirche 1250/60<sup>90</sup> fertiggestellt, noch ohne stadtseitigen Fachwerkeinsatz und Spitzbogenabschluss.<sup>91</sup> Die endgültigen inneren Holzeinbauten sind mit einem Fälldatum der Hölzer von 1278 (d) erst später eingebracht worden, was auf eine vorherige Konstruktion, evtl. ein Provisorium, schließen lässt.<sup>92</sup>

Marstaller widerlegt die alte Ansicht aus der Oberamtsbeschreibung, dass der Turm erst in späterer Zeit aufgestockt worden sei.<sup>93</sup> Bereits 1329/30 (d) in der Blütezeit der Stadt aufgesetzt, ist der Holzaufsatz eine Rarität, eines der bundesweit ältesten erhaltenen Beispiele seiner Art. Dazu ist die Bauweise eng verbunden mit herrschaftlicher repräsentativer Architektur.<sup>94</sup> Zwar ist der hölzerne Aufsatz feindlichem Beschuss exponiert ausgesetzt und leichter in Brand zu stecken, zeichnet sich dafür aber auch durch eine größere Nutz-

<sup>87</sup> A. Schneider (wie Anm. 1), S. 110–111.

<sup>88</sup> T. Marstaller, Tübinger Tor (wie Anm. 43); A. Schneider (wie Anm. 1), S. 129, Fundstelle 102.

<sup>89</sup> Zur näheren Begründung der Ergebnisse s. T. Marstaller, Tübinger Tor (wie Anm. 43).

<sup>90</sup> Marstaller vermutet einen Vorgängerbau, der der Belagerung 1247 standgehalten hatte, zu Form und Steinmetzzeichen vgl. ebd., S. 28–33.

<sup>91</sup> Die erste stadtseitige Fachwerkfüllung stammt von 1530/31 (Fälldatum (d)), die zweite musste wegen der Kriegsschäden 1949 neu eingebracht werden, ebd., S. 50.

<sup>92</sup> T. Marstaller, Tübinger Tor (wie Anm. 43), S. 13, 27, 55. Marstaller führt hier einige Beispiele an für Verzögerungen bei hölzernen Inneneinbauten von bis zu 50 Jahren, ebd., Anm. 26.

<sup>93</sup> Ebd., S. 35. Fehlende Baufugen und die einheitlichen Eckbuckelquader sprächen für eine einheitliche Errichtung, ebd., S. 14.

<sup>94</sup> T. Marstaller, Tübinger Tor (wie Anm. 43), S. 35, 43–45. Hinweise auf einen möglichen Vorgänger beziehen sich auf Brandrötungen sowie Ähnlichkeiten des Holzgefüges zum 13. Jahrhundert, ebd., S. 14, 20, 27.



Abb. 18 Treppenturm an der Nordseite des Tübinger Tors.

fläche und bessere Energieeffizienz aus.<sup>95</sup> Die Türme seien ein „auf Sicht angelegtes Zeichen für die militärische Qualität der Stadtbefestigung“, die feuergefährdeten Holzaufsätzen die „bewusste Präsentation einer vermeintlichen Schwachstelle“ und damit eine Demonstration eines hohen Selbstbewusstseins der Stadt, so Marstaller.<sup>96</sup>

Die Außenwirkung des Turmes wird durch die Eckbuckelquader unterstützt, die sowohl feldseitig als auch stadtseitig, hier als starke Kisenbuckelquader, an den Kanten der Schalenturmöffnung eingesetzt wurden. Das feldseitige, westliche Portal fällt ebenfalls durch seine auffällige Gestaltung auf. Die Durchfahrt ist mit dreifach statt wie am östlichen Portal oder am Gartentor zweifach gestuftem und mit Hohlkehlen profiliertem Gewände ausgestattet sowie mit einem Vierpass und Wim-

perg.<sup>97</sup> Thomas Biller betont in seinem neuen grundlegenden Band zu den Stadtbefestigungen in Deutschland, die auch im Vergleich einzigartige, aufwendige und an Sakralbauten erinnernde Ausführung.<sup>98</sup>

Der Zugang zu den ersten beiden von den insgesamt fünf (mit Aufsatz) Obergeschossen erfolgte wie heute über den noch erhaltenen Treppenturm

<sup>95</sup> Hierzu gibt es auch Untersuchungen an schweizerischen Burgen aus dem frühen 13. Jahrhundert, vgl. Werner Wild: Dendrodatierte Baubefunde aus Burgen der Schweiz. Ein Überblick mit Fokussierung auf die hölzernen Obergeschosse, in: Andreas Diener; Joachim Müller; Matthias Untermann (Red.): Holzbau in Mittelalter und Neuzeit (Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit, Bd. 24), Paderborn 2012, S. 251–260. Marstaller kritisiert die bisherige Interpretation, welche wegen einer nun nachweislich fehlinterpretierten Inschrift von 1528 einen militärischen Bedeutungsverlust der Befestigungsanlage durch die hölzerne Aufstockung annahm, T. Marstaller, Tübinger Tor (wie Anm. 43), S. 35–46.

<sup>96</sup> Ebd.

<sup>97</sup> Beides von Anfang an dort angebracht. Die Verzierungen wurden in den letzten Sanierungen teilweise ausgewechselt. Die Kreuzigungsszene im Dreipass stammt wohl aus dem 14. Jahrhundert, ebd., S. 15–16.

<sup>98</sup> Thomas Biller: Die mittelalterlichen Stadtbefestigungen im deutschsprachigen Raum. Ein Handbuch, Bd. 2, Darmstadt 2016, S. 65.

an der Nordseite (*Abb. 18*).<sup>99</sup> Dort befinden sich auch die beiden bereits erwähnten übereinanderliegenden ehemaligen Zugänge zum Wehrgang.<sup>100</sup> Eine Türöffnung zum südlich anschließenden Wehrgang im Inneren des Turmes ist stark überformt.<sup>101</sup>

Der heute bestehende Spitzbogenschluss veranlasste eine Abänderung des 1330 (d) aufgesetzten Holzstocks, muss deshalb erst danach, vielleicht in Zusammenhang mit einem Dachstuhl-Umbau 1375 (d), ausgeführt worden sein.<sup>102</sup>

Einige Modernisierungen sind im 16. Jahrhundert zu finden: Die Umfunktionierung einer Schieß- zur Geschützscharte (1528, inschriftliche Datierung (i)); der weitere Einbau von Schießscharten für Hakenbüchsen auf fast allen Ebenen sowie ein zweifaches Sprengwerk im Dach (1527 (d)), wohl für eine große freie Halle. In diesem Zuge fand auch die Einbringung der Fachwerkwand in der hohen Spitzbogenöffnung statt und wahrscheinlich auch die Aufbringung des Dachreiters.<sup>103</sup> Ein nachträglicher Raumeinbau für die Turmwächterwohnungen ist ebenso erkennbar, wobei auf eine ungestörte Passage durch den Turm geachtet wurde.<sup>104</sup>

## Turmbemalung

Die eingebauten Geschützschießscharten nehmen Rücksicht auf ein ehemaliges Wappenfeld an der Westseite des Turms, das somit bereits zuvor bestanden haben muss.<sup>105</sup> Die Oberamtsbeschreibung von 1893 berichtet von einer Bemalung der Tore 1671.<sup>106</sup> Und auch die späteren Stadtrechnungen von 1753/54 enthalten Ausgaben für die Bemalung des Tores mit Adler und Stadtwappen. 1768/69 soll der Maler Beck das kaiserliche Wappen, das Stadtwappen und die „Geschichte von der Denkmünze“ auf das Metmannstor gemalt (wohl erneuert) haben. Diese „Denkmünze“ könnte die bei Gayler erwähnte Prägung zum 200. Jahrestag der Übergabe der Augsburger Konfession gewesen sein. Damit würde die Turmbemalung auch eine reformatorische Botschaft ausstrahlen.<sup>107</sup>

<sup>99</sup> So greift die Treppenspindel auch in das Turmmauerwerk ein und der Bau entspricht formal ganz dem restlichen Tübinger Tor, T. Marstaller, Tübinger Tor (wie Anm. 43), S. 20.

<sup>100</sup> Ebd., S. 20–23; die Wandnischen im Tordurchgang konnten bisher keiner konkreten Funktion zugeschrieben werden.

<sup>101</sup> Ebd., S. 24.

<sup>102</sup> Ebd., S. 20, 49.

<sup>103</sup> Ebd., S. 50–52.

<sup>104</sup> Ebd., S. 52.

<sup>105</sup> Ebd., S. 53; Marstaller verweist hier auch auf ein württembergisches Königswappen, das 1826 zeichnerisch festgehalten wurde.

<sup>106</sup> OAB Reutlingen (wie Anm. 7), S. 12; G. Domes (wie Anm. 7), S. 52.

<sup>107</sup> StadtA Rt., Stadtrechnerei/Pförschamt vorl. Nr. 107 (1753) und 120 (1768); C. F. Gayler: (wie Anm. 31), Bd. 1, Reutlingen 1840, S. 603.



Abb. 19 Feldseite des Gartentors mit bossenumsetzten Schießscharten.

Bames berichtet später, dass 1802 die kaiserlichen Wappen von den Toren weggeschafft wurden und statt dem Adler das württembergische Hirschhorn angebracht wurde.<sup>108</sup>

Das Gartentor, ehemals „Neues Tor“, entspricht in vielen Punkten dem Tübinger Tor. An seiner westlichen Stadtinnenseite befindet sich ebenfalls eine zugesetzte Spitzbogenöffnung eines ehemaligen Schalenturms. Hier wurde sie jedoch richtig zugemauert.<sup>109</sup> An allen vier Turmkanten zeigen sich auch hier Eckbuckelquader. Auf Bildern vor der Renovierung des Jahres 2000 ist zu erkennen, dass diese stadtsseitig kurz über dem Tor enden und vereinzelt in abgearbeiteter Manier im Mauerwerk wieder auftauchen. Eine weitere Parallele zum Tübinger Tor sind die glatt gearbeiteten Eckwerkqua-

der der zugesetzten Spitzbogenöffnung, die erst mit dem Beginn der Bogenform die vorherigen Buckelquader ablösen. Diese enge Korrelation lässt vermuten, dass zur selben Zeit ähnliche Veränderungen auch am Gartentor durchgeführt wurden. Dies sollte jedoch noch überprüft werden.

Der Torturm besitzt ebenfalls einen leicht vorkragenden Fachwerkaufsatz, ist jedoch um ein Geschoss niedriger als das Tübinger Tor.<sup>110</sup> Die zweistufigen Hohlkehlen-Stufenportale entsprechen dessen weniger verziertem östlichem Portal.

Sehr auffällig sind die an den Feldseiten mit halbkugelförmigen Bossen umsetzten Schießscharten (Abb. 19), welche eine große Ähnlichkeit mit den auf dem Ditzinger-Stich dargestellten am „abgeschossenen Turm“ haben, der Turm wurde beim Überfall Reutlingens durch Herzog Ulrich von Württemberg 1519 zerstört (vgl. Abb. 8) und danach nur noch in halber Höhe als Geschützturm wieder errichtet.

<sup>108</sup> C. Bames (wie Anm. 76), S. 20.

<sup>109</sup> Der Turm wurde 1906 und 2000 renoviert, A. Schneider (wie Anm. 1), S. 137.

<sup>110</sup> Höhe des Steinschafts: 17,83 m, mit Dach: 26 m. Plan von 1929 in StadtA Rt., S 160 Nr. 21. Das Tübinger Tor hat eine Gesamthöhe von ca. 36 m, G. Kronberger (wie Anm. 18), S. 31. Zum „abgeschossenen“ Turm vgl. A. Schneider (wie Anm. 1), S. 138.

Da die Stadtmauer am Gartentor bündig mit der Stadtseite des Turmes verläuft, erscheint eine spätere Errichtung, an eine bereits bestehende Mauer, denkbar. Darauf verweist auch die ursprüngliche Bezeichnung „Neues Tor“. Auch im Katasterplan von 1820 ist es das einzige Stadttor, das aus dem Mauerverbund hervorspringt. Eine Inschrift über dem äußeren Portal „P.P.P. 1700“ verweist auf dessen auch schriftlich verbürgte Öffnung für die Bürgerschaft im Jahr 1700. Lange Zeit war es also ungenutzt geblieben.<sup>111</sup>

## Zwingermauer mit Türmen und Stadtgraben

### Bildquellen

Die Zwingermauer bildet Ditzinger unregelmäßig hoch vor der Hauptringmauer ab. An zwei Abschnitten schließt sie mit einer Zinnen-Bekrönung ab, während im Westen scheinbar rechteckige Maulscharten und eine Dachdeckung angebracht sind. Dabei scheint sie den Kupferstecher vor perspektivische Probleme gestellt zu haben, schwankt doch ihre Höhe bei Mauerkurven unrealistisch stark, dazu scheint auch die Darstellung bei den Turmanschlüssen weder korrekt noch möglich zu sein.

Die fünf dargestellten, im Vergleich zu den Türmen der Hauptmauer gerundeten wirkenden runden Zwingertürme mit Kegeldach und Knauf sind mit „Maulscharten“ versehen und in die Zwingermauer gefügt. Der östlichste Zwingerturm (*Abb. 20, ganz rechts*) zeigt ein deutlich umlaufendes Gesims und zehn statt den andernorts drei bzw. – in nur einem Fall – vier Schießscharten.<sup>112</sup> Die Zwingertürme sind dabei stark in den Graben vorgelagert.

An den Toren wird die Mauer durch die vorgelagerten Doppeltoranlagen mit ihren Brücken unterbrochen, die über den direkt angrenzenden wasserführenden Graben führen. Zahlreiche Enten verdeutlichen, dass er tatsächlich Wasser führt. Im oberen Bereich wird dieser durch Steintraversen in aufgestaute Abschnitte unterteilt. Gemeinhardt merkt hier an, dass dies bei einem Gefälle von neun Metern zwischen dem Oberen und dem Unteren Stadttor für eine gleichmäßige Wassertiefe vonnöten war.<sup>113</sup> Eine Grabenmauer grenzt ihn nach außen ab. Es ist nicht klar erkennbar, ob der Graben von der Echaz gespeist wird oder nicht. Lediglich ein kleiner Kanal ist vor der oberen Vorstadt zu erkennen, der hinter die Stadt zu führen scheint. Im Zwingerbereich

<sup>111</sup> „P[orta] p[ublico] p[atefacta est] 1700“, alternative Lesarten bei G. Kronberger (wie Anm. 18), S. 36.

<sup>112</sup> Dass die Scharten wegen des besonderen Blickwinkels bei den anderen Türmen fehlen, ist eher unwahrscheinlich, da die Höhenanordnung stark variiert und zudem die abgebildeten seitlich liegenden Schießscharten auch angedeutet werden und keine weiteren in zweiter, dritter oder gar vierter Reihe.

<sup>113</sup> H. A. Gemeinhardt, Ditzinger (wie Anm. 20), S. 36.



Abb. 20 Erhöhtes Bollwerk hinter der Hauptmauer, Tucherrahmen im Zwinger sowie drei in den Graben vorgelagerte runde Zwingertürme. Besonders auffällig ist der detailreich dargestellte heutige Eisturm ganz rechts.

ist, bis auf die Balkenkonstruktion im oberen Bereich, keine Bebebauung abgebildet.

Diese hölzerne Konstruktion in der Nähe des sogenannten abgeschossenen Turms (vgl. Abb. 20) wurde des Öfteren als Abstützung für das Mauerwerk bezeichnet. Jedoch scheint die recht dünne Konstruktion keinen rechten Sinn als Stütze zu machen.<sup>114</sup>

Im Stadtkataster von 1820 führt die Zwingermauer in unregelmäßigen Abständen einmal um die Stadt, nur zwischen dem Unteren Gerber- und kurz vor dem Tübinger Tor setzt der Graben direkt an der Hauptmauer an. Außerdem ist vor den Stadttoren eine Bebauung im Zwingerbereich eingezeichnet.<sup>115</sup> Der Graben läuft 22–25 m breit<sup>116</sup> als Sohlgraben um die Stadt und wurde in dieser Zeit bereits in Gartenparzellen unterteilt, durchflossen von einem kleinen, teilweise zu Weihern sich verbreiternden Bach. Eine ehemals stärkere Wasserführung ist im Ditzinger-Stich belegt. In der Reichsstadt Biberach<sup>117</sup> ist nach 1373, bei ähnlicher Stadtgröße, ebenfalls ein 20 m breiter

<sup>114</sup> G. Domes (wie Anm. 7), S. 62; H. A. Gemeinhardt, Ditzinger (wie Anm. 20); weitere Ausführungen hierzu vgl. unten, S. 40–41.

<sup>115</sup> Bspw. die schon angesprochene Jos-Weiß-Straße, links und rechts vom Neuen Tor, am Oberen und Unteren Bollwerk, Stuttgarter und Tübinger Tor.

<sup>116</sup> T. Marstaller, Tübinger Tor (wie Anm. 43), S. 13.

<sup>117</sup> Erste Stadtmauer wohl aus dem frühen 13. Jahrhundert, sich verdichtende Siedlungszeugnisse im 12. Jahrhundert, durch Kaiser Friedrich II. um 1218 zur Reichsstadt erhoben und auch in den Städtebünden tätig, vgl. Kurt Diemer: Biberach. Geschichte und Kunst-

Graben nachgewiesen. Hier konnte jedoch bei einer vorherigen kleineren Ummauerung ein viel schmalerer, 8–10 m breiter Wassergraben festgestellt werden.<sup>118</sup>

Die im Reutlinger Stadtkataster insgesamt noch fünf eingezeichneten Zwingertürme sind meist als halbrunde an und in die Zwingermauer gebaute Türme dargestellt, nur der Turm im Graben zur Echaz hin (U) scheint von der Mauer gelöst.<sup>119</sup>

## Schriftquellen

Der Chronist Fizion berichtet von einem Zwinger mit guter Brustwehr und einem tiefen Wassergraben, der die ganze Stadt umgeben soll.<sup>120</sup> Zwinger- und Grabenmauer wurden nachweislich bis ins 18. Jahrhundert hinein gestützt und ausgebessert.<sup>121</sup>

Schon recht früh wurde der Zwinger auch für andere Zwecke genutzt. Im 17. Jahrhundert werden so beispielsweise Gärten an der Stadtmauer bzw. im Zwinger erwähnt und teilweise verpachtet.<sup>122</sup> Quellen der Zünfte enthalten außerdem Anfragen und Berichte der Tucher, die den Zwingerbereich nutzen, um dort Tuchrahmen aufzustellen. Schon 1699 wurde diese Nutzung vom Metmannstor bis zum Mühltor erwähnt.<sup>123</sup> Weiter erließ das Zunftgericht der Tucher am 4. März 1759 wegen der „Zwingel“, die offensichtlich als Gärten fungieren, bestimmte Vorgaben, wie jeder „Zünftiger“ seinen Teil bebauen und bepflanzen durfte. Es waren Gartenzinse zu entrichten und außerdem wurde das „unnötige Spazierenlaufen“, wodurch „mancher Verdruß und Schaden“ zugefügt worden sei, verboten.<sup>124</sup> 1820 wird in einem Stadtratsprotokoll die Verpachtung des Zwingers vom „neuesten oder Kanzleitor an

---

geschichte einer alten Reichsstadt, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 32 (2003), S. 9–12.

<sup>118</sup> Alois Schneider; Dorothee Ade-Rademacher: Biberach an der Riß (Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg, Bd. 7), Stuttgart 2000, S. 102.

<sup>119</sup> Dies wird in der Stadtmauer-Übersicht von Domes einheitlich korrigiert dargestellt. Außerdem tauchen bei ihr vier weitere Zwingertürme auf, die sie wohl aus Vergleichen zwischen dem Stadtkataster und Bettelplan rekonstruierte, G. Domes (wie Anm. 7), S. 25.

<sup>120</sup> A. Bacmeister (wie Anm. 18), S. 33.

<sup>121</sup> Für die Ausbesserungsarbeiten am Zwinger und der Stadtgrabenmauern vgl. die Abschnitte „Ausgab Geld an denen Stadt Thor Thurm und Mauren“ in den Rechnungsbüchern der Stadt 1742–1787, StadtA Rt., Stadtrechnerei/Pförcchamt.

<sup>122</sup> In einer Zeugenaussage 1637 werden im Zwinger aufgezoogene Setzlinge erwähnt, StadtA Rt., A2 Nr. 7641. 1666 „in des Bantlens Garten an der Stadtmauer“, ebd. Nr. 7888. Kronberger berichtet auch aus Ratsprotokollen von 1645 bis 1650 vom Nutzungsrecht des Bürgermeisters für den Zwinger, um Gras und Obst anzubauen, G. Kronberger (wie Anm. 18), S. 35. Seit dem „Ökonomieverbesserungsplan“ des 18. Jahrhunderts wurde Gartenland in diesem Bereich verpachtet, A. Schneider (wie Anm. 1), S. 133–134.

<sup>123</sup> StadtA Rt., A2 Nr. 3487, Erwähnung 1699 in einem Vergleich, ebd. Nr. 3255.

<sup>124</sup> StadtA Rt., A2 Nr. 3279.

aufwärts bis gegen das Mühltor“ an die Tucher für ihre Zettelrämen „wie bisher“ festgehalten und noch bis zum Tübinger Tor hin erweitert. Interessanterweise finden sich in genau diesem Bereich auch die bereits angesprochene Holzkonstruktionen im Ditzinger-Stich. Ähnliche Konstruktionen zeigen auch spätere Ansichten anderer Städte wie bspw. von Görlitz.<sup>125</sup>

Zudem wird 1742/43 ein Fischwasserzins aus zwölf Weihern im Stadtgraben verzeichnet.<sup>126</sup>

In den weiteren Schriftquellen tauchen ab dem 19. Jahrhundert v. a. die Zwingertürme im Graben auf. Diese Erwähnungen stehen meist im Zusammenhang mit deren Nutzung als Werkstätten für Gießereien, Schmieden oder Färbereien, aber auch als Lagerräume für Möbel bis hin zu Eiskellern. Letzterer Funktion verdankt einer der Zwingertürme noch seinen heutigen Namen „Eisturm“.<sup>127</sup>

Einige Zeichnungen, Malereien und Photographien des 19. Jahrhunderts zeigen Zwinger und Graben in einem langsam verfallenden bzw. bereits umgenutzten Zustand. Sie werden zu dieser Zeit zu Gärten, Alleen oder Bauraum umfunktioniert.<sup>128</sup> Der Abbruch von Türmen kann in den meisten Fällen anhand eines Vergleichs anhand des Katasterplans festgestellt werden.<sup>129</sup> Die Auffüllung der Weihergärten vom Tübinger Tor bis zur Rebentalgasse meldet auch Bames 1864.<sup>130</sup>

## Archäologische Quellen und Bauuntersuchungen

Da bei der Auffüllung des Stadtgrabens oft Teile der Zwingermauer bzw. der untere Teil der Zwingertürme zugeschüttet wurden, tauchen diese Anlagen in Baugruben wieder auf. So wurden z. B. im Bereich des Albtorplatzes (9) oder der Gartenstraße 30 (6) Reste der meist 0,75 m breiten Zwingermauer freigelegt.<sup>131</sup>

<sup>125</sup> Heinz Müller: Vorbefestigungen sächsischer Städte, in: Heinz Müller u. a. (Hrsg.), Zwinger und Vorbefestigungen (Veröffentlichung der Landesgruppen Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen der Deutschen Burgenvereinigung e. V.), Langenweißbach 2007, S. 107–116, hier S. 110.

<sup>126</sup> StadtA Rt., Stadtrechnerei/Pförcchamt vorl. Nr. 99.

<sup>127</sup> Eine Vielzahl von Hinweisen ergeben sich aus der Neukatastrierung für die Gebäudebrandversicherung 1820 sowie aus Mietinformationen, s. A. Schneider (wie Anm. 1), S. 136–140; L. Gaiser (wie Anm. 6), S. 58–59.

<sup>128</sup> Zeichnungen und Malereien, die den langsamen Zerfall und das Verschwinden von Graben und Zwinger zeigen, in Stadt Bild Geschichte (wie Anm. 20).

<sup>129</sup> Vgl. die Karte: Nr. (3) und (4) ab 1842 nicht mehr verzeichnet, (5) und (6) schon auf Urkataster von 1820 nicht mehr belegt, (2) spätestens um 1900 abgebrochen, vgl. A. Schneider (wie Anm. 1), S. 137–140.

<sup>130</sup> C. Bames (wie Anm. 108), A. Wendt, Tore und Türme (wie Anm. 27), S. 112.

<sup>131</sup> L. Gaiser (wie Anm. 6), S. 77–79; A. Schneider (wie Anm. 1), S. 109; M. Weihs (wie Anm. 33).

Die äußere Grabenfurtermauer wurde ebenfalls bei verschiedenen Aufschlüssen erfasst und konnte aufgrund ihrer Lage und einem Katasterabgleich eindeutig zugeordnet werden (18).<sup>132</sup> Bei Untersuchungen im Bereich des Stadtgrabens beim Tübinger Tor (W) wurden verschiedenste Kulturschichten vom 13. bis zum 19. Jahrhundert festgestellt, die v. a. mit Keramik durchsetzt waren. Die Fundzusammensetzung veranlasste die Ausgräber zu dem Schluss, dass der Stadtgraben von der Bevölkerung als regelrechte Abfallgrube genutzt wurde.<sup>133</sup> Nähere archäologisch-stratigraphische Untersuchungen zum Zwinger oder Graben wurden nicht durchgeführt.

Die einzigen noch bestehenden Teile der Zwingermauer beschränken sich auf den kleinen Mauerabschnitt beim Zeughaus hinter der Jos-Weiß-Straße 4 (8) und auf zwei der Zwingertürme (M, I). Zu keinem der Objekte wurde eine umfassende bauhistorische Untersuchung durchgeführt. Die Zwingermauer und zumindest die Umrisse des dortigen Zwingerturms wurden aber jüngst im Zuge des Aufmaßes der Partie am Zeughaus mit aufgenommen, ansonsten wurden die Objekte nur bei der Freilegung im Zuge von Bauarbeiten fotografiert und kurz dokumentiert.<sup>134</sup>

So wurde 1982 beim Abbruch eines Hauses am Burgplatz 1 die „Rückseite“ des bereits erwähnten Gesamtensembles der Jos-Weiß-Straße 4 (8), d. h. die Feldseite der erhaltenen Zwingermauer und des Zwingerturms, freigelegt (Abb. 21).<sup>135</sup> Turm und Mauer wurden durch die Grabenverfüllung im 19. Jahrhundert regelrecht eingegraben. Deshalb trat erst tief unter dem heutigen Niveau eine weitere Mauerschicht am Turm zum Vorschein, während das Fundament auch nach zwei weiteren Metern nicht erreicht werden konnte.<sup>136</sup> Die erfasste Höhe des Turmes beläuft sich auf etwa 10,5 bzw. 15 m mit Dach. Die daraus rekonstruierte Grabentiefe beläuft sich, vom Zwingerniveau aus, auf mindestens 4 m.

Bei dem Zwingerturm handelt es sich um einen halbrunden, an der Stadtinnenseite flach in die Zwingermauerflucht gefügten dreigeschossigen Turm mit ca. 1 m Mauerstärke und Kegeldach (ebenfalls an der Stadtinnenseite abgeflacht), das vielleicht noch den ursprünglichen Dachstuhl mit geflösten

<sup>132</sup> A. Schneider (wie Anm. 1), Fundstellen Nr. 32–34.

<sup>133</sup> Ortsakten Reutlingen im LAD. Die archäologisch erfassten Abschnitte sind im Kartenanhang S. 62 ff. erfasst.

<sup>134</sup> Zu dieser Untersuchung konnte die Verfasserin lediglich einige Fotos, Grabungsskizzen sowie einen maßstabgerechten Querschnitt des Zwingerturms auffinden, LAD, Vorgang 420.

<sup>135</sup> Von E. Schmidt im Auftrag des LAD. Die Unterlagen, wenige Skizzen, einige Fotos sowie eine Zeichnung des Zwingerturms sind unter der Fallnr. 420 dort einsehbar sowie kurz dokumentiert in A. Schneider (wie Anm. 1), S. 109.

<sup>136</sup> Aussage aus „Stadtmauerturm am Burgplatz halbwegs unter der Erde“, Reutlinger General-Anzeiger vom 3. 4. 1982, diese Tiefe kann an einer Zeichnung des Turmes in etwa nachvollzogen werden.



Abb. 21 Bei Baumaßnahmen freigelegte Zwingermauer samt Zwingerturm, im Hintergrund der Kesselturm. Das Zeughaus von 1546 überspannt dabei den Zwinger.

Hölzern enthält.<sup>137</sup> Ein ursprünglicher Zugang ist im zweiten Geschoss erkennbar, dieser führt fast ebenerdig in den Zwinger. Der obere Ausbruch scheint aufgrund der Form und des Mauergefüges später geschehen zu sein. Das darüberliegende oberste Geschoss wird durch ein Gesims abgetrennt, das den Turm nach oben leicht verbreitert und innen eine Auflagerung für den Fußboden ermöglicht.

<sup>137</sup> Die dafür typischen „Wiedlöcher“ sind deutlich erkennbar und deuten nach einer ersten Einschätzung Marstallers in das 17./18. Jahrhundert, s. a. T. Marstaller: Zu Lande und zu Wasser. Bauholzimporte des 12.–17. Jahrhunderts im mittleren Neckarraum, in: Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 24 (2012), S. 61–70. Allerdings wäre hier eine genauere Untersuchung mit Dendrodatierung wünschenswert. So könnte festgestellt werden, ob der Zwingerturm beim Brand 1726 ebenfalls betroffen war oder ob das Dachwerk sogar noch in die Zeit davor zurückreicht.

Im Innenraum sind noch heute Spuren der ehemals ins Mauerwerk eingebauten Treppe zu erkennen. Ein gekehltes Gesims schließt den Turm zum Dach hin ab. Knapp unter dem ersten Gesims schließt nördlich und süd-westlich die Zwingermauer an. Der Turm steht somit in der östlichen Ecke der Gesamtanlage. Neben der neu erfassten Schießscharte weist er in jedem aufgehenden Geschoss weitere vier Schießscharten auf, die von innen genauer als Schlitzmaulschießscharten<sup>138</sup> identifizierbar sind, wie sie im ausgehenden 15. und im beginnenden 16. Jahrhundert aufkommen.<sup>139</sup>

Die Datierung wird durch eine Inschrift in einer Scharte bekräftigt, die 1894 in noch besserem Zustand von Friedrich Launer festgehalten wurde. Leider ist die vorletzte Ziffer heute nicht mehr lesbar. Gall sieht hier aufgrund der Maßverhältnisse „1500“, während Marstaller die Schießscharte nach dem Überfall Herzog Ulrichs auf Reutlingen 1519, also ins Jahr 1520 ansetzt.<sup>140</sup> Vergleicht man die Ziffern der festgehaltenen Reste von Launer, ist eine Null sowie eine Eins auszuschließen, eine kleinere Zwei ließe sich in der spätgotischen Schrift durchaus rekonstruieren, auch eine Fünf käme in Betracht.<sup>141</sup> Ein Bau im Jahr 1520 oder auch 1550 würde zu einer Ausbaureaktion in den folgenden

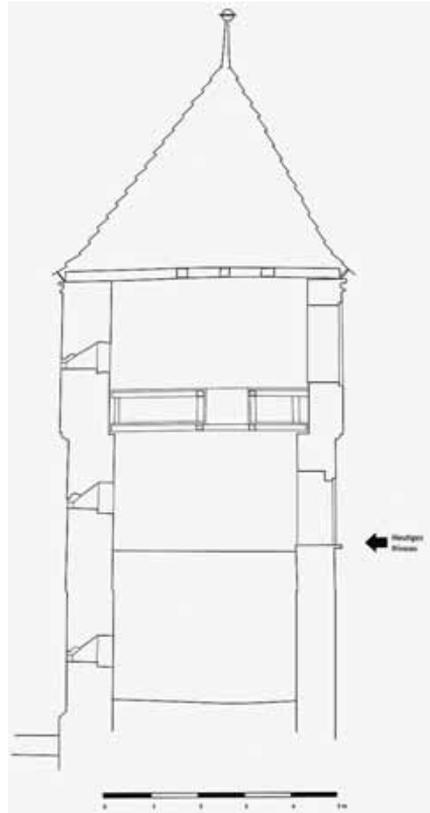


Abb. 22 Zwingerturm am Zeughaus. Umzeichnung nach der Dokumentation bei den Untersuchungen von 1982.

<sup>138</sup> Zur Definition siehe J. Zeune (wie Anm. 37), S. 167.

<sup>139</sup> Ebd., S. 160.

<sup>140</sup> O. Gall, Jahreszahl (wie Anm. 12), S. 193–194 (hier auch die Umzeichnung Launers); die Einschätzung Marstallers auch in „Ein riesiges Bauwerk“, Reutlinger General-Anzeiger vom 10. 9. 2012.

<sup>141</sup> Die Zahl muss aufgrund der größtenteils intakten Oberfläche im unteren Schriftbereich kleiner ausgeführt worden sein, ähnlich wie die folgende Null in der oberen Hälfte des Schriftzuges, vgl. hierzu auch O. Gall, Jahreszahl (wie Anm. 12), S. 193. Somit kann auch eine Fünf nicht ausgeschlossen werden.



Abb. 23 Eisturm von Süd-Osten mit Kreuz-Schlüsselscharten und Geschütz-scharten.



Abb. 24 Männlicher Wasserspeier am Eisturm.

Jahren passen. Der Zwingerturm wurde nach der Freilegung in den 1980er-Jahren Teil einer Gaststätte.<sup>142</sup>

Der zweite erhaltene Zwingerturm, Eisturm (M) genannt, befindet sich ebenfalls am östlichen Ende der Altstadt.<sup>143</sup> Er entspricht mit seinem Kegeldach und der optischen Teilung durch ein Kehl-Wulst-Gesims äußerlich dem Zwingerturm beim Zeughausareal und ist ebenfalls ebenerdig vom Zwinger aus zugänglich. Hier handelt es sich allerdings um einen kompletten Rundturm, der seine Rundung lediglich an der sich an ihn anschließenden Zwingermauer mit seinem Zugang verliert und um ein Geschoss höher ist. In diesem Geschoss befinden sich rings um den Turm außerdem Kreuz-Schlüsselscharten (Abb. 23).

Eine Besonderheit sind die feldseitigen (mensch-?)figürlichen Wasserspeier, von welchen noch zwei (nach Nord-Ost und Süden) – wenn auch verwittert – erhalten sind (Abb. 24). Der abgebrochene Ansatz eines weiteren lässt sich am oberen Gesims erkennen sowie weitere zwei ohne figürliche Zier im Südwesten und Südosten. Da sie sowohl unterm Dach als auch unter dem obersten Geschoss angebracht sind, muss der Turm ehemals ohne Dach konzipiert

worden sein. Der Turm weist dieselbe Form von Schießscharten wie die inschriftlich datierte am Zwingerturm beim Zeughaus auf. Die figürlichen Wasserspeier bezeichnet Weihs als „trotzigen Stolz der ehemaligen Reichs-

<sup>142</sup> Die verbleibenden Gebäude werden von der Stadt instand gehalten, vgl. den Pressebericht zu den Renovierungen 1961, 1982 und 1990, „Ein neuer Spitzhut für den Zwinger-Turm“, Reutlinger General-Anzeiger vom 4. 7. 1990.

<sup>143</sup> Leider war dieser nur von außen und selbst hier nur eingeschränkt zugänglich.

tadt“.<sup>144</sup> Diese finden sich nicht weit entfernt auch am Tübinger Schloss. Der dortige runde Nordostturm ist dendrochronologisch auf 1509 datiert und weist ebenfalls ein abgesetztes Gesims mit sehr ähnlichen Wasserspeiern auf.<sup>145</sup> Eine weitere Parallele ist der um 1515 in die Zwingermauer gebaute Winzerturm in Schwäbisch Hall, auch wenn dieser deutlicher in den Zwinger gesetzt wurde. Er hat ebenfalls figürliche Wasserspeier unterhalb des obersten Geschosses, war also ursprünglich nicht bedeckt.<sup>146</sup>

Zurück zur Zwingermauer selbst. Die erhaltenen Reste lassen offen, ob die Zwingermauer zunächst ohne die Türme oder in einem Zuge mit ihnen errichtet wurde.<sup>147</sup> Beim Eisturm ist eine ihrer Abbruchkanten zu sehen, deren Ende direkt mit dem Zwingerturm verzahnt, also bauzeitlich zum Turm, ist. Auch beim anderen erhaltenen Zwingerturm ist dieser auf Zwingerniveau mit der kurzen erhaltenen Mauer im Verbund.<sup>148</sup> Die Mauer könnte beim Bau der Türme jedoch auch größer ausgebrochen und wieder errichtet worden sein. Auf den Bildern der Mauerfreilegung von 1982 lässt sich leider keine klare Aussage treffen.<sup>149</sup>

Des Weiteren fanden sich in der Zwingermauer ausgebrochene Fenster und drei zugesetzte rechteckige Öffnungen, die jedoch in keiner Weise den bei Ditzinger dargestellten Schießscharten entsprechen. Durch diese vorgelagerte Mauer, die gleichzeitig den davorliegenden Graben begrenzte, entsteht hier ein ca. neun Meter breiter Zwinger, welcher an dieser Stelle jedoch schon 1546 durch das erwähnte Zeughaus blockiert wurde.

So zog sich die ca. 75 cm dicke Zwingermauer bis auf einen kurzen Abschnitt unterhalb des Tübinger Tors mit einem variierenden Abstand zur Hauptmauer um die Stadt und scheint, wie die Befunde am Albtorplatz zeigen, in die Vorhöfe der Tore zu münden.

<sup>144</sup> M. Weihs (wie Anm. 33).

<sup>145</sup> Burghard Lohrum; Hans-Jürgen Bleyer: Tübingen. Schloss (Kr. Tübingen), in: Südwestdeutsche Beiträge zur Burgenforschung 3 (1996), S. 242.

<sup>146</sup> E. Krüger (wie Anm. 61), S. 110.

<sup>147</sup> Schneider vermerkt in seiner stichwortartigen Übersicht hierzu auch nur eine Vermutung: „Zum spätmittelalterlichen Bestand gehört sicher auch die Zwingermauer“, A. Schneider (wie Anm. 1), S. 134.

<sup>148</sup> Teilweise schwer erkennbar, da die Mauerabbruchstelle rekonstruiert wurde, im Inneren des Turmes sieht man jedoch eine Verzahnung des runden Turmparts mit der durchlaufenden Zwingermauer.

<sup>149</sup> Vgl. Bildmaterial im LAD, hier: Vorhaben 420, v. a. Bildnr. 44 376. Auf den Schwarz-Weiß-Fotos lassen sich keine genauen Details erkennen. Am Ansatz der Zwingermauer zum Turm ist allenfalls eine Kante zu vermuten, was auf eine nachträgliche Einsetzung des Turms in eine bestehende Mauer hindeuten würde.

## Bollwerke

### Bild- und Schriftquellen

Im Ditzinger-Stich wird westlich des oberen Mühltores ein halbrundes, mit einem Baum bestücktes Plateau direkt hinter der Mauer sowie zwei Ausbuchtungen für Geschütze in der Hauptmauer dargestellt. Ein weiteres, fast zylinderförmiges Plateau, ebenfalls mit Baum- und Grasbewuchs, ist auf der gegenüberliegenden Seite in der Nord-West-Ecke der Stadtmauer zu finden, bündig mit der Oberkante des Wehrgangs und dessen Bedachung unterbrechend (vgl. *Abb. 2, 20*).

Im Katasterplan von 1820 sind die beiden Bereiche als Freifläche eingezeichnet, sie werden als „Oberes“ und „Unteres Bollwerk“ bezeichnet.<sup>150</sup> Hier ist auch eine zu der Zeit bereits bestehende Randbebauung zu sehen. Auf einer Zeichnung von 1852 ist die Feldseite des Unteren Bollwerks stark überwachsen als hohes, bis zu den Giebeln der Häuser reichendes rechteckig vorspringendes Mauerwerk an der Ecke der Altstadt dargestellt.<sup>151</sup>

Die Kaufbücher nennen 1581 eine Behausung auf dem Oberen Bollwerk<sup>152</sup> und 1587 eine weitere „im Bollenloch“, „an der Stadt Bollwerk“.<sup>153</sup> Der Chronist Fizion berichtet ebenfalls von den beiden Bollwerken. Beim Unteren werde eine Holzbrücke in einem Blockhaus an der Mauer aufbewahrt, welche bei Angriffen als Zugang auf das Bollwerk für Mensch und Geschütze diene. Außerdem erwähnt Fizion einen Gang unter dem Oberen Bollwerk.<sup>154</sup> Aus dem frühen 19. Jahrhundert werden in einem Rechnungsband Birnen- und Zwetschgenbäume sowie Gras- und Küchengärten auf dem Unteren Bollwerk aufgeführt.<sup>155</sup> Memminger berichtet aus derselben Zeit, dass im südlichen der beiden noch unterirdische Gänge anzutreffen wären.<sup>156</sup> 1889 wird das Untere Bollwerk größtenteils aufgelöst.<sup>157</sup>

<sup>150</sup> Heutige Verortung: Oberes Bollwerk 3–7 und Bereich Bollwerkstraße 9/Karlstraße 4.

<sup>151</sup> Abbildung in: W. Ströbele (wie Anm. 24), S. 179.

<sup>152</sup> StadtA Rt., Kaufbücher Bd. (1572–1585), fol. 161 v; E. Schmidt, Das Obere Bollwerk (wie Anm. 11), S. 323; A. Schneider (wie Anm. 1), S. 141.

<sup>153</sup> StadtA Rt., Kaufbücher, Bd. 2, fol. 71 v; A. Schneider (wie Anm. 1), S. 141. Dort der Hinweis, dass sich „Bollenloch“ nicht auf das Bollwerk, sondern eine am unteren Bollwerk ansässigen Familie bezieht.

<sup>154</sup> „Zwoy Bollwerkh“; „Beim Undern Bollwerckh auch man sieht / Ein Blockhauss an der Maur Uffgricht, / Dorin da wirt gehalten auff / Ein Bruckh fon Holzwerckh, dz man drauff, / Wann die wirt Uffgechlagen recht, / In feindsnoth oder Anderm gfecht, / Kann Leitt Unnd gschitz Uffs Bollwerck fieren.“ – A. Bacmeister (wie Anm. 18), S. 33–34; zum Gang siehe unten Exkurs S. 50–53.

<sup>155</sup> StadtA Rt., Bürgermeisterrechnung 1808/09, fol. 161 r; A. Schneider (wie Anm. 1), S. 141.

<sup>156</sup> Friedrich August Memminger: Versuch einer Beschreibung der Stadt Reutlingen, Reutlingen 1805, S. 69.

<sup>157</sup> A. Schneider (wie Anm. 1), S. 141.

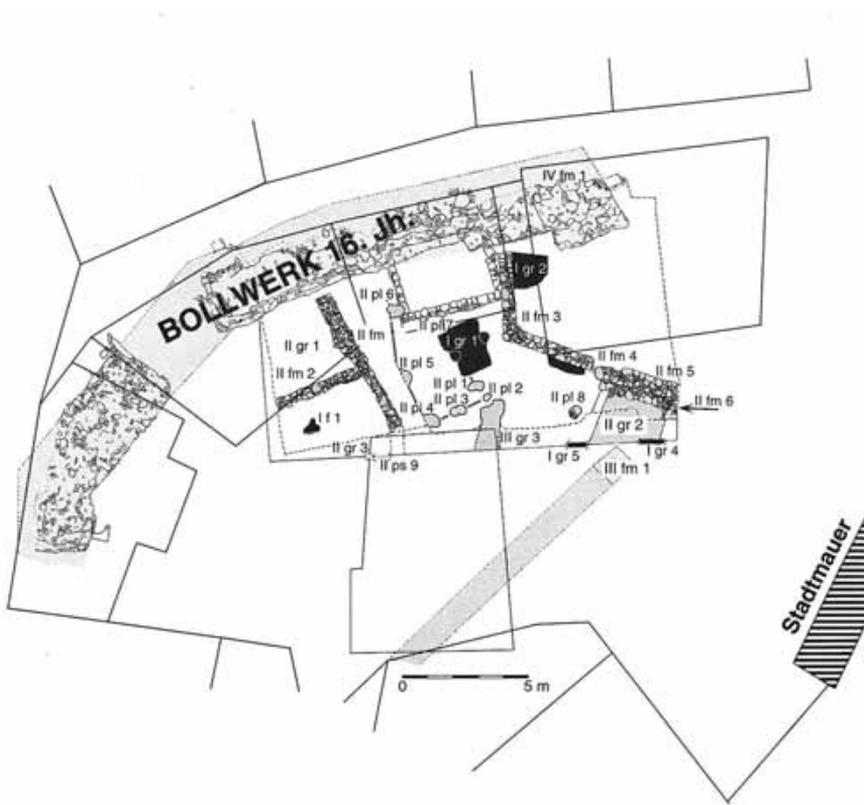


Abb. 25 Phasenplan der Grabung am oberen Bollwerk.

Obertätig ist heute nichts mehr von den Bollwerken (ZL, ZM) erhalten. Der Abbruch der Randbebauung des Oberen Bollwerks 1987 sowie ein geplanter Tiefgaragenbau ermöglichten aber eine archäologische Untersuchung des Areals.<sup>158</sup> Die damals noch drei Meter hoch erhaltene Aufschüttung, fundlere Kiesschichten, wurde auf das angrenzende innerstädtische Straßenniveau abgetragen. Dabei wurde das Areal im Nordosten durch eine massive, stark vermörtelte, drei Meter dicke, mehrfach abknickende Mauer begrenzt (Abb. 25). Sie stützte das Bollwerk und fing den Druck der Erdmassen ab. Die

<sup>158</sup> Sondageschnitt 1987 und Grabung 1988 unter E. Schmidt, LAD; Berichte über die Grabung finden sich in: E. Schmidt, Das Obere Bollwerk (wie Anm. 11); ders.: Archäologische Untersuchungen am Oberen Bollwerk in Reutlingen, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 30 (1991), S. 177–187. Für eine genaue Auswertung der Befunde siehe in: D. Ade-Rademacher, Königsbronner Pflughof (wie Anm. 1), zusammenfassend Unter Putz und Pflasterstein (wie Anm. 1), S. 99–100, 141.

äußere Schale wurde dabei sorgfältig auf Sicht gemauert, während man die innere schlicht gegen die anstehenden Schichten setzte. In einer Unterbrechung der Mauer vermuten Schmidt und Ade-Rademacher den Aufgang zum Bollwerk.<sup>159</sup> Der älteste Befund unter dem Bollwerk, eine homogene flächige Kulturschicht, wurde von einer Brand-Planierschicht überlagert, deren Fundspektrum vom 11./12. bis ins frühe 13. Jahrhundert reicht.<sup>160</sup> Eine in dieser Phase nachgewiesene, eher lockere Bebauung wurde wohl durch einen Brand zerstört.<sup>161</sup> In der zweiten Phase ließ sich eine neue Bebauung mit Unterkellerung nachweisen, die im 15. Jahrhundert aufgegeben wurde. Ade-Rademacher verweist auf bemalte Putzteile sowie „qualitätsvolle Ofenkacheln und das Bruchstück eines Aquamaniles aus der Kellerverfüllung sowie eine mit einem Adler verzierte Bodenfliese aus der Abbruchschicht des westlichen Gebäudes“ die auf einen „gehobenen Wohnkomfort“ in dieser zweiten Phase schließen lassen.<sup>162</sup> Das Bollwerk wurde, darüberliegend, im frühen 16. Jahrhundert errichtet. Dabei griffen die Umfassungsmauern tief in die älteren Schichten ein und wurden mit den nun abgetragenen Kiesschichten aufgefüllt. Im 18. Jahrhundert wurden Teile dieser Aufschüttung wieder abgetragen und das Gebiet neu, teilweise unterkellert, bebaut.<sup>163</sup>

### Vorbefestigungen

Eine weitere oft als Verteidigungslinie angesehene Anlage ist der sogenannte „Hundsgraben“(19). Er taucht unter diesem Namen erstmals 1444 auf und wird in der Folgezeit auch als „neuer Graben“ bezeichnet. Schneider vermutet v. a. einen Zusammenhang mit der Bewässerung der Bleiche im 15. Jahrhundert, dazu könne er auch ergänzend als äußere Verteidigungslinie gedient haben.<sup>164</sup> Hierzu führt er auch eine Regelung von 1463 an, wonach die Nachbarn des Hundgrabens den Bereich mit Gras und Amelbeeren (Sauerkirschen) nutzen dürften. Der Rat behielt sich dabei das Recht vor, dort weitere Verteidigungsmaßnahmen zu errichten.<sup>165</sup> Dieser Graben zeichnet sich im Katasterplan von 1820 parallel zur nord-östlichen Stadtmauerlinie vorgelagert ab. Im

<sup>159</sup> D. Ade-Rademacher, Königsbronner Pflughof (wie Anm. 1), S. 27; E. Schmidt, Archäologische Untersuchungen (wie Anm. 158), S. 185.

<sup>160</sup> D. Ade-Rademacher (wie Anm. 1), S. 23; E. Schmidt, Das Obere Bollwerk (wie Anm. 11), S. 325.

<sup>161</sup> Wegen des begrenzten Grabungsareals konnten leider keine genaueren Aussagen zu Grundriss und Umfang der Holzbauten getroffen werden, vgl. D. Ade-Rademacher, Königsbronner Pflughof (wie Anm. 1), S. 27.

<sup>162</sup> Ebd., S. 27–34; eine im Süden querende dritte Phase lässt sich keiner konkreten Funktion zuordnen.

<sup>163</sup> Ebd., S. 27, 36; A. Schneider (wie Anm. 1), S. 141.

<sup>164</sup> D. Ade-Rademacher, Königsbronner Pflughof (wie Anm. 1), S. 69–70.

<sup>165</sup> Ebd., S. 70.

Ditzinger-Stich könnte er durch einen abgezweigten Wasserkanal ganz rechts im Bild dargestellt sein.

Weitere vorgelagerte Befestigungen sind in den Vorstädten zu finden. Sie sind auf dem Ditzinger-Stich dargestellt und zeichnen sich im Katasterplan von 1820 als Häuseransammlungen entlang der Straßen aus der Stadt ab. Auch Fizion berichtet von Toren, die die drei Vorstädte schützten.<sup>166</sup> Die Obere Vorstadt vor dem Oberen Tor (K) wird erstmals 1356 genannt. Ditzinger stellt sie mit zwei kleineren Tortürmen (Burgtörle und Ziegel-törle) einem kleinen Wassergraben davor dar. Die sogenannte Metmanns-Vorstadt lag vor dem Tübinger (= Metmanns-)Tor (W) und wird erstmals 1386 und 1390 erwähnt. Im Ditzinger-Stich ist sie von einer niederen Mauer und einem Erdwall umschlossen und ebenfalls von zwei Toren gesichert (Betzinger Törlein, Hohltörle). Häuser und Gartengrundstücke in der Unteren Vorstadt (vor dem Unteren Tor (A))

werden bereits 1356 genannt. In der Ansicht Ditzingers ist hier keine Mauer erkennbar, nur ein Tor in Richtung Rommelsbach sowie weitere Tore wie das zum Friedhof führende Totentörle, das 1324 erstmals erwähnt wird.<sup>167</sup> Bauhistorische oder archäologische Quellen zur Vorbefestigung sind bisher nicht bekannt.

Vor den Mauern der Stadt lässt sich nur noch ein markanter Befestigungsturm, der spätere Storchenturm (ZA), nachweisen. In der Ansicht Ditzingers wird er als dreigeschossiger Rundturm an der nord-westlichen Ecke der Stadt an der Echaz dargestellt. Auf Aquarellen des 19. Jahrhunderts<sup>168</sup> ähnelt er den runden Zwingertürmen, ist jedoch deutlich höher. Vielleicht ist er im Zusammenhang mit diesen und den Bollwerken als vorgelagerte Verteidigung zu sehen. 1814 wurde der im Katasterplan mit angebautem Haus eingezeichnete



Abb. 26 Der 1910 abgebrochene „Storchenturm“, eine der NW-Ecke der Stadtmauer vorgelagerte Befestigung.

<sup>166</sup> Ebd., S. 133.

<sup>167</sup> Ebd., S. 69–71; wobei dies eher zur Einfriedung des Friedhofes zu gehören scheint.

<sup>168</sup> A. Wendt, Tore und Türme (wie Anm. 27), S. 128.

Turm zur Lagerung von Pulver genutzt. 1890 wurde seine Turmspitze abgenommen, um eine Trockenplattform zu errichten, 1910 folgte der Abbruch.<sup>169</sup>

### Exkurs: Unterirdischer Gang

Seit den 1960er-Jahren wurden bei Bauarbeiten immer wieder unterirdische Gewölbe aufgefunden, die als „unterirdische Gänge“ bzw. „Zwingergang“ vor der Zwingermauer zur Verbindung der einzelnen Befestigungselemente angesprochen wurden (Abb. 29, ohne den rot eingezeichneten Änderungsvorschlag).<sup>170</sup> Bild- und Schriftquellen gibt es dazu wenig. Fizion berichtet beim Oberen Bollwerk von „einem fünstern gang mitt grauss / Under der Erdt durch d’Statt hinaus, / Ganntz heimlich unnd unsichtbor gar, / In alle Rundel kommen dar [...]“.<sup>171</sup> Dazu gibt es Erinnerungen von „alten Reutlingern“, die von alten unterirdischen Gängen berichten, in welchen sie früher gespielt haben.<sup>172</sup> Auf einem Plan von 1912 ist weiter eine Ringdole von 1870 im ehemaligen Grabenbereich eingezeichnet sowie eine weitere, sogenannte „Alte Dohle“ im ehemaligen Zwinger.<sup>173</sup>

Leider wurden bei den baubegleitenden Beobachtungen nur Maße, Form und Lage dokumentiert und selten das stratigraphische Umfeld, sodass sich Aussagen über die Bezüge zu umgebenden Befunden auf rekonstruierende



Abb. 27 Baugrube Mauerstraße 35–37, Blick nach Nord-West. Links Stadtmauerrest (Pfeil), rechts laut Aufschrift auf der Rückseite des Fotos die Lage des unterirdischen Ganges (Pfeil).

<sup>169</sup> A. Schneider (wie Anm. 1), S. 139; A. Wendt, Tore und Türme (wie Anm. 27), S. 126.

<sup>170</sup> Vgl. O. Gall, Fundbericht (wie Anm. 12). Diese Rekonstruktion wird meist unhinterfragt so übernommen, vgl. dazu G. Domes (wie Anm. 7), S. 66–73; G. Kittelberger (wie Anm. 64), S. 142–146; Schneider beschreibt ihn in seiner Darstellung innerhalb des Zwingerstreifens liegend, A. Schneider (wie Anm. 1), S. 134.

<sup>171</sup> A. Bacmeister (wie Anm. 18), S. 33.

<sup>172</sup> „In Reutlingens ‚Unterwelt‘“, Reutlinger General-Anzeiger vom 16. 5. 1961.

<sup>173</sup> G. Kittelberger (wie Anm. 64), S. 145. Hier auch eine Abbildung des Planes; Einsicht in Pläne und Akten beim Tiefbauamt Reutlingen.

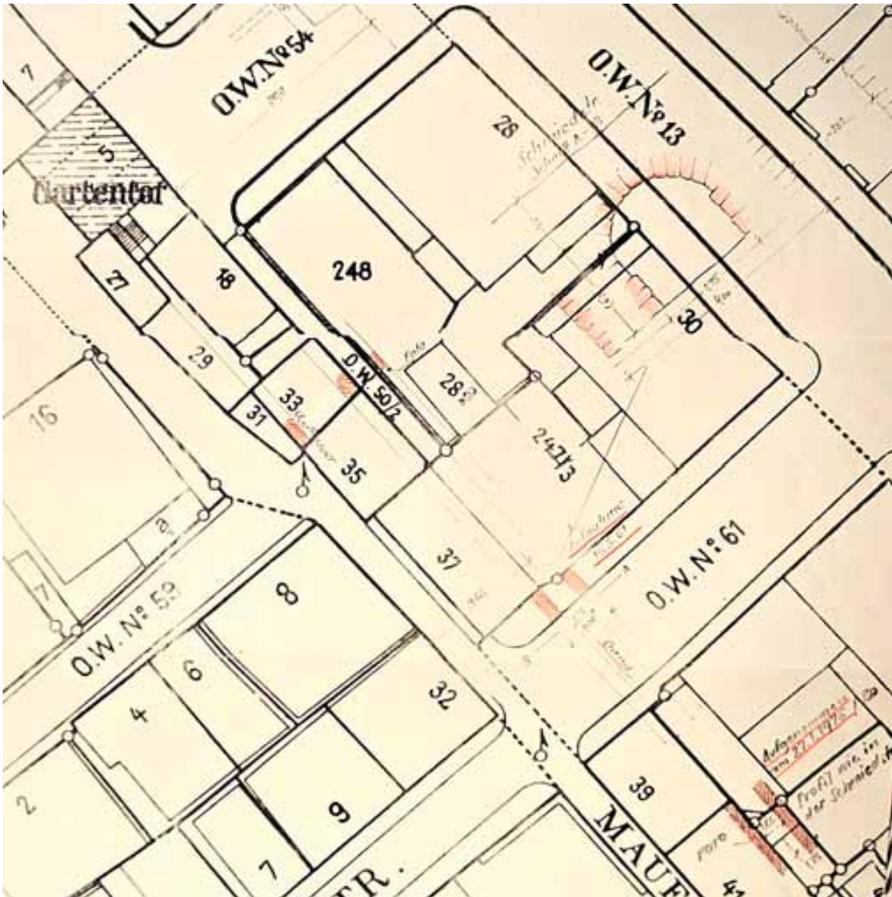


Abb. 28 Katasterplan mit eingezeichneter gewölbter Staddole sowie Befunden von Stadtmauer und unterirdischem Gang.

Beschreibungen oder Zeichnungen stützen müssen.<sup>174</sup> Der Zusammenhang zur Zwingermauer und damit auch die Funktion des Ganges blieben bis heute offen.

Einen guten Einblick geben die Befunde in der Mauerstraße 35 und 37 (5). Bei Abbrucharbeiten wurden in der Baugrube sowohl die Stadtmauer als auch ein unterirdischer Gewölbegang angeschnitten (Abb. 27) sowie zwei Holzdeicheln geborgen. Zudem stieß man auf einige Brunnenstuben und Wandhalterungen für Wasserrohre. Der Gang ist an dieser Stelle ca. 1,65 m hoch

<sup>174</sup> Genauere Dokumentationen ließen sich nicht auffinden.

und 1,75 m breit und befindet sich in einem Abstand von 3,80 m zur Hauptmauer.<sup>175</sup> Im weiteren Mauerverlauf nach Süd-Ost wurde dieser Gewölbegang bei weiteren Kanal- und Anschlussarbeiten wieder angeschnitten<sup>176</sup> und war des Öfteren sogar auf längere Strecken noch begehbar (7).<sup>177</sup> Auf einer zeichnerischen Dokumentation dieses Gangabschnittes sind unterschiedliche Querschnitte erkennbar.<sup>178</sup> Mit und ohne Gewölbeabsatz, mit geraden oder schrägen Wandführungen und in unterschiedlichen Höhen scheint es keine Einheitlichkeit in seiner Form zu geben, was ungewöhnlich für einen gemeinsam mit der Zwingermauer gebauten Gang erscheint. Dazu ist aus den vorliegenden Skizzen, Zeichnungen und Fotos kein deutlicher Mauerverbund zur Zwingermauer zu erkennen, sondern „nur“ anhand von Rekonstruktionen so festgehalten. Fast alle Ansprachen als „Zwinger-Gang“ wurden durch Vergleiche mit dem Stadtkataster und aufgrund der in diesem Bereich verlaufenden Zwingermauer getroffen, wobei aus der Dokumentation nicht genau hervorgeht, ob der Gang vor, direkt über oder innerhalb des Zwingers lokalisiert ist.

Zu weiteren, teilweise über längere Strecken begehbaren Teilen des Ganges am Oberen Bollwerk, der unteren Gartenstraße oder Rebentalstraße liegen keine aussagekräftigen Dokumentationen vor.<sup>179</sup> Auch der am Diebsturm angenommene Verbindungsgang zu einem ehemaligen Zwingerturm basiert auf Annahmen und entbehrt klarer Belege.<sup>180</sup>

Die Gewölbe der Gänge liegen maximal einen Meter tief unter dem heutigen Niveau und sind fast alle von später eingelegten Leitungen durchzogen.<sup>181</sup> Interessant ist auch der Negativbefund am Burg- und Albtorplatz. Hier wurde beidesmal die Zwingermauer angeschnitten und freigelegt, aber kein zugehöriger Gang entdeckt. Am Burgplatz wurde direkt an der Zwingermauer tief abgegraben, wobei ein vorhandener Gang sicherlich zu Tage getre-

<sup>175</sup> A. Schneider (wie Anm. 1), S. 112–113, O. Gall, Fundbericht (wie Anm. 12), „In Reutlingens ‚Unterwelt‘“, Reutlinger General-Anzeiger vom 16. 5. 1961; Ortsakten Reutlingen im LAD (hier v. a. Zeitungsartikel und Bericht von Rümmele zu Kanalarbeiten an Ecke Mauerstraße/Schmiedstraße); StadtA Rt., Akzess. 16/2015 (Stadtplanungsamt), Nr. 141.

<sup>176</sup> Vgl. dazu die Fundstellen 30, 37, 39–41 in A. Schneider (wie Anm. 1).

<sup>177</sup> „Abstieg in Reutlingens ‚Unterwelt‘“, Reutlinger General-Anzeiger vom 2. 8. 1962; A. Schneider (wie Anm. 1), S. 114, Fundstelle 39.

<sup>178</sup> Vgl. Gangquerschnitte in StadtA Rt., Akzess. 16/2015 (Stadtplanungsamt), Nr. 141.

<sup>179</sup> Eine Übersicht bei L. Gaiser (wie Anm. 6) sowie O. Gall, Fundbericht (wie Anm. 12). S. a. A. Schneider (wie Anm. 1), S. 112–113; Querschnittzeichnungen im StadtA Rt., Akzess. 13/2000 Nr. 36 und ebd., Akzess. 16/2015 (Stadtplanungsamt), Nr. 141.

<sup>180</sup> O. Gall, Fundbericht (wie Anm. 12); hier wird der Verlauf des Ganges durch Lokalisierungen anhand des Ditzinger-Stichs und des Stadtkatasters von 1820 rekonstruiert.

<sup>181</sup> Vgl. oben: Holzdeichel in Gartenstraße sowie: „In Reutlingens ‚Unterwelt‘“, Reutlinger General-Anzeiger vom 2. 8. 1962; LAD Vorgang 587: Mauerstraße/Schmiedstraße.

ten wäre.<sup>182</sup> Am Albtorplatz wurde die Zwingermauer feldseitig angeschnitten. Auch hier hätte ein außenliegender Gang erfasst werden müssen. Schaut man auf zeichnerische Darstellungen vor der Zuschüttung des Grabens,<sup>183</sup> fällt außerdem auf, dass die Zwingermauer den tiefen Graben gerade abschloss. Die geringe Tiefe, in denen die Gänge auftraten, passt nicht zu einem außenliegenden Zwingerang, wie er von Gall rekonstruiert wurde. Entweder handelt es sich um eine später angebaute Dole oder der Gang müsste innerhalb des Zwingers liegen, was verteidigungstechnisch auch sinnvoller wäre, als ihn vorgelagert einer größeren Gefahr auszusetzen (Abb. 29).<sup>184</sup>

Dabei ist auch nicht ganz nachvollziehbar, warum die Zwingermauer in Galls Rekonstruktion bündig mit dem Gartentor dargestellt wurde, zeigt doch der Katasterplan von 1820 hier einen Abstand zur Zwingermauer. Ein Vergleich mit der Kartierung des Ganges, schließt eine weiter außen ansetzende Zwingermauer und somit einen innenliegenden Gang nicht aus,<sup>185</sup> macht ihn verteidigungstechnisch sogar wahrscheinlicher. Ob er allerdings überhaupt im Verbund mit der Zwingermauer und damit zu Verteidigungszwecken steht, muss trotzdem offenbleiben.

Seltsam ist jedenfalls, dass der Gang auf der langen, nachgewiesenen Strecke stark unterschiedliche Querschnitte aufweist. Vielleicht wurde der Gang auch schon früher für Wasserversorgungszwecke angelegt und beim Zwingerbau umgebaut und umgenutzt, dies würde zumindest die unterschiedlichen Querschnitte erklären.



Abb. 29 Rekonstruktionsskizze der Stadtmauer mit Zwingermauer und vorgelagertem Gang von O. Gall (schwarz/grau) abgeändert durch den Verfasser zu einem innenliegenden Gang (rot).

<sup>182</sup> Vgl. Dokumentation bei den Ortsakten Reutlingen im LAD Vorgang 420; das unterste Stockwerk des Turmes, welches sich durch eine vorhandene Schießscharte ausmachen lässt, ist heute vom Inneren aus nicht mehr erreichbar, sodass sich hier auch keine Aussagen über eine mögliche Türöffnung treffen lassen.

<sup>183</sup> Stadt Bild Geschichte (wie Anm. 20), S. 181.

<sup>184</sup> Einen innenliegenden Gang schlug auch schon T. Marstaller vor (persönliche Mitteilung und Skizze). Dieser Vorschlag ist durch Bodenaufschlüsse noch zu prüfen.

<sup>185</sup> Es sei denn, Gall hätte bei seinen Beobachtungen die Zwingermauer im Verbund mit dem Gewölbe gesehen, jedoch nicht klar als Befund dokumentiert.

Bereits Gall und Kittelberger<sup>186</sup> wiesen darauf hin, dass dieser Gang v. a. in Bezug auf die noch stehenden Zwingertürme näher zu untersuchen sei. Bei künftigen Untersuchungen im Bereich des Zwingers sollte unbedingt auf den Bezug zur ehemaligen Stadtmauer und zur Zwingermauer geachtet werden, um hier gesicherte Aussagen treffen zu können. Stellt sich eine verzahnte Verbindung zwischen den Zwingertürmen und den unterirdischen Gängen sowie von diesen zu der Zwingermauer heraus, würde dies den ganzen Komplex eindeutig ins frühe 16. Jahrhundert datieren.

## Bau, Nutzung und Bedeutung der Anlage

### Schutz und Ausbau

In chronologischer Sicht lassen sich einige Baumaßnahmen datieren, andere lediglich relativ einordnen. Der im Zusammenhang mit der Stadterhebung Reutlingens vermutete Beginn des Mauerbaus lässt sich anhand archäologischer Funde grob auf das 13. Jahrhundert eingrenzen.<sup>187</sup> Für eine erste kleinere Ummauerung haben sich bisher keine Hinweise ergeben.<sup>188</sup> Die Untersuchungen zum Tübinger Tor deuten darauf hin, dass zunächst eine niederere Wall-Graben-Anlage bestanden hat, welche durch die spätere Stadtmauer ersetzt worden ist, die 1304 dann auch schriftlich beim Mühltrle erwähnt wird.<sup>189</sup>

Die Stadttore sind bereits früher überliefert. Stilkritische Überlegungen zum Portalschmuck am Tübinger Tor, der Bezüge zu der im 14. Jahrhundert vollendeten Marienkirche aufweist, machen zwar einen Bau nach der Belagerung von 1247 plausibel. Andererseits sprechen die Nachrichten darüber auch für eine bereits funktionstüchtige Verteidigungsanlage zu dieser Zeit. Auch die Wall-Graben-Anlage ist hier verteidigungstechnisch nicht unwahrscheinlich.<sup>190</sup> Der erste Mauerbau lässt sich so vielleicht am ehesten allgemein auf das zweite und dritte Viertel des 13. Jahrhunderts ansetzen. Reutlingen ist im Reichssteuerverzeichnis von 1241 nicht aufgeführt, was als „Moratorium zugunsten des Befestigungsausbaus“ ausgelegt wurde.<sup>191</sup> Die abschließenden inneren Holzeinbauten im Tübinger Tor, die evtl. funktionale Vorgänger

<sup>186</sup> O. Gall, Fundbericht (wie Anm. 12), G. Kittelberger (wie Anm. 64), S. 142–146.

<sup>187</sup> Vgl. oben die Ausführungen zur Päfllinshofstraße 4.

<sup>188</sup> Vgl. hierzu auch G. Domes (wie Anm. 7), S. 29–32; L. Gaiser (wie Anm. 6), S. 109.

<sup>189</sup> Breyvogel weist hier jedoch schon drauf hin, dass die Mauer zu diesem Zeitpunkt noch nicht fertiggestellt sein musste, B. Breyvogel (wie Anm. 1), S. 26; „Ein riesiges Bauwerk“, Reutlinger General-Anzeiger vom 10.09.2012, T. Marstaller, Jos-Weiß-Straße (wie Anm. 39), S. 2.

<sup>190</sup> Vgl. L. Gaiser (wie Anm. 6), S. 108; hier auch einige Beispiele aus anderen Städten.

<sup>191</sup> B. Breyvogel (wie Anm. 1), S. 26; A. Schneider (wie Anm. 1), S. 36.

ersetzen und somit ein Ende der Bauarbeiten darstellen können, sind dendrochronologisch für das Jahr 1278 gesichert.<sup>192</sup>

Im Vergleich mit anderen zu dieser Zeit erbauten Stadtmauern reiht sich Reutlingen problemlos ein und liegt mit den aufkommenden Tortürmen dieser Zeit sozusagen im Trend.<sup>193</sup> Auch die erst nachträglich auf- bzw. angesetzten Mauertürme sind durchaus üblich. So wurde die Stadtmauer in Freiburg im Breisgau bereits in der Mitte des 12. Jahrhunderts ohne zeitgleiche Mauertürme errichtet. Diese entstehen wohl im Laufe des 13. Jahrhunderts. Auch in Schwäbisch Hall tauchen Hochbauten in der Mauer vermehrt erst im 13. Jahrhundert auf.<sup>194</sup> Ob der Reutlinger Kesselurm zeitlich stark versetzt erst im 14. Jahrhundert oder direkt an die gerade fertiggestellte Mauer gesetzt wurde, konnte nicht vollständig geklärt werden.

Auch nach dem bereits abgeschlossenen Mauerbau wurden Ausbauten und Verbesserungen durchgeführt. Marstaller betont, dass in anderen Städten oftmals der Adel oder das Patriziat sowie Klöster und deren Pflughöfe in Mauernähe angesiedelt wurden, sodass deren häufig stärker befestigte Bauten diese weiter unterstützten. Von Vorteil für die Stadt sei diese stadtnahe Bebauung wegen der damit einhergehenden Pflicht zur Erhaltung oder zu Zinszahlungen. Die Mauer und der Wehrgang wurden in ihren Funktionen dadurch nicht beeinträchtigt.<sup>195</sup> In anderen Städten lässt sich auch ein Trend der Befestigungsfinanzierung durch Umgeldeinnahmen, expliziten Mauersteuern oder -zöllen sowie Abgaben bei Erbschaften oder Nutzung von Bußgeldern ablesen.<sup>196</sup> Es gibt andernorts jedoch auch Regelungen zur Einhaltung eines Abstands zur Mauer, wie in Basel, Murten, Schaffhausen, Diessenhofen, teilweise sogar mit der ausdrücklichen Regelung (Murten), dass die Bauten an der Mauer diese nicht schwächen dürfen. Im Neckarland sind sie jedoch die Ausnahme.<sup>197</sup>

<sup>192</sup> T. Marstaller, Tübinger Tor (wie Anm. 43).

<sup>193</sup> E. Isenmann (wie Anm. 2), S. 100; Thomas Biller: Zur Entwicklung der Stadtbefestigungen im 13.–15. Jahrhundert, in: Isenberg/Scholkmann (wie Anm. 21), S. 90–110, hier S. 93. Biller teilt hier aufgrund umfassender Recherchen an Städten im deutschsprachigen Raum drei Phasen in der Befestigungsentwicklung ein. Die erste Präsenz von hohen Torbauten und das spätere Auftauchen von Türmen stellt auch Stoob in seiner recht umfassenden Stadtbefestigungskartierung fest, H. Stoob (wie Anm. 3), S. 38.

<sup>194</sup> Monika Porsche: Stadtmauer und Stadtentstehung. Untersuchungen zur frühen Stadtbefestigung im mittelalterlichen deutschen Reich, Hertingen 2000, S. 228; B. Jenisch, Villingen (wie Anm. 2), S. 201; auch Biller verweist auf zumeist erst turmlose Mauern, auf welchen erst in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts rechteckige Türme entstanden, T. Biller, Die mittelalterlichen Stadtbefestigungen, Bd. 2 (wie Anm. 98), S. 67.

<sup>195</sup> T. Marstaller, Bauforschung und Archäologie (wie Anm. 15), S. 118–119.

<sup>196</sup> M. Porsche (wie Anm. 194), S. 32–34; K. H. Burmeister (wie Anm. 4).

<sup>197</sup> K. H. Burmeister (wie Anm. 4), S. 117, 121; M. Porsche (wie Anm. 194), S. 228; zur Verbreitung im Neckarland vgl. T. Biller, Die mittelalterlichen Stadtbefestigungen, Bd. 2 (wie Anm. 98), S. 68.

In Reutlingen scheint es im 14. Jahrhundert eine diesbezügliche Regelung gegeben zu haben. So verfügte das Haus Pfäfflinshofstraße 4 zunächst über einen integrierten Wehrgang, wird dann jedoch zugunsten eines ebenerdigen Freiraums entlang der Mauer versetzt.<sup>198</sup> Im Katasterplan von 1820 zieht sich dieser Freiraum noch um die ganze Stadt. Dieser sicherlich nicht von heute auf morgen verordnete Umbau (um 1364) steht einem Umbau im Tübinger Tor 1375 zeitlich recht nahe, evtl. auch den statischen Verbesserungen durch den Spitzbogenschluss. Ein Zusammenhang zu den Konflikten der Reichsstädte und Württemberg zu dieser Zeit (Schlacht bei Reutlingen 1377) erscheint denkbar. Der Schutzaspekt der Mauer steht nach wie vor im Vordergrund.

Im Laufe des florierenden 14. Jahrhunderts sind die ersten Gebäude vor den Toren Reutlingens überliefert, die Stadt scheint ihren bestehenden innerstädtischen Wohnraum ausgeschöpft zu haben. Auch die Errichtung des Neuen (Garten-)Tores könnte in diesen Zeitraum fallen. Um einen schnellen Ausbau zu ermöglichen, war es üblich, freies, quasi „Bauerwartungsland“ in den Stadtmauerring einzubeziehen.<sup>199</sup> Auch in Reutlingen wurde die nordöstliche Stadtfläche wohl seit dem 13. Jahrhundert auf Vorrat ummauert und erst später aufgesiedelt.<sup>200</sup> So ist die Stadtmauer auch als Stadtplanungsmittel zu sehen. Dass die Reutlinger durch ihre Mauer dennoch an die Grenze ihrer Raumressourcen kamen, lässt sich an den Vorstädten sehen.<sup>201</sup>

Weitere große Investitionen für den Schutz der Stadt zeigen sich nach der Einnahme Reutlingens durch Herzog Ulrich 1519, durch die die Stadt, wenn auch nur kurzzeitig, württembergisch wurde. In der Folgezeit lassen sich durch Inschriften zahlreiche Verbesserungen im Verteidigungssystem, etwa die Modernisierungen der Schießscharten für Hakenbüchsen und kleinere Geschütze sowie die Errichtung der Zwingerrundtürme erkennen. Womög-

<sup>198</sup> T. Marstaller, *Das Haus Pfäfflinshofstraße 4* (wie Anm. 26); T. Marstaller, *Bauforschung und Archäologie* (wie Anm. 15), S. 122.

<sup>199</sup> So ummauerte bspw. Zürich weitere 8 Hektar unbebautes Land, Ähnliches geschieht u. a. in Ulm und Freiburg, vgl. Andrea Bräuning: *Um Ulm herum. Untersuchungen zu mittelalterlichen Befestigungsanlagen in Ulm* (Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg, Bd. 23), Stuttgart 1997, S. 10–126, hier S. 57; M. Porsche (wie Anm. 194), S. 228; B. Jenisch, *Villingen* (wie Anm. 2), S. 200–201.

<sup>200</sup> Dies schließt Schneider aus der Bezeichnung „Neue Stadt“, A. Schneider (wie Anm. 1), S. 62. Für eine geplante Siedlungsanlage innerhalb der Mauern spricht auch der regelmäßige Grundriss in diesem Bereich.

<sup>201</sup> Es stehen auch Theorien im Raum, die den Hundsraben (19), der Stadt nord-östlich vorgelagert, im Zusammenhang mit dem Neuen Tor (E), als im 14. Jahrhundert geplante Stadterweiterung für die in der Zeit florierende Stadt sehen, die aber nie umgesetzt wurde. Dies ist durchaus möglich, aber wegen fehlender überlieferter Quellen nicht nachzuweisen. Schneider sieht auch keine sicheren Indikatoren, die für eine von Kittelberger angenommene Gesamtanlage der Verteidigungslinie mit dem Hundsraben spricht. Die Möglichkeit der Sicherung bzw. zumindest der Kontrolle der Vorstädte ist jedoch im Ditzinger-Stich erkennbar.

lich wurde auch die Zwingeranlage erst in dieser Zeit angelegt, auch wenn die allgemeine Tendenz dazu im Neckarland bereits vor 1450 anzusetzen ist.<sup>202</sup> Die „unterirdischen Gänge“ als Verbindungssystem scheinen bisher ohne Parallele.<sup>203</sup> Ein Zusammenhang mit den Bollwerken ist unsicher.

Diese im 16. Jahrhundert errichteten massiven Plateaus sind die letzten großen Ausbauten der Stadtbefestigung, die im Vergleich zu anderen Städten bereits eher sparsam ausgeführt wurden. Diese Erdschüttungen hinter der Mauer, für die innerstädtisch Platz gemacht wurde, stellen die letzte Entwicklungsphase vor der Verbreitung der Bastion dar.<sup>204</sup> Sie wurden allerdings nicht, wie andernorts, als vorgeschobene bastionäre Verteidigung errichtet, um den Feind mit Geschützen besser zu bestreichen, sondern lediglich als erhöhte Plateaus hinter der Mauer, welche durch das Erdwerk die Mauern gegen den Kugelbeschuss stärkten und Platz für die Aufstellung von Geschützen boten.<sup>205</sup> Reutlingen folgte hier noch den militärischen Entwicklungen, die das Befestigungswesen durch das Aufkommen der Feuerwaffen veränderten, konnte jedoch nicht mit weiteren Modernisierungen Schritt halten.

Diese letzte Stufe im 16. Jahrhundert ist noch in vielen Städten zu sehen. So verstärkt Schwäbisch Hall um 1515 seine Tore, nimmt flankierende Maßnahmen durch Turmbauten sowie einige Schießschartenumbauten vor.<sup>206</sup> In Villingen wurde bereits im 15. Jahrhundert ein zweiter Mauerring samt Rondenerweg angelegt. Ebenso wurden Vortore gebaut und im späten 15. Jahrhundert halbkreisförmige Rondelle für Geschützstellungen angelegt. Villingen konnte sich 1678–1684 sogar noch den ersten Schritt zu einem bastionsartigen Ausbau, einer Schanze, leisten, ein weiterer, eigentlich geplanter Ausbau wurde darauf jedoch nicht umgesetzt.<sup>207</sup>

<sup>202</sup> T. Biller, *Die mittelalterlichen Stadtbefestigungen*, Bd. 2 (wie Anm. 98), S. 71; ebd. Bd. 1, S. 237. Eine vorherige Anlage der Zwingermauer und spätere Einbindung der Türme ist aber durchaus möglich.

<sup>203</sup> In den Publikationen finden sich nur Parallelen zu den im 19. Jahrhundert angelegten Ringdolen. Größere Festungsanlagen mit Gängen ganz anderer Bauart und Dimensionen eignen sich kaum zum Vergleich, vgl. etwa Nürnberg, online unter der URL: [www.felsengaengenuernberg.de](http://www.felsengaengenuernberg.de) (26. 1. 2017).

<sup>204</sup> Vgl. hierzu auch ausführlicher T. Biller, *Die mittelalterlichen Stadtbefestigungen*, Bd. 1 (wie Anm. 98), S. 305.

<sup>205</sup> E. Schmidt, *Das Obere Bollwerk* (wie Anm. 11), S. 187; T. Biller *Die mittelalterlichen Stadtbefestigungen*, Bd. 1 (wie Anm. 98), S. 305–308.

<sup>206</sup> E. Krüger (wie Anm. 61), S. 89.

<sup>207</sup> Bertram Jenisch: *Die Villingener Stadtmauer. Gedanken zum größten Denkmal der Stadt*, in: *Geschichts- und Heimatvereins Villingen* 36 (2013), S. 27–34. Andere Städte wie Biberach haben bereits im 14. Jahrhundert besser ausgebaute Mauern mit Zwingeranlagen, die im Zuge einer Stadterweiterung und deren Befestigung entstanden, K. Diemer (wie Anm. 117), S. 24–26. In Regensburg entsteht die Zwingeranlage in den 1380er-Jahren im Zuge einer Neubefestigung, M. Porsche (wie Anm. 194), S. 55. Zu Nürnberg vgl. E. Isenmann (wie Anm. 2), S. 102; Freiburgs Stadtmauer Ausbau im frühen 13. Jahrhundert besitzt ebenfalls bereits Zwingeranlagen, M. Porsche (wie Anm. 194), S. 228. Balingen bekam schon im spä-

Obwohl ein umfassender Festungsausbau, der einen ausreichenden Schutz in den Zeiten der neuen Militärtechnik geboten hätte, finanziell für Reutlingen nicht mehr leistbar war,<sup>208</sup> bezeugen bis ins 18. Jahrhundert hinein die in den Stadtrechnungen dokumentierten Ausbesserungs- und Reparaturarbeiten, dass die Befestigung trotzdem noch gepflegt wurde und von Belang war. So konnten immer noch effektiv Zoll- und Zugangskontrollen durchgeführt werden, dazu dürfte die Stadtmauer kleineren Angreifer-Trupps durchaus noch standgehalten haben.<sup>209</sup> Die Mauern und Türme blieben bis ins beginnende 19. Jahrhundert hinein noch weitgehend komplett erhalten. Ab dem 16./17. Jahrhundert begannen jedoch Zweitnutzungen, die v. a. im Zwingerbereich die Schutzfunktion der Anlage nicht mehr an erste Stelle setzten.

### Stadtmauer als Ressource

Neben der Bereitstellung sicheren Siedlungsraumes stellt die Mauer auch materiell in sich selbst Ressourcen zur Verfügung. So wächst die Bebauung in der Pfäfflinshofstraße 4 früh an die Mauer heran und integriert diese, obwohl die Anlage noch militärisch genutzt wird. Die Mauer wird Rück- und Schutzwand des Hauses, erst 1364 entsteht ein Zwischenraum zwischen der Stadtmauer und dem Gebäude. V. a. zwischen dem späten 16. bis zum 18. Jahrhundert findet eine stärkere Nutzungsänderung statt. So wird die militärische Nutzung des Zwingers durch das 1546 im Zwinger errichtete Zeughaus eingeschränkt.<sup>210</sup> Der Zwingerbereich bot spätestens ab dem 17. Jahrhundert Raum für Gärten und handwerkliche Arbeiten mit größerem Platzbedarf, wie dem Aufspannen von Stoffen, und brachte der Stadt somit auch Mieteinkünfte. Eine optimale Ausnutzung des Raumes steht im Vordergrund. Die Mauer wird ihrer Schutzfunktion zwar nicht ganz beraubt, sie steht jedoch auch nicht mehr an erster Stelle. Die abnehmende militärische Bedeutung zeigt sich auch an verkehrstechnischen Verbesserungen. So wurde das Gartentor 1700 wieder geöffnet und eine Steinbrücke zu den dahinter liegenden Gärten angelegt. Auch die Brücken vor den anderen Toren wurden in den 1760er- und 1770er-

---

ten 13. Jahrhundert eine vorgelagerte Zwingermauer, Erhard Schmidt: Befunde zur Stadtbefestigung in Balingen, Zollernalbkreis, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg (2004), S. 243–246. Nördlingens Zwingerbefestigung wird mit dem zweiten Mauerausbau im 14. Jahrhundert geplant und im 15. Jahrhundert durch weitere (Batterie-)Türme und festere Torausbauten verstärkt. Im frühen 17. Jahrhundert wurden Sternschanzen angelegt, Hermann Kessler: Die Stadtmauer der Freien Reichsstadt Nördlingen (Schwäbische Geschichtsquellen und Forschungen, Bd. 12), Nördlingen 1982, S. 21, 27.

<sup>208</sup> Zur Finanzsituation vgl. L. Gaiser (wie Anm. 6), Kap. 3.3.3.

<sup>209</sup> Vgl. T. Biller, Die mittelalterlichen Stadtbefestigungen, Bd. 1 (wie Anm. 98), S. 316.

<sup>210</sup> Vielleicht wäre es im Kriegsfall abgebrochen worden, ähnlich wie die Stadt sich früher verhielt, die Vorstädte im Kriegsfall zu zerstören, G. Domes (wie Anm. 7), S. 85.

Jahren durch feste Steinbrücken ersetzt,<sup>211</sup> der Graben im Laufe des Jahrhunderts für die Anlage von Gärten weitgehend trockengelegt.<sup>212</sup> Diese Tendenz der Zweit- oder Umnutzung zeichnet sich auch in vielen anderen Städten dieser Zeit ab.<sup>213</sup> Sogar im gut befestigten Nördlingen sind ab 1509 unterschiedlichste handwerkliche Arbeiten im Zwinger überliefert, in Biberach auch auf dem Wehrgang.<sup>214</sup>

Einzelne Türme wurden mindestens ab 1477 auch als Gefängnis und Wächterwohnungen genutzt. Bei erhöhtem Bedarf, wie zu Zeiten der Hexenprozesse in Reutlingen, konnten die Beschuldigten auch auf weitere Türme verteilt werden. Auch die städtische Verwaltung nutzte diesen zusätzlichen Raum für die Unterbringung ihrer Rechnungsakten.<sup>215</sup>

Ein endgültiger Nutzungswandel stellt sich nach dem großen Brand von 1726 ein. Er hatte auch den Wehrgang und einige Türme zerstört, die in der Folgezeit zwar wiederhergestellt, nun aber als Trocken- oder Lagerplätze für Handwerker genutzt oder als Wohnungen von der Stadt vermietet wurden. Auch der Bau der Stadtmauerhäuser in der Jos-Weiß-Straße sowie die 1820 noch dargestellten weiteren Mauerhäuser fallen in diesen Zeitraum. Zu Beginn scheint man noch Rücksicht auf die Wehrbedeutung der Mauer genommen zu haben, wurde sie doch nicht konstruktiv tragend in die Hausbauten einbezogen.

Während solche Eingriffe in die Mauersubstanz die Wehrfunktion der Befestigung beeinträchtigten, wurde die Stadtmauer andererseits immer wieder ausgebessert und Bürgeranfragen zu teilweisen Mauerabtragungen abgewiesen.<sup>216</sup> Zum einen scheint die überkommene Nutzung der Anlage zum Schutz der Stadt wichtig gewesen zu sein. Dem stand entgegen, dass sie für die Stadt ökonomisch nicht mehr tragbar war. Dies ist auch an Beschwerden über den maroden Zustand der Mauer zu sehen.<sup>217</sup>

Zur Verbesserung der finanziellen Lage Reutlingens nach dem Übergang an Württemberg 1803 trat 1816–1819 Friedrich List als Kommissar des königlich-württembergischen Innenministeriums auf den Plan, der mit der Neuordnung des nachlässig geführten Rechnungs- und Schuldwesens beauftragt

<sup>211</sup> G. Kronberger (wie Anm. 18), S. 37, 40; A. Schneider (wie Anm. 1), S. 78.

<sup>212</sup> Vgl. den Ditzinger-Stich und den Stadtkatasterplan von 1820.

<sup>213</sup> Ulrich Schütte: Wandlungen in der Stadtbefestigungstechnik seit dem frühen 16. Jahrhundert, in: Stadt Burg Festung (wie Anm. 4), S. 167–202, hier S. 179–181.

<sup>214</sup> H. Kessler (wie Anm. 207), S. 117; Schneider/Ade-Rademacher (wie Anm. 118), S. 102.

<sup>215</sup> A. Schneider (wie Anm. 1), S. 138; StadtA Rt., A2 (Reichstädtische Urkunden und Akten) Bd. 23–25.

<sup>216</sup> Hierbei handelt es sich meist um Fundamentarbeiten zur Stützung der Mauer oder um deren Dachdeckung. Vgl. die Abschnitte „Ausgab Geld an denen Stadt Thor Thurm und Mauren“ in den Rechnungsbüchern der Stadt von 1742 bis 1787, StadtA Rt., Stadtrechnerei/Pförscham.

<sup>217</sup> 1733 Beschwerden „das Nötige gebessert werden [solle] und nicht alles wie bisher über einen Haufen fällt“, StadtA Rt., A2 Nr. 2554 b.

wurde. List empfahl, „die kostspieligen und funktionslos gewordenen Befestigungswerke nieder zu legen“.<sup>218</sup> Neben der Brandgefahr der Wehrgänge führt er die Vorteile einer weniger eingegengten Stadt sowie die frei werdende Menge an Baumaterial für die Bürger an. Ihrer ursprünglichen Bedeutung beraubt und als Belastung empfunden, bleibt der Blick zwar ressourcenorientiert, nur heißt diese Ressource nicht mehr Schutz, sondern Platz, Baumaterial, Geld und Stadtverschönerung. Der Abbruch geschieht im Laufe des 19. Jahrhunderts, Türme werden z. T. auf Abbruch verkauft und der aufgefüllte Graben wird zur grünen Promenade mit Alleen. Zuvor wird die Gelegenheit gleich genutzt, um in den Graben eine neue Ringdole um die Stadt zu legen.

### Stadtmauer als Mittel der Repräsentation

Den Wandel in der repräsentativen Funktion der Stadtmauer zeigt sich an der Debatte um den Erhalt des Tübinger Tores. Anwohner hatten seit den 1860er-Jahren Petitionen mit der Bitte um dessen „Wegräumung“ eingereicht. Das Tor wurde als „finster, kahl, verwittert und baufällig“, „gespenstig und gleich einem brustbeklemmenden Alp“ bezeichnet, es entziehe der Stadt Luft und Licht und würde nachts als Pissoir genutzt.<sup>219</sup> Jedoch erhoben sich auch Gegenstimmen und das 1873 eingeholte Urteil des Landeskonservators stimmte ebenfalls für die Erhaltung des Gebäudes als „ernstgrauen Zeugen“ für die Erinnerung der einstigen Größe und Bedeutung der Stadt. So wurde das Tor erhalten und sogar in seine Renovierung investiert.<sup>220</sup>

Am Anfang der Reichsstadtzeit stand die Stadtbefestigung jedoch für viel mehr. Als Abgrenzung zum Umland war sie „ein Gesicht“ der mittelalterlichen Stadt.<sup>221</sup> Ihre Wehrhaftigkeit stand für den Schutz ihrer Wirtschaft und Autonomie.<sup>222</sup> Auch noch zu Ludwig Ditzingers Zeiten um 1620 steht die Wehranlage stolz in Bild und Schrift neben der herausragenden Marienkirche im Zentrum.

<sup>218</sup> A. Schneider (wie Anm. 1), S. 78, ausführlich dazu: P. Gehring (wie Anm. 28). Eugen Wendler weist jedoch darauf hin, dass die politische Verantwortung letztendlich bei der Stadtverwaltung lag und nicht allein Lists Empfehlung zugeschrieben werden dürfe, E. Wendler (wie Anm. 8), S. 124 f.

<sup>219</sup> A. Wendt, *Tore und Türme* (wie Anm. 20), S. 104.

<sup>220</sup> Ebd.; Renovierungspläne in StadtA Rt., Hochbauamt Nr. 466–467; ein Grund für den späten Eingriff zum Erhalt der Anlage ist bestimmt auch in der von U. Schütte dargelegten fehlenden Distanz zur kriegerischen Nutzung zu suchen. So würden sich romantische und nationale Sehnsüchte an die Kirchen und Burgen des Mittelalters heften und nicht an Wehranlagen, die bis vor kurzem noch für Krieg und Gewalt standen, U. Schütte (wie Anm. 213), S. 180.

<sup>221</sup> Gregor von Tours erwähnte bei seiner rühmenden Beschreibung der Stadt Dijon an erster Stelle deren Mauer, H. Koller (wie Anm. 2), S. 9.

<sup>222</sup> Vgl. nähere Ausführungen bei E. Isenmann (wie Anm. 2), S. 425.

Weithin sichtbar und von jedem Besucher zwangsweise zu passieren waren die Tortürme. Das Tübinger Tor sticht dabei, wie Thomas Biller in seinem neuen Standardwerk zu mittelalterlichen Stadtbefestigungen im überregionalen Vergleich anmerkt, als „einer der reichsten deutschen Tortürme“ seiner Zeit hervor.<sup>223</sup>

So wird die Befestigung bereits zur Gründungszeit in großen Teilen zu Repräsentationszwecken geplant. Aber auch die halbrunden Bossenquader um die Schießscharten des Gartentors und die späteren trutzigen massiven Zwingertürme sprechen eine sehr wehrhaft-repräsentative Sprache.

Eine weitere, spätestens ab den 1530er-Jahren nachweisbare Repräsentationsmöglichkeit an den Toren der Stadt ist die Anbringung von Wappen auf die Toraußenseite.<sup>224</sup> Die erst ab dem 18. Jahrhundert überlieferten Wappenbilder zeigen jedem Besucher, welchem Herrscher die Stadt untertan ist.<sup>225</sup>

So spiegelt die Baugeschichte und Gestalt der Reutlinger Stadtmauer viele Facetten der städtischen Lebensumstände und -einstellungen. Am Anfang stand die materielle Ressource Stadtmauer, die mit großem finanziellem und arbeitsintensivem Aufwand errichtet wurde. Die florierende Stadt des 13. und frühen 14. Jahrhunderts errichtete nach einer vermutlich ersten Wall-Graben-Befestigung Stück für Stück ihre bleibende Stadtmauer, die sich mit anderen Städten ihres Ausmaßes durchaus vergleichen lässt bzw. in seinen Tortürmen sogar aus ihnen hervorsticht.

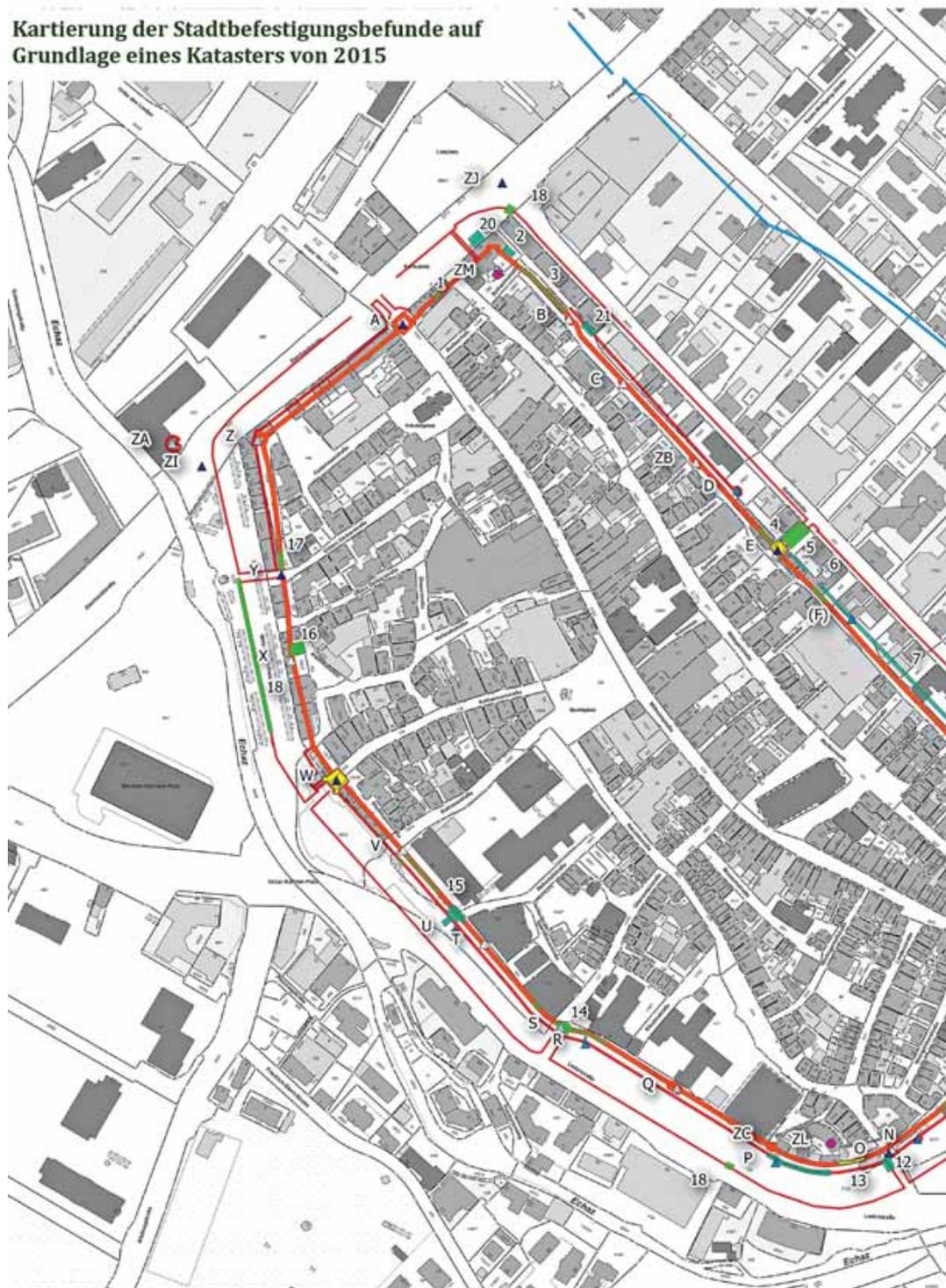
Heute repräsentieren die verbleibenden Befestigungsteile die Geschichte der Stadt. Im Zuge der übergreifenden Betrachtung der Quellen und der Überreste der Reutlinger Stadtmauer sowie deren Verbindung und Zusammenstellung zu einem Gesamtbild fiel auf, dass viele als bekannt und erforscht geltende Zusammenhänge noch einige offene Fragen aufwerfen, die hoffentlich in noch ungestörten Arealen künftig erforscht werden können. So ist zum Beispiel eine nähere Klärung der zeitlichen Zusammenhänge zwischen Hauptmauer, Zwingeranlage und deren Bezug zu den unterirdischen Gängen wünschenswert. Ähnlich interessant wären auch weitere Befunde und Hinweise auf die vermutete Wallanlage. Hierauf sollte bei Abbruch- oder Grabarbeiten in einem potenziellen Stadtmauerareal besonders geachtet und die Befunde stratigraphisch festgehalten werden. Besonders in dem durch das Zeughaus konservierten Zwingerareal könnten neue Erkenntnisse zu erwarten sein.

<sup>223</sup> T. Biller, *Die mittelalterlichen Stadtbefestigungen*, Bd. 2 (wie Anm. 98), S. 65. Er weist hier auf die sakral anmutende Architektur der aufwendigen Tordurchfahrt hin. Aber auch der Holzaufsatz des Turmes hat eine repräsentative Funktion.

<sup>224</sup> Auch in Nördlingen wird überliefert, dass an allen wichtigen Wehrbauten der Stadtdler angebracht wurde, H. Kessler (wie Anm. 207), S. 44–45.

<sup>225</sup> Zum Wechsel von Wappen an Tortürmen im Zuge eines Herrschaftswechsels vgl. M. Untermann (wie Anm. 21), S. 8.

# Kartierung der Stadtbefestigungsbefunde auf Grundlage eines Katasters von 2015



## Legende

 Bestehende Stadtbefestigungselemente

Archäologische Fundstellen

 "Unterirdischer Gang"

 Stadt- Zwinger- und Grabenmauer

Stadtbefestigungsverlauf von 1820

 Stadtmauer

 Zwingermauer

 Äußere Grabenmauer

 Hundsgaben

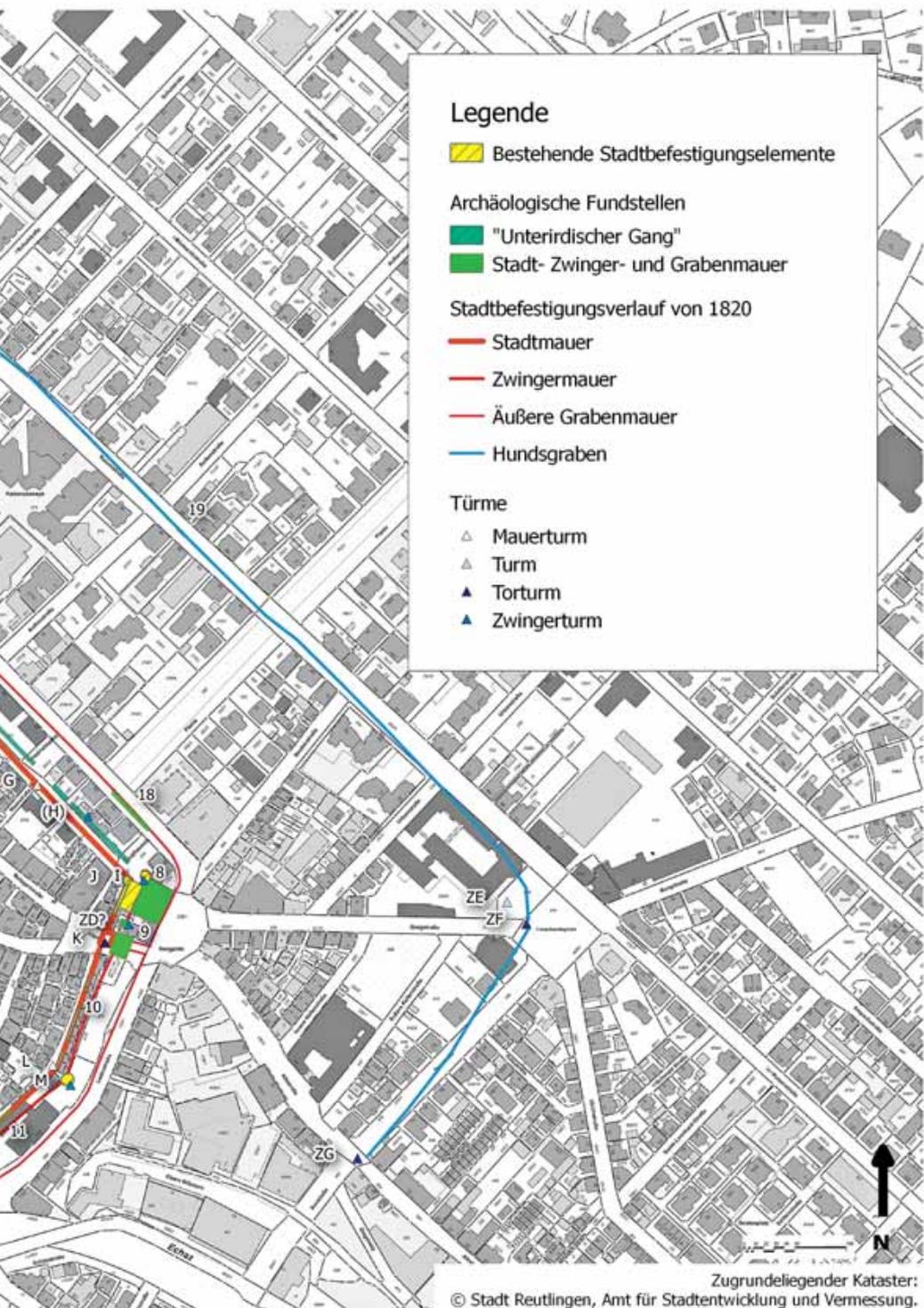
Türme

 Mauerturm

 Turm

 Torturm

 Zwingerturm



Zugrundeliegender Kataster:

© Stadt Reutlingen, Amt für Stadtentwicklung und Vermessung.

## Kartierung der Stadtbefestigungsbefunde

Die Karte dient zur Orientierung der im Text angesprochenen Fundstellen und Wehrelemente. Hierfür wurde der 1820 überlieferte Stadtmauerverlauf in eine aktuelle Katasterkarte übertragen und die Befunde eingetragen. Die Fundstellenverzeichnisse beziehen sich auf den Archäologischen Stadtkataster Reutlingen (2003) sowie auf die von Otto Gall 1966 in den Reutlinger Geschichtsblättern publizierten Befunde.

## Abkürzungen

- a = archäologischer Nachweis
- b = bestehend
- s = schriftlich überliefert
- B = Bettelplan
- D = Kupferstich von Ludwig Ditzinger (1620)
- 1820 = Katasterkarte von 1820

Klammersetzung bei unsicherer Verortung oder Identifizierung.

Kartengrundlage: Stadt Reutlingen, Amt für Stadtentwicklung und Vermessung.

Graphische Bearbeitung: Linda Gaiser (2016).

Karten Num.	Verortung/Bezeichnung	Strukturen	Schneider Fst.	Gall Fst.
1	Karlstraße 6	Stadtmauer	23	9
2	Mauerstraße, östl. hinter Karlstraße 14	Gang	36	8
3	Mauerstraße 1 und 3	Stadtmauer, Häuser an der Stadtmauer	25	20
4	Mauerstraße 21, nördl. Krämerstraße 5	Stadtmauer, Tor, Brücke	30, 31	6
5	Mauerstraße 35 und 37/ Bereich Krämerstraße 18	Gang	39	5
6	Gartenstraße 30	Zwingermauer	35	
7	Gang entlang der Gartenstraße	Verschiedene Gangfunde	40, 32	3, 4, 19
8	Jos-Weiß-Straße 4/Burgplatz 1	Stadtmauer, Zwingermauer, Mauerturm, Zwingerturm	27	
9	Albtorplatz 13	Zwingermauer, Tor, Vortor	26 a, 26 b	1
10	Mauerhäuser der Jos-Weiß-Straße	Stadtmauer	20, 21	
11	Jos-Weiß-Schule	Stadtmauer	–	

Karten Num.	Verortung/Bezeichnung	Strukturen	Schneider Fst.	Gall Fst.
12	südöstl. Kanzleistraße 52/Lederstraße, vor Kanzleistraße 52	kurzes Gangstück	43	
13	beim Oberen Bollwerk	Stadtmauer, Gang (40 m)	12, 42	18
14	Lederstraße/Oberamteistraße	Stadtmauer, Turm, Gang	28	17
15	Oskar-Kalbfell-Platz, Rebentalstraße/Rathausstraße	Stadtmauer, Gang (Knoten)	29	14/15
16	Pfäfflinshofstraße 4	Stadtmauer und Stadtmauerhaus	103/11	
17	Stadtbachstraße 16	Stadtmauer und Wasserkanal	22	11
18	Versch. Grabenmauern	Grabenmauer	24, 32, 33, 34	2, 10
19	Kaiserstraße	Hundsgraben	–	–
20	Karlstraße 24	Gang (?)	44	
21	südwestlich von Gartenstraße 8	Gang	37	

Num.	Struktur/Bezeichnung	Nachweis	Nr. bei A. Schneider, Karte 4
A	Unteres Tor/Stuttgarter Tor	1820, D, B, s	5
B	Mauerturm/(„Belsers Turm“)	1820, D, s	17
C	Mauerturm	1820, D	18
D	Zwingerturm bei Mauerstraße 15	1820, B, s	20
ZB	Mauerturm	1820, D,	19
E	Neues Tor/Gartentor	a, b, 1820, B, D, s	6
(F)	Zwingerturm beim Gartentor (?)	(B)	21
G	Mauerturm	1820, Ditzinger	22
(H)	Zwingerturm in der Gartenstraße (?)	(B)	–
I	Zwingerturm beim Zeughaus	b, 1820, (B), s	24
J	Zwingerturm/Kesselturm	b, 1820, D, s	23
(ZD)	Zwingerturm	s	25
K	Oberes Tor/Albtor	1820, D, B, s	2
L	Mauerturm (neu)	b	–
M	Zwingerturm/Eisturm	b, 1820, D, B, s	7

Num.	Struktur/Bezeichnung	Nachweis	Nr. bei A. Schneider, Karte 4
N	Zwingerturm	1820, B, s	8
O	Oberes Mühltor	1820, D, B, s	3
P	Zwingerturm	D, B, s	9
ZC	Mauerturm	1820, D, B	–
Q	Abgeschossener Turm	1820, D, B, s	10
R	Zwingerturm	D, B, s	11
S	Diebsturm/Peinturm	a, (1820), D, B, s	12
T	Mauerturm	D, (B)	–
U	Zwingerturm	D, s	13
V	Mauerturm	D, (B)	–
W	Tübinger Tor/Metmannstor	b, 1820, D, B, s	4
X	Mauerturm/„Tüfels turn“	D, B, s	14
Y	Unteres Mühltor/Gerbtor	(1820), D, B, s	4 a
Z	Pulverturm/Rukulesturm	1820, D, B, s	15
ZA	Storchenturm/Pulverturm	1820, D, B, s	16
ZE	Zuckerhüturmle (Obere Vorstadt)	1820, s	29
ZF	Vorstadttor, Burgtörlein	D, s	28
ZG	Vorstadttor, Ziegeltörle	D, s	30
ZH	Vorstadttor, Betzinger Törle	D, s	32
ZI	Vorstadttor	D	33
ZJ	Vorstadttor, Bleichertörle	s	34
ZK	Vorstadttor, Totentörle	D, 1820, s	35
ZL	Oberes Bollwerk	D, 1820, s	26
ZM	Unteres Bollwerk	D, 1820, s	27

## „Phönix“ aus der Asche?

### Der Wiederaufbau der Reutlinger Altstadt nach dem Stadtbrand 1726 im Vergleich mit Beispielen aus Kirchheim unter Teck und Herrenberg

Tilman Marstaller

#### Die Katastrophe von 1726

Eine brennende Kerze, die am 23. September 1726 durch einen Spalt des Bretterbodens im Haus des Schuhmachers Friedrich Dürr bei der Nikolaikirche gefallen und darunter lagerndes Stroh entfacht haben soll, bildet den Ausgangspunkt für die größte materielle Katastrophe, welche die Reichsstadt Reutlingen in ihrer langen Geschichte heimgesucht hat.<sup>1</sup> Die auf ein solches Ereignis nur unzureichend vorbereitete Stadt und die sich ungünstig drehenden Winde führten im Laufe des 38 Stunden lang (bis zum 25. September) wütenden Feuers dazu, dass der Brand trotz verzweifelter Gegenmaßnahmen nicht eingedämmt werden konnte. Am Ende lagen mehr als zwei Drittel der Reutlinger Altstadt mitsamt Rathaus, Spital und Marienkirche in Schutt und Asche. Der „Strafe Gottes“, wie sie der Reutlinger Spitalpfarrer Michael Fischer in seiner „Brandpredigt“ einen Monat später verkündete, fielen insgesamt 882 Häuser zum Opfer. Nur im westlichen Randbereich zwischen der Federnseestraße im Gerbertviertel und dem Zeughaus in der Kanzleistraße (heute Friedrich-List-Gymnasium) blieb ein schmaler Streifen vom Brand verschont (*Abb. 1 und 2*).

Das ganze Ausmaß des Infernos illustriert u. a. der 1727 von dem Augsburger Kupferstecher Gabriel Bodenehr in einer Auflage von 4000 Stück gedruckte „Bettelplan“ der Reutlinger Altstadt. Sinn des Plans war keinesfalls die exakte Wiedergabe des Stadtgrundrisses, vielmehr sollte damit die Dramatik der Situation zur Einwerbung von Spenden vor Augen geführt werden.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Werner Ströbele: Der Stadtbrand von 1726 – ein Ereignis schafft Bilder, in: Stadt Bild Geschichte – Reutlingen in Ansichten aus fünf Jahrhunderten, Reutlingen 1990, S. 49–56; Alois Schneider: Reutlingen, Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg, Bd. 23, hrsg. vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg in Verbindung mit der Stadt Reutlingen, Esslingen 2003, S. 75–77; zuletzt: Wolfgang Jung: Der Niedergang der Reichsstadt. Reutlingen im 17. und 18. Jahrhundert, in: Wilhelm Borth, Bernd Breyvogel und Wolfgang Jung: Vergangenheit trifft Zukunft – Reutlingen. Von der Geschichte der Reichsstadtherrlichkeit zur selbstbewussten Großstadt, Reutlingen 2013, S. 97–121.

<sup>2</sup> W. Ströbele (wie Anm. 1) S. 52 f.

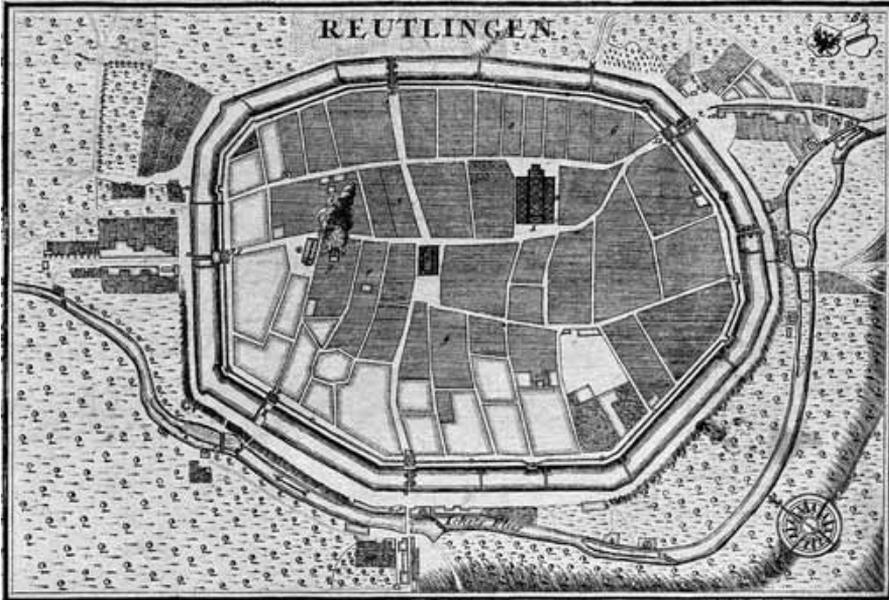


Abb. 1 Reutlingen: 1727 erstellter „Bettelplan“ der Altstadt mit abgebrannten und vom Brand verschonten Bereichen.

Die Verteilung der eingegangenen Kollekten und Sachspenden gestaltete sich vor allem zum Nachteil der ärmeren Bevölkerung.<sup>3</sup>

Über die Geschwindigkeit des Wiederaufbaus herrscht in der Literatur zum Stadtbrand eine gewisse Uneinigkeit. Nach Klaus Schmitz konnte aufgrund der reichlich fließenden Sach- und Geldspenden der Wiederaufbau rasch begonnen werden: „Jeder sah zu, daß er möglichst schnell, wenn auch in bescheidenem Ausmaß sein Haus wieder stehen hatte. Diese rasche, ungeplante und bescheidene Art des Wiederaufbaus bestimmt noch heute das Aussehen der Altstadt.“<sup>4</sup> Im Archäologischen Stadtkataster kam Alois Schneider dagegen zu einer etwas anderen Meinung: „Die Wiederherstellung der Stadt musste [...] auf das Nötigste beschränkt werden, und sie ließ sich auch nicht kurzfristig zum Abschluss bringen. Eine ganze Reihe von Geschädigten konnte einen Neubau (zunächst) nicht schultern.“<sup>5</sup> Auch Wolfgang Jung stellte im neuesten Überblickswerk zur Reutlinger Stadtgeschichte zum Wiederaufbau fest, dass er sich „ärmlich“ gestaltete und „in die Länge“ zog.

<sup>3</sup> W. Jung (wie Anm. 1), S. 111.

<sup>4</sup> Klaus Schmitz: Reutlingen im 17. und 18. Jahrhundert, in: Paul Schwarz; Heinz Dieter Schmid: Reutlingen. Aus der Geschichte einer Stadt, Reutlingen 1973, S. 113–128, hier S. 126.

<sup>5</sup> A. Schneider (wie Anm. 1), S. 76.

Als Beispiel führt Jung das Dekanatsgebäude Aulberstraße 1 an, das nach dem Lyzeum „das erste stattliche Gebäude“ sei, „mit dessen Wiederaufbau man 1770 begann.“<sup>6</sup>

Es stellt sich die Frage, ob dieser Eindruck tatsächlich für die gesamte Altstadt zutrifft, oder ob dies nur den Forschungsstand zu den Bauten aus der Zeit des Wiederaufbaus widerspiegelt?

## Reutlinger Hausbau nach 1726 – Ein Forschungsdesiderat mit Folgen

Tatsächlich scheinen die Hausbauten bis vor wenigen Jahren fast völlig aus dem Fokus der Stadtgeschichtsforschung geraten zu sein. Nur einzelne Bauten erfuhren eine Würdigung anhand der schriftlichen Überlieferung, obwohl (oder gerade deswegen?) zum Wiederaufbau der Reutlinger Altstadt die originalen Rechnungsbücher noch umfassend erhalten sind und nur auf ihre Auswertung warten.<sup>7</sup> Da die wertvollen historischen Erhebungen durch die Mitarbeiter des Reutlinger Stadtarchivs meist im Rahmen von Bauanfragen im Vorfeld von Gebäudesanierungen oder -abbrüchen erfolgten, sind sie in aller Regel nur für den internen Gebrauch bestimmt. Publiziert ist davon so gut wie nichts, es finden sich allenfalls kurze Einzeldarstellungen wie zum Lyzeum, dem heutigen Naturkundemuseum am Weibermarkt.<sup>8</sup>

Dasselbe gilt in gleichem Maße auch für ihre bauhistorische Erforschung: Nur zu ganz wenigen Gebäuden der Zeit nach 1726 liegen überhaupt Untersuchungen vor. Meist handelt es sich dabei um mehr oder weniger ergiebige Kurzuntersuchungen. Und auch diese sind nur in Einzelfällen veröffentlicht, wie beispielsweise die bauhistorischen Untersuchungen zu den Pfarrhäusern Aulberstraße 1 und Metzgerstraße 56.<sup>9</sup>

Diese wenig zufriedenstellende Quellenlage liegt vor allem in der bereits in den älteren Schriftquellen zum Brand angesprochenen, bis heute weit verbreiteten Meinung begründet, nach der es sich um Bauten geringer Wertigkeit handelt. So greifen die üblichen Kriterien zur Ausweisung der Bau- und Kunstdenkmäler bei den unscheinbaren Bauten zumeist nicht: Die wenigsten Gebäude weisen einen auffälligen baulichen Schmuck auf oder fallen durch

---

<sup>6</sup> W. Jung (wie Anm. 1), S. 111.

<sup>7</sup> Freundlicher Hinweis Roland Deigendesch, Stadtarchiv Reutlingen.

<sup>8</sup> Heinz Alfred Gemeinhardt: „-daß durch die getreue Anweisung der lernenden Jugend viele tüchtige Pflanzen auferzogen werden möchten.“ Vom Alten Lyzeum zum neuen Naturkundemuseum – ein Blick auf die Historie und Nutzung des Hauses, in: Naturkundemuseum Reutlingen. Sanierung und Umbau des historischen Lyzeums am Weibermarkt 4, Reutlingen 1998, S. 5–11.

<sup>9</sup> Christoph Kleiber: Reutlingen, Aulberstraße 1 und Metzgerstraße 56. Bauhistorische Untersuchung zweier Reutlinger Pfarrhäuser, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 47 (2008), S. 197–254.

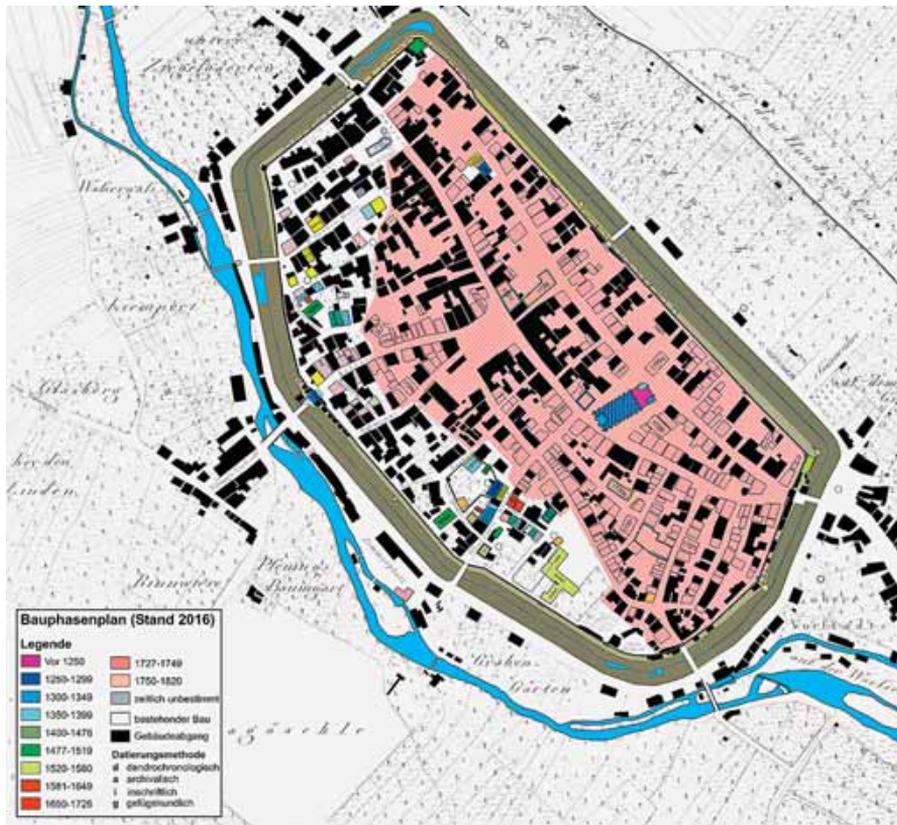


Abb. 2 Reutlingen: Bauphasenplan der Altstadt mit bauhistorisch nachvollziehbaren Brandbereichen von 1726.

sonstige architektonische Besonderheiten oder Ausstattungselemente ins Auge. Dazu trägt erheblich bei, dass die allermeisten der als holzsichtige Fachwerkbauten konzipierten Häuser zu einem späteren Zeitpunkt unter schönem Putz verschwanden. Baugeschichtliche Besonderheiten sind folglich nur mühsam zu erschließen, nicht auf den ersten Blick und schon gar nicht im Rahmen der zeitlich wie inhaltlich viel zu knapp bemessenen Denkmalerfassung. In logischer Konsequenz steht nur ein verschwindend geringer Prozentsatz der Bauten aus der Zeit des Wiederaufbaus nach 1726 heute unter Denkmalschutz, die Bauten sind in dieser Hinsicht also gewissermaßen Freiwild.

Dennoch besaß die Reutlinger Altstadt noch bis vor wenigen Jahrzehnten einen umfangreichen Bestand an nachbrandzeitlichen Bauten. Maßgeblichen Anteil daran hatte die städtebauliche Entwicklung im 19. und frühen 20. Jahrhundert, als die finanzkräftigen Bürger ihre Wohnsitze aus der Stadt heraus

verlegt haben. Die zeitgemäße Bebauung beispielsweise in der Gartenvorstadt führte dazu, dass die Altstadt vor allem in den Bereichen abseits der Hauptverkehrsachsen kaum modernisierend überformt wurden. So blieben beispielsweise in der Metzgerstraße, der Weingärtner-, Linden- und Nürtingerhofstraße noch bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein die Häuserzeilen der Zeit des Wiederaufbaus zu einem großen Teil erhalten. Seitdem die Innenstadt jedoch wieder an wirtschaftlicher Attraktivität gewonnen hat und aktiv die „Stadtsanierung“ gefördert wird, gerieten die teils heruntergekommenen Areale mit den nicht denkmalgeschützten Bauten ins Visier der Investoren. So hat die Zahl an erhaltenen Häusern aus der Zeit des Wiederaufbaus dramatisch abgenommen. Besonders drastisch ist diese schleichende Entwicklung in der Metzgerstraße ablesbar, bei der zu befürchten ist, dass in naher Zukunft von dem einst geschlossenen Ensemble aus der Zeit des Wiederaufbaus nur noch einzelne historische Gebäudeinseln übrig sein werden.

Vor diesem Hintergrund und auch anlässlich der erfreulich kontroversen Diskussion um ein großes Investitionsprojekt in der Katharinenstraße soll mit diesem Beitrag die baugeschichtliche Lücke ein klein wenig geschlossen werden. Denn in den vergangenen Jahren ist nun doch eine kleine Anzahl an bauhistorischen Kurzuntersuchungen ebensolcher Bauten zusammengekommen. Sie entstanden meist in Zusammenhang mit Gebäudeumbauten oder geplanten Abbrüchen und sind damit symptomatisch für die oben skizzierte Entwicklung, aber auch für die gestiegene Sensibilität für die Altstadt sowohl bei der Stadtverwaltung als auch in der Bevölkerung.

### **Absolute Gebäudedatierungen als Geschwindigkeitsmesser**

Für die Frage nach Geschwindigkeit und Charakter des Wiederaufbaus ist zunächst das genaue Alter der Bauten von Interesse. Dies ist entweder mithilfe der archivalischen Überlieferung (= a), durch Bauinschriften (= i) oder durch die dendrochronologische Untersuchung (= d) der verwendeten Bauhölzer möglich. Eine bedeutsame Rolle spielen bei den dendrochronologischen Datierungen die verwendeten Holzarten, vor allem deren Herkunft.

Hier zeigt sich bei den vorliegenden Untersuchungen ein verblüffendes Ergebnis. Denn die dendrochronologische Datierung der Wohnbauten in der Katharinenstraße (Nr. 6, 8 und 10), ebenso bei Metzgerstraße 39 und Wilhelmstraße 74/76 ergab in allen Fällen Fälldaten der verwendeten Nadelhölzer (Tannen und Fichten) zwischen Winter 1725/26 und Sommer 1727, während die in Katharinenstraße 6 und Metzgerstraße 39 beprobten Eichen allesamt im Winter 1726/27 geschlagen wurden. Damit ist davon auszugehen, dass die Bauten spätestens um 1727 allesamt im Bau, wenn nicht gar bereits fertiggestellt waren. Nur unwesentlich jünger scheinen die Bauten zu sein, deren Bauzeit archivalisch oder bauinschriftlich überliefert sind. Eine ausführliche Bauinschrift am



Abb. 3 Reutlingen, Weibermarkt 4 (ehemaliges Lyzeum, heute Naturkundemuseum): Steinplatte an der nördlichen Schaufassade mit ungewöhnlich ausführlicher Gedenk-inschrift zur Stiftung und Bauvollendung des Schulgebäudes.



Abb. 4 Reutlingen, Metzgerstraße 40 (Spital): Bauinschrift von 1728 am Sturz des hofseitigen Eingangsportals.

Lyzeum (Weibermarkt 4) benennt nicht nur die auswärtigen Stifter des Gebäudes und die ausführenden Stadtwerkmeister, den Maurermeister Andreas Bardenschlager und den Zimmermeister Johann Balthasar Fuchs, sondern gab einst klare Auskunft über die Einweihung der neu erbauten Schule am 28. September 1728 (Abb. 3). Die beiden am Lyzeum genannten Handwerksmeister waren offenkundig auch für den Wiederaufbau des Spitals zuständig. Wenigstens der Südflügel des Spitals war laut Bauinschrift durch Zimmermeister Fuchs eben-



Abb. 5 Reutlingen, Wilhelmstraße 69–71 (Spital): Nachträglich im vorstadtbrandzeitlichen Mauerwerk eingefügte Steinplatte mit Bauinschrift. Die Inschrift findet sich an der Marktseite der Spitalerweiterung von 1555, deren Mauerwerk, wie auch das der anschließenden Spitalkirche durch die Hitzeeinwirkung des Stadtbrandes rot gefärbt ist.

falls bereits 1728 wiederaufgebaut (Abb. 4). Die an dem zum Markt hin gewandten Westflügel angebrachte Gedenkplatte ist zwar undatiert, benennt aber wiederum Stadtwerkmeister Bardenschlager, sodass auch dieser Flügel zu jener Zeit vollendet gewesen sein dürfte (Abb. 5). Von Metzgerstraße 56 wissen wir anhand der archivalischen Quellen, dass das Gebäude als erstes Pfarrhaus 1729 bereits wieder benutzt wurde. Es war also spätestens 1728/29 im Bau.

Vielleicht ist es nur ein Zufall, aber nach 1729 klafft bei den Baudatierungen eine Lücke von etwa zehn Jahren, bis sich die nächste Generation wieder aufgebauter Häuser abzeichnet. So ergaben die Untersuchungen im Bereich zwischen Katharinen- und Hofstattstraße für die Zeit um 1740 gleich drei Neubauten. Das westliche Nebengebäude zum Wohnhaus von Katharinenstraße 8 konnte dendrochronologisch auf 1739 (Winterfällungen 1738/39) datiert werden. Die archivalische Recherche durch Stadtarchivar Dr. Roland Deigendesch ergab zudem klare Hinweise auf eine Entstehung des mutmaßlichen Eindachhofes Hofstattstraße 13 und der zum Wohnhaus umgebauten Scheune Hofstattstraße 19 unmittelbar vor 1740.

Danach scheint wiederum eine zeitliche Lücke von mehr als zehn Jahren zu bestehen, denn die nächsten Baudaten von Häusern im Stadtbrandbereich

beginnen erst wieder ab 1754. Dazu gehören Metzgerstraße 22 von 1754 d ebenso wie das Hinterhaus von Markplatz 2 von 1755/56 d sowie die ehemalige Scheune Hofstattstraße 11 von 1761 a. Besonders rege Bautätigkeiten scheinen um 1770 einzusetzen, als eine größere Anzahl an Bauten, darunter auch das Dekanat Aulberstraße 1 von 1770 a, auf älteren Brandstätten neu errichtet wurde.

Die untersuchten Gebäude decken bereits ein breites Spektrum an Bau- und Nutzungstypen ab. So wurden neben dem Zunfthaus der Metzger, dem neuen Pfarrhaus, dem Lyzeum und mehreren Wohn- und Lagerhäusern auch landwirtschaftliche Anwesen erfasst. Im Folgenden soll eine Reihe dieser Bauten kurz vorgestellt werden.

### Das Lyzeum von 1728 i<sup>10</sup>

Das stattliche Gebäude ist ein widersprüchliches Beispiel für den Wiederaufbau der Altstadt. Denn hier handelt es sich ganz offensichtlich nicht um einen Notbau im architektonischen Sinne. Vielmehr zeigt die reichhaltige archiva-lische Überlieferung, vor allem aber die oben bereits ausgeführte Bauinschrift an der Schaufassade, dass es sich hier um eine zweckgebundene bürgerliche Stiftung handelt. Dennoch sind es vermutlich genau solche Gebäude, die in der Zeit der größten Not Unmut in der Reutlinger Bevölkerung über die Art der Verteilung der eingegangenen Spenden hervorriefen. Die hervorragend erhaltene Fassade besitzt einerseits zeitgemäße barocke Gestaltungselemente wie die „geohrten“ Tür- und Fensterrahmen und die aufwendig gearbeiteten Türblätter an der massiv errichteten Erdgeschossfassade. Das Fachwerk mit seinen Knickfußstreben stellt dagegen einen bemerkenswerten Rückgriff auf die in der Reutlinger Altstadt im mittleren 16. Jahrhundert übliche Fachwerkgestaltung<sup>11</sup> mit kurzen Knickfußstreben dar (*Abb. 6*). Diese bewusste Anknüpfung an die eigene Tradition ist beinahe als protohistorisch zu bezeichnen. Auch das Innere dokumentiert mit seinen barock gestalteten Freistützen im Erdgeschoss einen äußerst gehobenen Anspruch.

Als Baumaterial diente für das Holzgerüst des Lyzeums sowohl regionales als auch importiertes Bauholz. Eichenhölzer, an denen sich keine Spuren eines Holztransportes vorfinden, wurden für tragende, aussteifende oder schlicht der Witterung ausgesetzte Bauteile verwendet. Dazu gehören die Freistützen im Erdgeschoss ebenso wie die Bund- und Stuhlständer, Riegel und Streben in den Außenwänden der oberen Etagen. Sämtliche Eichenhölzer weisen quer

<sup>10</sup> H. Gemeinhardt, Naturkundemuseum (wie Anm. 8).

<sup>11</sup> So z. B. bei Katharinenstraße 28 oder am Friedrich-List-Gymnasium (Kanzleistraße 28) von 1540 i–1542 i.



Abb. 6 Reutlingen, Weibermarkt 4 (ehemaliges Lyzeum, heute Naturkundemuseum) von 1728 i: Schauffassade zur Marienkirche mit zeitgemäß barockem Steinsockel und historisierendem Fachwerk.

zur Längskante verlaufende Sägerillen auf, welche die Herstellung der Bauteile auf dem Gatter einer Bauholzsägemühle belegen. Die einzige Ausnahme bilden die barock behauenen Freistützen im Erdgeschoss. Die Nadelhölzer hingegen scheinen allesamt mit dem Beil gefertigt und zeigen durch die zahl-



Abb. 7 Reutlingen, Marktplatz 2 (Zunft- und Metzgerhaus) von 1727 d: Ansicht der nachträglich (wohl Anfang 19. Jh.) verputzten Zierfachwerkfassade in einer Darstellung von 1880. Bemerkenswert ist der Verzicht auf Vorkragungen des Giebelfachwerks.

bekeller errichtet, der sicherlich vom abgebrannten Vorgängerbau übernommen wurde. Der aufgehende Bau umfasste ursprünglich nur zwei jeweils eingeschossige Stockwerke, die von einem auffallend flach geneigten dreigeschossigen Satteldach überdeckt wurden. Leider ist der allergrößte Teil des Fachwerks heute unter Putz verschwunden, sodass seine ursprüngliche Gestaltung nur noch an der Marktgiebelseite des zweiten Dachgeschosses nachvollziehbar ist. Hier zeigt sich ein reich gegliedertes, von Zierstrebenanordnungen wie geschwungenen Fußstreben, sogenannten „K“-Streben, oder geschweiftem Andreaskreuz geprägtes Schaufachwerk (Abb. 9). Der unregelmäßig trapezförmig verzogene Grundriss des Hauses barg im Obergeschoss die saalartig gestaltete Zunftstube (Abb. 10).

Als Baumaterial diente am Vorderhaus – soweit erkennbar – vor allem Nadelholz, darunter zwei aus Fichtenholz gearbeitete Ständer im 1. OG und 1. DG sowie ein aus Tannenholz gefertigter Sparren. Die Sparren zeigen teils

reich nachweisbaren Wiedlöcher an, dass sie über den Floßholzhandel am oberen Neckar aus dem Schwarzwald bezogen wurden.

Die Abzimmerungsweise von Trauf- und Dachgerüst des Gebäudes erfolgte auf dem damals aktuellen technischen Stand. Davon zeugen vor allem die liegenden Stühle im ersten und zweiten Dachgeschoss, welche unter den Reutlinger Nachbrandbauten eine Besonderheit darstellen.

### Marktplatz 2: Zunft- und Metzgerhaus von 1727 d<sup>12</sup>

In dem bestehenden, 1898 bis 1902 stark umgebauten Haus stecken vor allem im ersten Obergeschoss und im Dachwerk noch zusammenhängende Bauteile des Zunft- und Metzgerhauses (Abb. 7 und 8). Das Gebäude ist über einem kleinen Gewöl-

<sup>12</sup> Bauhistorische Untersuchung durch den Verfasser 2009. Probenauswertung durch Jahrlinglabor Jutta Hofmann, Nürtingen-Oberensingen (Unterlagen im Landesamt für Denkmalpflege, Außenstelle Tübingen).



Abb. 8 Reutlingen, Marktplatz 2, (ehemaliges Zunfthaus der Metzger): Aktuelle Ansicht mit vorgeblendeter, historistischer Zierfachwerkfassade von 1902.

gebeilte, teils maschinell gesägte Oberflächen, was bedeutet, dass die erfassten Nadelhölzer auf einer Sägemühle halbiert wurden. Allerdings konnten an keinem der Bauhölzer Flößereispuren, wie beispielsweise „Floßaugen“<sup>13</sup>, vorgefunden werden, sodass nicht auszuschließen ist, dass es sich dabei zwar um Importhölzer handelt, die aber ausschließlich auf dem Landweg nach Reutlingen gelangten. Die Fichte (Rottanne), die in den natürlich gewachsenen Waldbeständen der näheren Umgebung von Reutlingen nicht vorkommt, ist charakteristisch für den alpinen Raum oder für Mittelgebirge wie eben dem Schwarzwald. Dies spiegelt sich auch in dem vergleichsweise hohen Anteil an Fichte unter den nachgewiesenen Floßhölzern des oberen Neckars wider. Das Auftreten nicht gefloßter Fichten ist in dieser Hinsicht zwar ungewöhnlich, jedoch nicht ohne Vergleich: So wurde bei Pfäfflinshofstraße 4 in Reutlingen

<sup>13</sup> Bei Floßaugen handelt es sich um die schwarzwaldtypische Ausprägung der Wiedlöcher, die hier zumindest an einer Seite dreieckig vorgekerbt, als über Eck geführte Bohrlöcher wie Ösen zum Einbinden der Stämme in Gestöre (= Floßsegment) und zum Zusammenbinden der Gestöre zum mehrgliedrigen Floß mittels Wieden dienen.



Abb. 9 Reutlingen, Marktplatz 2 (ehemaliges Zunftthaus der Metzger): Innenansicht des zur Markseite gewandten Giebelfachwerks in der oberen Dachebene von 1727 d.

eine bereits 1362/63 geschlagene Fichte angetroffen<sup>14</sup> und im Dachwerk des Uracher Stadtschlusses gleich eine ganze Reihe in den Wintern 1397/98 und 1398/99 eingeschlagener Fichten.<sup>15</sup> Beide Nachweise datieren lange Zeit vor den ältesten Flößereiverträgen (1458 und 1476) und den ersten sicheren Floßholzbelegen (1432 a bzw. 1454/55 d).<sup>16</sup> Die dendrochronologische Untersuchung im Gebäude Marktplatz 2 ergab für alle drei untersuchten Nadelhölzer Fälldaten im Sommer 1727. Da alle Proben von importiertem Nadelholz herrühren, ist eine leichte Transportverzögerung zwischen Fällung und Verbauung nicht auszuschließen. Die Verzimmerung der Bauhölzer ist somit frü-

<sup>14</sup> Tilman Marstaller: Das Haus Pfäfflinshofstraße 4 – Bauen und Wohnen am Rande der Reutlinger Altstadt, in: Barbara Scholkmann und Werner Ströbele (Hrsg.): Unter Putz und Pflasterstein – Bauforschung und Mittelalterarchäologie in Reutlingen. Zum Beispiel Pfäfflinshofstraße 4, Reutlingen 1999, S. 57–106, hier S. 76 und Anhang, S. 164.

<sup>15</sup> Tilman Marstaller: Residenz aus Stein und Holz. Schloss, Stift und Stadt Urach im Licht der historischen Bauforschung, in: Klaus Gereon Beuckers (Hrsg.): Stadt, Schloss und Residenz Urach – Neue Forschungen, Regensburg 2014, S. 137–161, hier S. 144 und 157.

<sup>16</sup> Tilman Marstaller: Der Wald im Haus. Historische Holzgerüste im Vorland der Schwäbischen Alb als Quellen der Umwelt- und Kulturgeschichte, in: Sönke Lorenz und Peter Rückert (Hrsg.): Landnutzung und Landschaftsentwicklung im deutschen Südwesten. Zur Umweltgeschichte im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit, Stuttgart 2009, S. 59–76, hier S. 66–70.

hestens im Herbst/Winter 1727, spätestens im Laufe des Jahres 1728 anzunehmen. Die an Mitgliedern reiche Metzgerzunft hat nach dem verheerenden Stadtbrand mit dem Wiederaufbau ihres Zunfthauses also nicht lange gezögert.

### Hinterhaus von 1756 a (1755/56 d)

1756 (1755/56 d) wurde das Gebäude rückwärtig um einen Anbau erweitert, wie nicht nur die Fälldaten der in den Wintern 1754/55 und 1755/56 eingeschlagenen Fichten, sondern auch die Schriftquellen belegen. Sie überliefern für das Jahr 1756 eine Überbauung der Hofstatt durch einen Anbau an das Zunfthaus.<sup>17</sup> Auch der Anbau beinhaltete im Obergeschoss einen Saal, der hier jedoch die gesamte Grundfläche einnahm. Das Fachwerk des Saales war an der Rückgiebelseite aufgrund der K-Verstrebungen im Obergeschoss und der Fußstrebenpaare im ersten Dachgeschoss auf Sicht konzipiert.

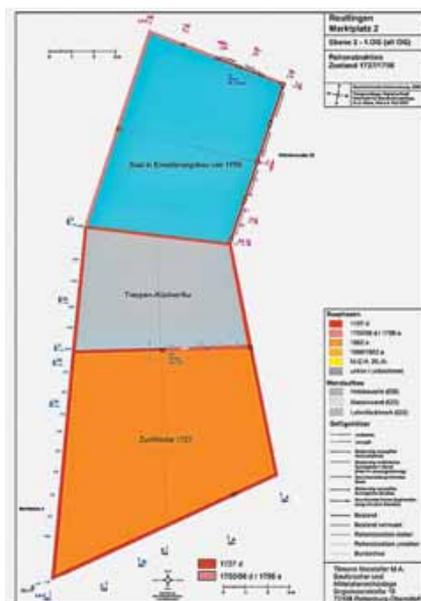


Abb. 10 Reutlingen, Marktplatz 2 (ehemaliges Zunfthaus der Metzger): Rekonstruktion des Obergeschossgrundrisses mit der saalartigen Zunftstube von 1727, dem zeitgleichen Küchenflur und dem 1756 angebauten, rückwärtigen Saal.

### Das Bürgerhausensemble Katharinenstraße 6–10 von 1727 d<sup>18</sup>

Ein großflächig geplanter Neubau im Bereich der Katharinenstraße löste 2013 einigen Unmut und Widerspruch in der Bevölkerung aus, da hiervon ein sensibler, von historischer Bausubstanz geprägter Straßenzug an einer der

<sup>17</sup> A. Schneider (wie Anm. 1), S. 155.

<sup>18</sup> Bauhistorische Kurzuntersuchung durch den Verfasser 2013. Probenauswertung durch Jahrlinglabor Jutta Hofmann, Nürtingen-Oberensingen (Unterlagen bei der Stadtverwaltung Reutlingen); Roland Deigendesch: Katharinenstraße 6–10, Hofstattstraße 7–13, 19: Archivalischer Befund (Manuskript vom 16. 8. 2013, Stadtarchiv Reutlingen). Zum Zeitpunkt der Texterstellung waren die Abbrucharbeiten an den rückwärtigen Bauten von Katharinenstraße 6 und 8 bereits im Gange. Das Gebäude Katharinenstraße 10 soll nun doch erhalten bleiben.



Abb. 11 Reutlingen, Katharinenstraße 10, 8 und 6 (v.l.n.r.): Südseite der unmittelbar nach dem Stadtbrand errichteten Gebäude.

wichtigsten Besucherverkehrsachsen zwischen Tübinger Tor und Marktplatz betroffen ist (Abb. 11). Um die bauhistorische Bedeutung der Gebäude besser bewerten zu können, wurde seitens der Stadtverwaltung eine bauhistorische Kurzuntersuchung beauftragt, die im August 2013 durch den Verfasser durchgeführt wurde. Dabei stand neben den Kelleranlagen auch die aufgehende Bausubstanz im Fokus der Erkundungen.

Bei den Kelleranlagen handelt es sich durchweg um Bestandteile vorstadtbrandzeitlicher Bauten. Der älteste der insgesamt vier Keller findet sich unter Katharinenstraße 10. Es handelt sich dabei um einen außerordentlich großen, ehemals flach gedeckten Keller mit einer Mauerstärke von bis zu 1,3 m. Der Keller weist damit auf ein bedeutendes Gebäude aus der frühen Reichsstadtzeit hin. Während die Gewölbekeller unter Katharinenstraße 6 und 8 weit-



gehend unverändert beim Wiederaufbau übernommen werden konnten, erhielt der Keller von Nr. 10 ein neues zweiteiliges Gewölbe.

Die darüber neu erstellten Bürgerhäuser sind Fachwerkbauten mit massiv umfangerem Erdgeschoss. Katharinenstraße 8, das über eine stattliche Parzelle verfügte, wurde zwei-, Nr. 6 und 10 sogar dreigeschossig konzipiert. Das fehlende Stockwerk glich der lang gestreckte, giebelständige Bau von Nr. 8 durch eine größere Grundfläche aus.

Die dendrochronologische Untersuchung von Katharinenstraße 6 und 10 brachte einheitliche Fälldaten der Bauhölzer, sowohl der Nadelhölzer (Fichten und Tannen) als auch der Eichen, im Winter 1726/27 (*Abb. 12*). Dies ist in der Region zu dieser Zeit keineswegs üblich, denn die verwendeten Nadelhölzer zeigen deutlich Spuren des Imports mittels Flößerei (*Abb. 13*). Da Eichen-

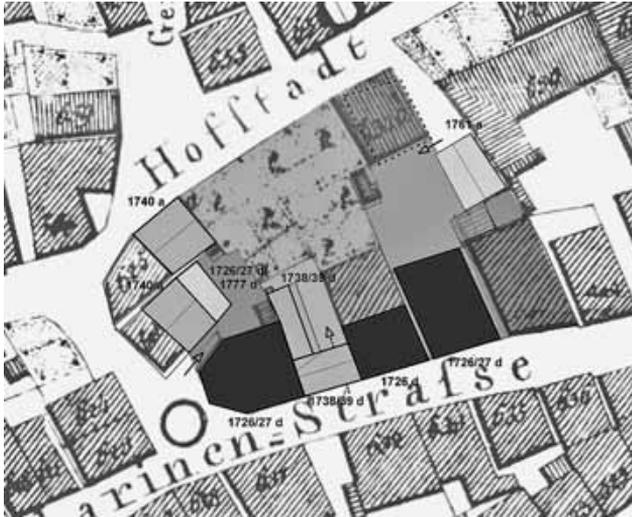


Abb. 12 Reutlingen, Katharinenstraße 6–10: Übersicht über die im 18. Jahrhundert errichteten Gebäude zwischen Katharinenstraße und Hofstattstraße in der Überlagerung der Flurkarte von 1820.

hölzer am oberen Neckar offenkundig nicht verflößt wurden,<sup>19</sup> finden sich hier seit dem frühen 16. Jahrhundert regelhaft leichte Differenzen zwischen den Fälldaten der Eichen und den Nadelhölzern, die meist ein bis drei Jahre früher geschlagen wurden. Hintergrund für diesen Befund war der rege Handel mit Floßholz, für den die Nadelbäume auf Vorrat eingeschlagen und dann – je nach Eingang der Bestellungen – sukzessive verflößt wurden. Entsprechende, für den allgemeinen Verkauf bestimmte Nadelhölzer fanden sich auch in den untersuchten Bauten. So wurden einzelne in Katharinenstraße 8 und 10 verbaute Nadelhölzer bereits im Winter 1725/26, also noch vor dem Reutlinger Stadtbrand gefällt.

Bei den importierten Nadelhölzern nach 1726 weist die Übereinstimmung ihrer Fälldaten mit jenen der aus lokalen Wäldern stammenden Eichen darauf hin, dass die allermeisten Nadelhölzer der ersten Wiederaufbauphase ohne Zwischenlagerung verflößt wurden. In dieser Hinsicht erinnert die Fälldatenzusammensetzung an die Verhältnisse während der ersten Jahrzehnte der geregelten Neckarflößerei nach 1476, als Nadelholz nur aus konkreten

<sup>19</sup> Im Rahmen des Forschungsprojekts „Haus und Umwelt“, das, finanziert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), als Gemeinschaftsprojekt der Universität Tübingen mit dem Landesamt für Denkmalpflege von 2001 bis 2004 durchgeführt wurde, sowie im Rahmen der freiberuflichen Tätigkeit des Verfassers wurden im Bereich zwischen Schwäbischer Alb und Schwarzwald bislang rund 600 Holzbauwerke mit Floßholz erfasst. Dabei wurde nicht eine Eiche gefunden, die Hinweise auf eine Floßeinbindung besaß. Demnach ist davon auszugehen, dass Eichen am oberen Neckar, wenn überhaupt, dann nur in geringer Stückzahl als Oblast auf den Nadelholzflößen transportiert wurden.

Bauanlässen verflößt wurde.<sup>20</sup> Zwei in der Katharinenstraße 8 beprobte Nadelhölzer (je eine Fichte und eine Tanne) erscheinen dabei besonders aufschlussreich, denn beide Hölzer wurden laut Probenauswertung durch das Jahrringlabor Jutta Hofmann im Spätsommer 1726 gefällt. Der äußerst ungewöhnliche Fällzeitraum macht wahrscheinlich, dass die so nachgewiesenen Holzeinschläge Zeugnisse einer direkten Reaktion auf die Reutlinger Katastrophe darstellen.

Wie bereits beim Lyzeum und dem Zunfthaus der Metzger am Marktplatz wurden sowohl in Nr. 6 als auch in Nr. 8 neben rein mit dem Beil bearbeiteten Hölzern auch einige auf der Sägemühle aufgesägte Eichen und Nadelhölzer angetroffen (Abb. 14).

Neben den Fälldaten liefert auch die Architektur der drei Bauten wichtige Hinweise zum Charakter des Wiederaufbaus der Stadt. Es zeigen sich große Unterschiede in der Kubatur, zugleich aber eine enge Verwandtschaft in der Abzimmerungstechnik. Die unterschiedliche Gebäudegröße und -form, insbesondere der ausgefallene, an den Chor einer Kirche erinnernde Bau von Katharinenstraße 10, weisen auf individuelle Baukonzepte hin, welche sicher auf die zuvor bestehenden Verhältnisse Rücksicht nahmen. Entgegen der offensichtlichen qualitativen Unterschiede zeigte keine der Holzkonstruktionen aufwendig gestaltetes Fachwerk. Der straßenseitige Giebel von Nr. 8 besitzt zwar jeweils vorkragende Dachgeschosse, jedoch entspricht die teils aus Fuß-, teils aus wandhohen Feldstreben bestehende Aussteifung im zweiten Dachgeschoss eher dem Fachwerkbild rückwärtiger Fassaden (Abb. 15). Am straßenseitigen Dachgiebel von Katharinenstraße 6 sind zwar für Sichtfachwerkfassaden typische Fußstrebenpaare vorhanden, doch wurde hier auf Vorkragungen der Fachwerkgeschosse verzichtet, was ebenfalls ein Kennzeichen für Rückfassa-



Abb. 13 Reutlingen, Katharinenstraße 6 von 1726/27 d: Nadelholzsparren mit Wiedloch als untrügliches Zeichen für den Import der hier verbauten Nadelhölzer mittels Neckarfloß aus dem Schwarzwald.

<sup>20</sup> Zwar wurde bereits 1458 ein erster Flößereivertrag am oberen Neckar abgeschlossen, doch bis auf zwei Ausnahmen von 1432 a und 1454/55 d setzen die Floßholzbelege hier erst 1476/77 ein. Siehe dazu T. Marsteller (wie Anm. 14).



*Abb. 14* Reutlingen, Katharinenstraße 6 von 1726/27 d: Auf der Mühle aufgesägtes Bauholz aus Eiche am Nordgiebel (2. Dachgeschoss). Deutlich sind im Streiflicht die senkrecht zur Längskante verlaufenden Sägerillen erkennbar, die den regelmäßigen Vortrieb des Sägeschlittens anzeigen.



*Abb. 15* Reutlingen, Katharinenstraße 8 von 1726 d: Straßenseitiges Giebel Fachwerk (Südseite, 2. Dachgeschoss). Die Ausprägung des Fachwerks entspricht demjenigen von Rückgiebelfassaden.

den darstellt. Dasselbe trifft auch auf den traufständigen Kopfbau Katharinenstraße 10 zu, der durch seine polygonal gebrochene Fassade dennoch einen gewissen Blickfang darstellt. Obwohl zur bauzeitlichen Raumlagerung und der Innenausstattung wegen der Rahmenbedingungen der Untersuchungen kaum Aussagen möglich sind,<sup>21</sup> deutet alles auf eine besonders schlichte Ausführung der Gebäude hin.

Bei den Dachwerken der Bauten handelt es sich durchweg um einfache Sparrendachwerke, die ausschließlich durch stehende Stuhlgerüste unterstützt und ausgesteift werden. Von baugeschichtlichem Interesse ist dabei der einfach stehende, der polygonalen Grundrissform folgende Stuhl im ersten Dachgeschoss von Katharinenstraße 10.



Abb. 16 Reutlingen, Katharinenstraße 8: Pultdachbau von 1738/39 d im Hofbereich.

### Die Wirtschaftsbauten von Katharinenstraße 6–10 von 1739 d/1740 a

Von Bedeutung erscheinen auch die weiteren Gebäude auf den drei Parzellen. Denn in allen drei Fällen gehörten zu den an der Katharinenstraße sich aufreihenden Wohnhäusern Neben- bzw. Wirtschaftsgebäude. Sie wurden mit Ausnahme des offenbar von Anfang an bestehenden, 1777 d aufgestockten Pultdachbaus von Katharinenstraße 10 erst in einem zweiten Bauabschnitt errichtet. So entstanden um 1738/39 d der straßenseitige Querbau sowie der parallel zum Hauptgebäude angelegte Pultdachbau von Katharinenstraße 8 (Abb. 16). Denselben Zeitraum (1740 a) ergab die archivalische Recherche für die einst vermutlich zu Katharinenstraße 10 gehörige Scheune Hofstattstraße 19, ebenso für die vermutlich dem undatierten Wohnhaus Hofstattstraße 15 zugeordnete Scheune Hofstattstraße 13. Wann die bereits vor Jahrzehnten abgeris-

<sup>21</sup> Die Untersuchungen fanden unter erheblichem Zeitdruck in weitgehend bewohntem Zustand der Gebäude statt. Wandöffnungen oder restauratorische Befundungen konnten unter diesen Voraussetzungen folglich nicht durchgeführt werden. Zum Zeitpunkt der Texterstellung hatte der Abbruch der Bebauung im Hofbereich von Katharinenstraße 6 und 8 bereits begonnen. Ergänzende Untersuchungen waren nicht mehr vorgesehen.



Abb. 17 Reutlingen, Wilhelmstraße 74/76: Modern umgestaltetes Gebäude von 1726/27 d. Abgesehen von ihrer ursprünglichen Fachwerksichtigkeit entspricht der schlichte Charakter des dreigeschossigen Doppelhauses ohne Vorkragungen dem Ursprungszustand von 1727.

Katharinenstraße 6 und 10, vermutlich aber auch bei dem wohlhabenden Besitzer von Katharinenstraße 8<sup>22</sup> darauf schließen, dass es sich um Ackerbürger bzw. um sogenannte Nebenerwerbslandwirte handelte, die möglicherweise von alters her noch über Felder verfügten und diese auch bewirtschafteten.

sene Scheune Hofstattstraße 9 (oder 11?), welche einst die Parzelle von Katharinenstraße 6 nach Norden abschloss, erbaut wurde, ist derzeit nicht geklärt.

Die dendrochronologische Untersuchung der möglicherweise vollständig aus Nadelholz errichteten Erweiterungsbauten von Katharinenstraße 8 ergab bei den beprobten Tannen einheitlich Fälldaten im Winter 1738/39. Zahlreiche Floßaugen belegen, dass die Hölzer aus dem Floßholzhandel am Neckar stammen. Dies geht auch aus einem für die Flößereigeschichte bedeutsamen Befund hervor, denn zwei der Hölzer tragen Handelsmarken. Diese wurden auf die gebeilte Oberfläche der bereits vor dem Verflößen vierkant bearbeiteten Floßhölzer eingeritzt. Sie gehören zu den bislang ältesten Belegen der vor allem in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nachweisbaren Marken.

Die Art der Hausparzellen und vor allem die Wirtschaftsbauten lassen zumindest bei den Eigentümern von

### Wilhelmstraße 74/76: Mehrfamilienhaus von 1727 d<sup>23</sup>

Im Oktober 2014 konnte im Auftrag der Stadt Reutlingen eine Kurzuntersuchung des Doppelhauses Wilhelmstraße 74/76 vorgenommen werden

<sup>22</sup> 1740 ist dies der Reutlinger Bürgermeister und Metzgerzunftmeister Ulrich Knapp (R. Deigendesch, wie Anm. 18).

<sup>23</sup> Bauhistorische Kurzuntersuchung durch den Verfasser 2014. Probenauswertung durch Jahrlinglabor Jutta Hofmann, Nürtingen-Oberensingen (Unterlagen beim Verfasser).

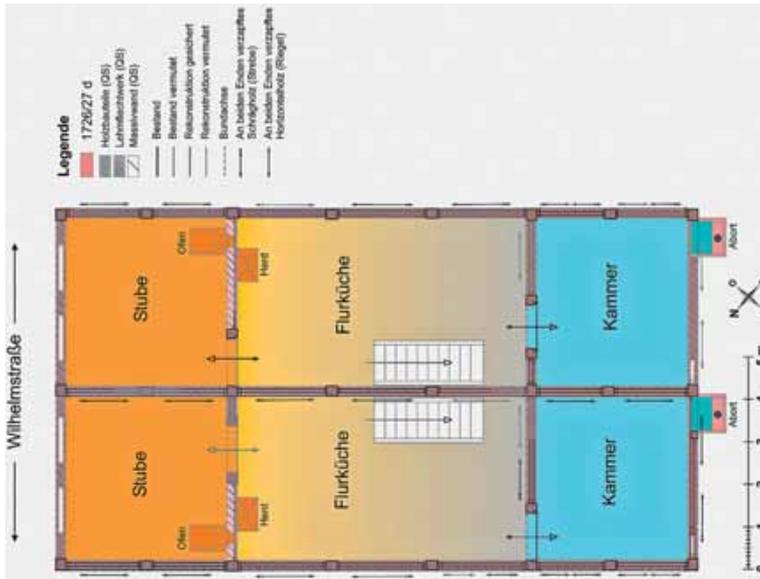


Abb. 18 Reutlingen, Wilhelmstraße 74/76: Rekonstruktion des ursprünglichen Wohnungsgrundrisses im zweiten Obergeschoss.

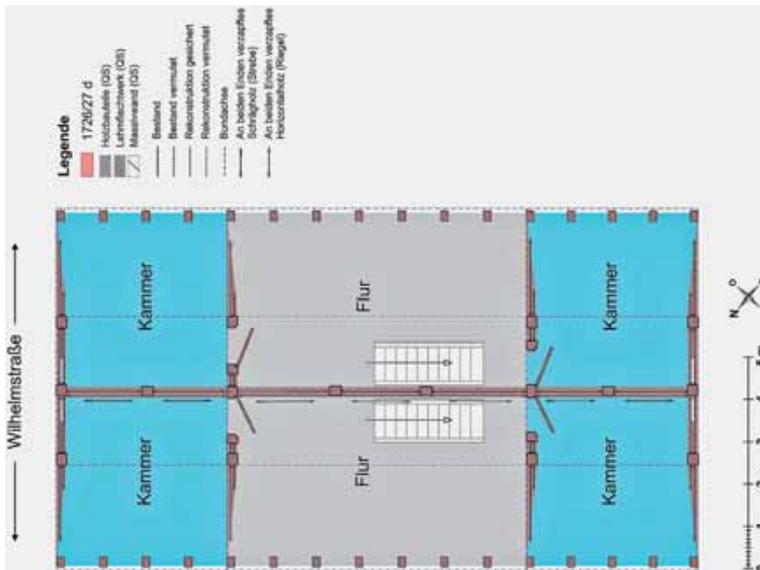


Abb. 19 Reutlingen, Wilhelmstraße 74/76: Rekonstruktion des ursprünglichen Wohnungsgrundrisses im ersten Dachgeschoss.

(Abb. 17). Das nicht unter Denkmalschutz stehende Gebäude war damals bereits im Umbau begriffen und der Putz sämtlicher Innenwände abgenommen. Damit war hier die seltene Chance gegeben, das Ursprungsgefüge näher zu begutachten. Die dendrochronologische Untersuchung ergab auch hier für alle drei entnommenen Proben Fälldaten der geflösten Fichtenhölzer im Winter 1726/27.

Technisch betrachtet, handelt es sich bei der Kernkonstruktion von Wilhelmstraße 74/76 um ein dreigeschossiges Stockwerksgerüst, das in den beiden Obergeschossen wie auch im ersten Dachgeschoss in zwei Längs- und drei Querzonen unterteilt wurde. Das Ursprungsgefüge zeigte sich bei der Begutachtung ab dem ersten Obergeschoss als umfassend erhalten. Lediglich im Erdgeschoss war die bauzeitliche Konstruktion durch spätere Umbauten nicht mehr nachvollziehbar.

Von Bedeutung erwies sich der Befund, dass das Gebäude bereits zur Erbauungszeit zumindest vom ersten Obergeschoss bis ins erste Dachgeschoss in der Mittelachse durchgängig räumlich getrennt war. Dementsprechend verläuft der innere Längsbund<sup>24</sup> in allen Etagen exakt in der Firstachse des giebelständigen Hauses, sodass beide Hausteile dieselbe Grundfläche erhielten. Verteilt auf zwei Wohngeschosse bedeutet dies, dass in dem Gebäude zumindest vier lang gestreckte Wohneinheiten vorhanden waren. Sie bestehen jeweils aus einer straßenseitigen Stube, einer in der überbreiten Mittelquerzone untergebrachten Flurküche und einer Schlafkammer im rückwärtigen Wohnungsteil (Abb. 18). Offenbar gehörte zu jeder Wohnungseinheit eine zusätzliche Kammer im ersten Dachgeschoss, was die Zahl der vier in dieser Ebene nachweisbaren unbeheizten Räume schlüssig erklären würde (Abb. 19).

Die Ausstattung der Stuben war betont einfach, denn die bauzeitlich erhaltenen Gefache des Fachwerks waren mit schlichter Kalkfarbe getüncht. Auf isolierende Wandverkleidungen wie etwa hölzernes Wandtäfer wurde verzichtet. Lediglich die Stubendecke war durch einen zwischen die Balken einguteneten Blindboden und die darauf aufgebrachte Schüttung einigermaßen wärmedämmend. Auch hier war nachweislich der erhaltenen Kalktünchen keine zusätzlich isolierende und zugleich den Raum schmückende Täferdecke vorhanden. Die Deckenbalken über dem Küchenteil sind stark rußgeschwärzt und weisen auf eine lediglich mit Funkenschirm abgesicherte Herdstelle hin. Aufgrund der markanten Verrußung der Sparren in der obersten Dachebene wurde der Rauch von Stubenofen und Küchenherd offen über die beiden Treppenaufgänge in den Dachraum abgeführt und über das einräumige zweite Dachgeschoss durch Lüftungsluken an den Giebelseiten nach außen geleitet.

<sup>24</sup> Ein Bund ist die auf dem Reißboden am Zimmerplatz gefertigte zweidimensionale Grundeinheit eines (dreidimensionalen) Traggerüsts. Jenes setzt sich in der Region in aller Regel aus längs und quer bzw. winklig orientierten Bündeln zusammen, die sich an „Bundständern“ treffen oder kreuzen und dabei eine konstruktive Verbindung zueinander aufnehmen.



*Abb. 20* Reutlingen, Metzgerstraße 39: Westansicht des ehemaligen Eindachhofes von 1726/27 d mit rückwärtigem Scheunenteil und dem im 19. Jahrhundert seitlich aufgestockten Wohnteil an der Metzgerstraße.

An der rückwärtigen Schmalseite des Traufgerüstes waren – jeweils zugänglich von den Schlafkammern – vier Aborterker angelegt.

Das zweigeschossige Dachwerk ist so einfach strukturiert wie bei den oben skizzierten Dachwerken der Wohnhäuser in der Katharinenstraße. Auch hier handelt es sich um ein Sparrendach, das in der unteren Dachebene durch ein dreifach stehendes Stuhlgerüst unterstützt und ausgesteift wird.

Alle im Gebäude angetroffenen Baubefunde weisen auf eine einfache Bauausführung hin, die wiederum auf eine kurze Bauzeit hindeutet. Wilhelmstraße 74/76 ist damit ein herausragendes Zeugnis, wie der dramatischen Wohnungsnot nach dem Stadtbrand mit einfachen architektonischen Mitteln begegnet wurde.

### **Metzgerstraße 39: Eindachhof von 1727 d<sup>25</sup>**

Völlig andere Verhältnisse ergaben sich bei der Untersuchung von Metzgerstraße 39 (*Abb. 20*). Das giebelständig zur Metzgerstraße errichtete Gebäude befindet sich im nördlichen Teil der Reutlinger Altstadt an der Ecke zur Spitalstraße, vis-à-vis zum rückwärtigen Teil des alten Spitals (heute Metzgerstraße 40).

Die bauhistorisch-dendrochronologische Kurzuntersuchung ergab auch hier sowohl für die wenigen verbauten Eichen als auch für die Tannen und Fichten, welche die Masse des Bauholzes ausmachen, einheitliche Fälldaten

<sup>25</sup> Bauhistorische Kurzuntersuchung durch den Verfasser 2014. Probenauswertung durch Jahrlinglabor Jutta Hofmann, Nürtingen-Oberensingen (Unterlagen beim Verfasser).

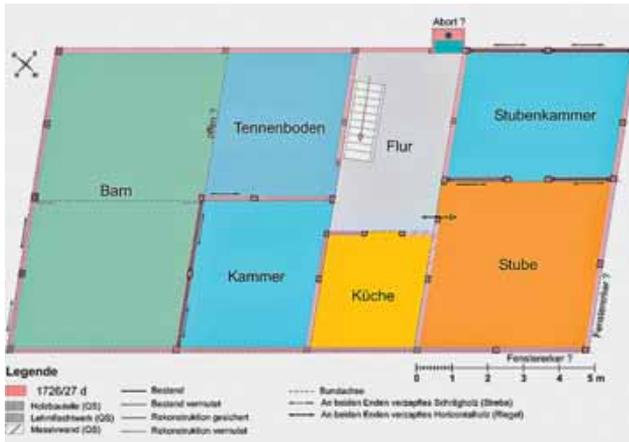


Abb. 21 Reutlingen, Metzgerstraße 39: Rekonstruktion des ursprünglichen Grundrisses im Obergeschoss mit Barn und Tennenboden des Scheunenteils und dem zur Metzgerstraße hin gewandten Wohnteil.

im Winter 1726/27. Wie schon bei den Sparren im Zunfthaus der Metzger (Marktplatz 2) konnten an keinem der Bauhölzer Flößereispuren vorgefunden werden, was auf reine Überlandimporte hindeutet. Die Eichenhölzer tragen wiederum Spuren der Herstellung auf dem Gatter einer Sägemühle.

Eine Besonderheit stellt der Bautyp von Metzgerstraße 39 dar, denn es handelt sich um einen geradezu klassisch anmutenden zweigeschossigen Eindachhof, dessen parallelogrammförmig verzogener Grundriss sich über zwei Längs- und vier Querzonen erstreckt. Funktional ist das Gebäude horizontal in einen jeweils zwei Querzonen einnehmenden Wohn- und Scheunenteil gegliedert (Abb. 21). Charakteristisch ist die Abzimmerungsweise mit zwei-stöckig abgezimmertem Wohnteil an der Straßenseite, dessen Fassade offenkundig einst auf Sicht gestaltetes Fachwerk mit Vorkragungen aufwies. Dagegen ist der Scheunenteil einstöckig abgezimmert und dabei teils zweigeschossig unterteilt. Eindachhöfe dieser Gliederungsform kennt man vor allem aus den Dörfern im Vorland der Schwäbischen Alb. Als holzeinsparende Reduktionsform der mehrteiligen Gehöfte sind sie dort eine erstmals im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts nachweisbare bauliche Reaktion auf temporären oder anhaltenden Bauholzmangel. In Reutlingen ist diese Gehöftform bislang nur bei Metzgerstraße 39 nachgewiesen.

Das über beide Hausteile geführte zweigeschossige Satteldach ist ein schlichtes Sparrendach, das in der unteren Dachebene durch ein dreifach stehendes Stuhlgerüst unterstützt und ausgesteift wird.

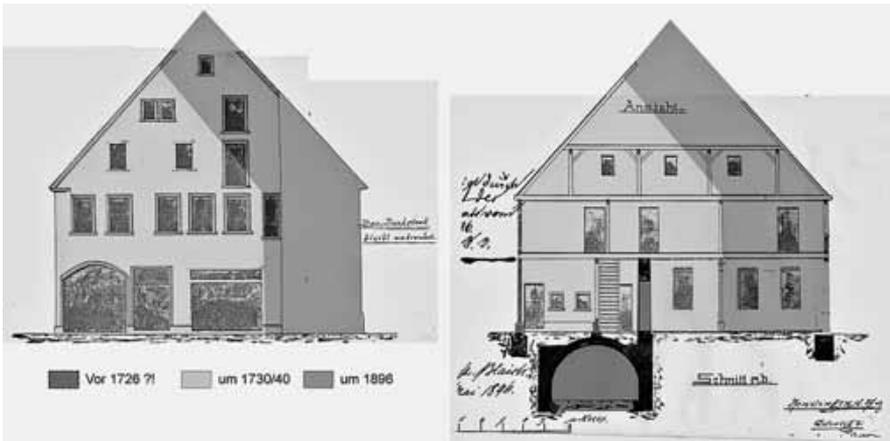


Abb. 22 Reutlingen, Wilhelmstraße 41: Schematische Ansicht und Querschnitt durch das um 1896 erweiterte Ackerbürgerhaus mit den vermutlich vom Vorgängerbau übernommenen Teilen.

### Das Ackerbürgerhaus Wilhelmstraße 41

Das in Hinterhofsituation zur Wilhelmstraße errichtete Gebäude Nr. 41 ist das einzige Beispiel in dieser Reihe, das bislang nicht dendrochronologisch untersucht wurde (Abb. 22). Aufgrund der Gefügeausprägung der im Dachbereich freiliegenden Holzkonstruktion und der Zusammensetzung der auch hier teilweise auf der Sägemühle aufgesägten Eichen- und Nadelhölzer ist die Entstehung des Kernbaus von Wilhelmstraße 41 in den ersten Jahren des Wiederaufbaus nach dem Stadtbrand anzunehmen. Im Rahmen einer Baubegehung im August 2013 konnten eine Reihe aufschlussreicher Baubefunde zur Baustruktur erkannt werden, die hinsichtlich unseres Themas von Interesse sind. Von großer bauarchäologischer Bedeutung erscheinen die vor allem im Umbauplan von 1896 noch erkennbaren Massivwände, die teils noch über zwei Geschosse hoch aufragen bzw. aufragten. Dabei dürfte es sich um Reste der vorstadtbrandzeitlichen Vorgängerbebauung handeln, zu der sicher auch der Gewölbekeller des Hauses gehörte. Wie bei anderen bekannten Beispielen weisen sie nachdrücklich darauf hin, dass beim Stadtbrand eben nicht alles zerstört wurde, sondern es vielmehr üblich war, tragfähige Altsubstanz, wie etwa ältere Mauern, in die Neubauten zu integrieren.

Wie schon bei Metzgerstraße 39 handelt es sich auch hier um einen Eindachhof, der jedoch ein deutlich „städtischeres“ Gepräge besitzt. Denn bei Wilhelmstraße 41 sind Wohn- und Scheunenteil nicht konstruktiv getrennt, sondern mehr oder weniger miteinander verschmolzen. Dies äußert sich beispielsweise in der giebelseitigen Tenneneinfahrt und den teilweise über der

Tenne angelegten Wohnräumen. Damit gehört Wilhelmstraße 41 zu den wenigen bekannten Beispielen dieses Bautyps aus der Zeit des Wiederaufbaus der Altstadt, besitzt aber in Untere Gerberstraße 14 von 1556 d oder Spendhausstraße 5 von 1558/59 d typologisch eng verwandte Vorläufer.

Die Konstruktionsweise der Fachwerkwände entspricht in dem Verzicht auf zusätzliche Zierelemente exakt den oben bereits vorgestellten Beispielen. Auch hier zeigt das Gebäude mit seinen vorkragenden Geschossen und den Fußstrebenpaaren an der südlichen Giebelseite sowie der Feldstrebenaussteifung an der ohne Auskragungen konzipierten Nordgiebelseite an, dass es zunächst unverputzt mit leicht aufwendiger gestaltetem südlichem Sichtgiebel errichtet wurde. Auch sonst fügt sich das dreigeschossige Dachwerk mit seinen stehenden Stuhlgerüsten (im ersten Dachgeschoss dreifach, im zweiten Dachgeschoss zweifach stehend) nahtlos in die Reihe der Reutlinger Bauten nach 1726 ein.

## **Charakteristika der Bebauung nach dem Stadtbrand in der Reutlinger Altstadt**

### **Struktur und Nutzungstypen**

Wie die oben angeführten Beispiele vor Augen führen, handelte es sich bei dem Wiederaufbau der Reutlinger Altstadt nach 1726 um ein äußerst komplexes Unternehmen. Denn anders, als man dies von anderen Orten kennt, wurde der Stadt keine neue Struktur aufgezwungen. Nur in einzelnen Fällen, wie beispielsweise bei der Krämerstraße, wurde zur Gewinnung einer breiteren Gasse die alte Bauflucht korrigiert, was dazu führt, dass hier die in die Neubauten übernommenen Keller leicht in die Straße vorspringen. Ansonsten wurden die Altparzellen nach Möglichkeit in der vorbrandzeitlichen Form wiederbelebt, was sich in erster Linie in den Nutzungstypen der Gebäude ausdrückt. Schon die verhältnismäßig geringe Zahl an untersuchten Beispielen belegt eine Fülle unterschiedlichster Haus- und Nutzungstypen. Praktisch kein Haus gleicht dem anderen: Neben den teils spendenfinanzierten öffentlichen Repräsentationsbauten wie dem Lyzeum wurden im Rahmen der Untersuchungen sowohl rein zu Wohnzwecken dienende Mehrfamilienhäuser (Wilhelmstraße 74/76), Wohnhäuser mehrteiliger Gehöfte (Katharinenstraße) sowie Eindachhöfe mit ländlichem (Metzgerstraße 39) oder auch betont städtischem Gepräge angetroffen.

### **Fassadengestaltung**

Ein mitunter drastisch anmutendes Gefälle ergibt sich hinsichtlich der Fassadengestaltung der Gebäude. Während die städtischen und kirchlichen

Neubauten und ebenso die Zunfthäuser mit regelrechten Schauffassaden auftrumpfen, besitzen die Fachwerkfassaden bürgerlicher Neubauten einen betont schlichten Charakter. Dies drückt sich teils in dem unzeitgemäßen Verzicht auf Vorkragungen, teils in Form der Gestaltung der Gerüstaussteifung an den Schauseiten aus, welche teils den sonst üblichen Rückfassaden entsprechen.

### **Baumaterial**

Das einigende Glied aller genannten Bauten stellen die verwendeten Bauhölzer dar. Anders als dies der Volksmund in Reutlingen berichtet, sind wiederverwendete Bauhölzer aus Altbauten in den Nachbrandbauten nur sehr selten anzutreffen. Zwar finden sich in den Bauten immer wieder die fast schon legendären rußgeschwärzten Hölzer, die als Reste abgebrannter Gebäude gedeutet wurden. Doch dabei handelt es sich in allen angetroffenen Fällen um das Ergebnis der direkten Einwirkung des Rauchs von Stubenofen und Küchenherd. Bei Wohnungen mit Flurküche wurde der Rauch über das Treppenhaus in den Dachraum geleitet, sodass alle räumlich nicht vom Flur getrennten Hölzer in den oberen Etagen sowie im Dachwerk diese markante Patina erhielten. Diese mittelalterliche Form der Rauchführung mag angesichts der potenziell davon ausgehenden Brandgefahr zwar erstaunen, ist in Reutlingen aber offenbar noch bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht unüblich, wie der entsprechende Befund in dem auf 1772 (1771/72 d) datierten Gebäude Metzgerstraße 23 nahelegt.

Bei den näher untersuchten Bauten treten nicht nur dieselben Holzarten auf (nachgewiesen sind bislang Eiche, Tanne und Fichte), diese besitzen auch dieselben Merkmale ihrer Herkunft und Bearbeitung. So handelt es sich bei den Eichen sicherlich um Stämme aus lokalen Wäldern, während die Nadelhölzer mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit allesamt importiert wurden. Dabei dürften die über den Neckar antransportierten und bei Kirchentellinsfurt ausgebundene Floßhölzer, die anschließend auf der Achse durch das Echaztal nach Reutlingen transportiert wurden, zahlenmäßig deutlich dominieren. Dennoch wurden bereits mehrere Bauten erfasst, deren Nadelholz ausschließlich über den Landweg nach Reutlingen geschafft wurde.

Tatsächlich geben die Schriftquellen darauf einen klaren Hinweis, denn Reutlingen erhielt nach der Brandkatastrophe Holzlieferungen von verschiedensten Seiten. So stellten laut Wolfgang Jung nicht nur Österreich, sondern auch die hohenzollerischen Fürstentümer Bauholz als Schnellhilfe zur Verfügung.<sup>26</sup> Hohenzollern verfügte zwar sicher über Nadelwald, jedoch über

---

<sup>26</sup> W. Jung (wie Anm. 1), S. 111.

keinen floßbaren Zufluss zum Neckar. Demnach dürften die Holzlieferungen von hier eher über den Landweg erfolgt sein.

Fast alle der untersuchten Bauten besitzen Bauhölzer, die auf einer Sägemühle gefertigt wurden. Deren Vorteil bestand einerseits in der effizienteren Ausnutzung der Stämme und war damit ein wichtiger Faktor in der Einsparung bzw. Schonung lokaler Hölzer. Andererseits bot die Bauholzsäge die Möglichkeit zur Nutzung der zuvor zur Bauholzherstellung ungeeigneten „Überhälter“, sprich von dick- und kurzstämmigen, vorwiegend der Eichelmast von Schweinen dienenden Eichen, die sich in den damals bereits stark ausgelichteten Wäldern vermehrt vorfinden.

Tatsächlich muss es in oder bei Reutlingen bereits seit dem frühen 16. Jahrhundert eine Bauholzsäge gegeben haben, auf der zunächst vorwiegend Eichenholz, später aber auch Nadelholz aufgesägt wurde.<sup>27</sup> Vieles spricht dafür, dass diese Sägemühle im Bereich der Wegst'schen Mühle in der Lederstraße 80 gestanden hat. Nach Alois Schneider ist eine Sägemühle seit 1575 in den Stadtrechnungen erfasst, doch welche primäre Aufgabe sie hatte, ist nicht überliefert.<sup>28</sup> In den meisten Sägemühlen wurden mithilfe von mehrschneidigen Gattern vor allen Schnittwaren für Schreiner oder Dielen für die Hausbauten gefertigt. Reine Bauholzsägen arbeiteten dagegen normalerweise mit einem einschneidigen Gatter. Dafür, dass die Sägemühle im Bereich Lederstraße 80 eine Bauholzsäge war oder zumindest eine Bauholzsäge beinhaltete, spricht schon alleine ihr Standort am Reutlinger „Zimmerplatz“, dem Werkplatz der Zimmerleute. Im Urkataster 1820 als solcher benannt, scheint er schematisch auch schon in der Stadtansicht Ditzingers von 1620 dargestellt zu sein.<sup>29</sup> In dem hier erörterten Zusammenhang erscheint von großer Bedeutung, dass auch die Sägemühle am Zimmerplatz 1727 neu erbaut wurde (*Abb. 23*).<sup>30</sup> Ein kausaler Zusammenhang des Neubaus der Bauholzsäge mit dem Wiederaufbau der Altstadt liegt somit auf der Hand, wenngleich dazu offenbar nichts Konkretes überliefert ist.

Gebäude, die, wie Dr. Fetzer 1826 berichtet, „auf dem Schwarzwalde gezimmert, verarbeitet und hieher geführt, und dann auf dem Brandplatze aufgerichtet worden“<sup>31</sup> seien, konnten bislang nicht ausfindig gemacht werden. Vielleicht haben sich hier zwei Überlieferungsstränge vermischt, denn

<sup>27</sup> Die frühesten Nachweise finden sich am stadtseitigen Fachwerkeinbau des Tübinger Tores von 1531/32 d sowie bei Spendhausstraße 5 von 1558/59 d. Gesägte Bauhölzer sind auch später noch nachzuweisen, wie beispielsweise am 1678/79 d datierten hofseitigen Anbau von Oberamteistraße 30.

<sup>28</sup> A. Schneider (wie Anm. 1), S. 205.

<sup>29</sup> Stadt Bild Geschichte (wie Anm. 1), S. 33.

<sup>30</sup> A. Schneider (wie Anm. 1), S. 205.

<sup>31</sup> [Johann Jakob] Fetzer: Brand von Reutlingen. Zurückblick auf das große Brandunglück, durch welches die Stadt Reutlingen im September des Jahres 1726 in Schutt und Asche gelegt worden ist, Reutlingen 1826, ND Reutlingen 1998, S. 77.



Abb. 23 Reutlingen, Sägemühle (im Kern von 1727 a): Nach einem Brand 1978 wurde der heute noch bestehende funktionsfähige Bau der Wegst'schen Sägemühle unter Beibehaltung von Altteilen restauriert.

der Schwarzwald ist ja in der Tat in Form von zahllosen Floßhölzern in den Nachbrandbauten vertreten.

Einen erstaunlichen Befund liefern die Fälldaten der Bauhölzer in den untersuchten Bauten, denn die jüngsten Hölzer aus der ersten Generation an Nachbrandbauten liegen im Sommer 1727. Sie belegen, dass man unmittelbar nach dem Brand bereits mit dem Einschlag der dringend benötigten Bauhölzer begonnen hat. Die bereits im „Spätsommer“ 1726 eingeschlagenen Bauhölzer aus Katharinenstraße 8 sind folglich als sofortige Reaktion, die ansonsten im Winter 1726/27 und Sommer 1727 geschlagenen Hölzer als Hinweis auf den anhaltenden akuten Bedarf an Bauholz zu werten. Von dem regen Transport von Floßhölzern durch das Echaztal profitierten auch Talorte, die von den Reutlinger Ereignissen gar nicht betroffen waren. So wurden in den vergangenen Jahren in Wannweil und im Reutlinger Stadtteil Betzingen gleich drei Bauten dokumentiert, deren geflößte Nadelhölzer im Winter 1725/26 und Frühjahr 1727 geschlagen wurden.<sup>32</sup>

---

<sup>32</sup> Wannweil, Scheune von Dorfstraße 14 mit Floßholz von 1726/27 d; Betzingen, Wohnhaus Mußmehlstraße 6, Fälldaten der Floßhölzer zwischen Winter 1725/26 und Frühjahr 1727 (!); Betzingen, Doppelscheune Mühlstraße 19, Fälldaten der Floßhölzer Winter 1726/27. Alle

## Vergleich A: Kirchheim unter Teck nach dem Stadtbrand 1690

Der Kirchheimer Altstadt war das Reutlinger Schicksal bereits 36 Jahre zuvor beschieden. Auch hier war es eine Unachtsamkeit, die am 3. August 1690 in der Katastrophe mündete. Allerdings waren die Dimensionen des Infernos aufgrund der geringeren Größe der von den Stadtmauern umgebenen Fläche wesentlich bescheidener. Dennoch fielen dem drei Tage wütenden Brand innerhalb der Mauern bis auf wenige Ausnahmen sämtliche Hausbauten, darunter 257 Wohnhäuser und 114 Scheunen, zum Opfer. Lediglich fünf Gebäude, darunter das württembergische Stadtschloss und das heutige Max-Eyth-Haus, hatten den Brand unversehrt überdauert. Zudem standen von mehreren Massivbauten noch die Umfassungswände aufrecht, wie im Falle des Langhauses der Stadtkirche<sup>33</sup> oder dem Fruchtkasten in der Max-Eyth-Straße, und konnten beim Wiederaufbau genutzt werden.

Dessen Planung sah aber ein völlig anderes Konzept vor als später in Reutlingen. Mit dem Ziel eines verbesserten Brandschutzes wurde in Kirchheim teils eine völlige Neustrukturierung der Straßenverläufe vorgenommen oder alte, krumm verlaufende Straßen begradigt oder/und verbreitert. Die häufig weit in die Straßenflucht vorspringenden oder in die benachbarten Grundstücke hineinragenden Keller geben Zeugnis von der Umsetzung dieses Vorhabens. Für die neu zu errichtenden Bauten wurde eigens eine Bauordnung erlassen. Die von den Werkmeistern Johann Peter Hertzner und Matthias Weiß erarbeitete Vorschrift sah für die Neubauten eine giebelständige Ausrichtung in linearer Aufreihung an den neuen Straßenzügen vor. Die auch hier aus Gründen der Baugeschwindigkeit hauptsächlich als Fachwerkbauten aufgeführten Gebäude sollten ein massives Erdgeschoss erhalten. Bei den Obergeschossen sollte auf Stockwerksvorsprünge und Erker verzichtet werden. Außerdem war vorgesehen, die Scheunen in die Vorstädte zu verlagern.

1690 wurde speziell zum Zwecke des Wiederaufbaus der Altstadt zusätzlich zu der archivalisch bereits seit 1310 belegten Sägemühle eine zweite eingerichtet. Die Baubefunde in der Kirchheimer Altstadt zeigen deutlich, dass die neue Sägemühle als Bauholzsäge dienen sollte.

Das Tempo, in dem die Altstadt wieder entstand, war bemerkenswert hoch. Schon 1694 war laut archivalischer Überlieferung ein Drittel der Wohnhäuser und weitere sechs Jahre später die Hälfte aller Privathäuser wieder erstellt.<sup>34</sup> Dies drückt sich auch in den bislang bekannten Gebäudedatierungen aus:

---

Untersuchungen durch den Verfasser (Unterlagen im Landesamt für Denkmalpflege, Außenstelle Tübingen).

<sup>33</sup> Der Chor der Martinskirche behielt zudem sein spätgotisches Gewölbe und die Sakristei blieb gänzlich unversehrt.

<sup>34</sup> Martin Hahn (Regierungspräsidium Stuttgart, Referat Denkmalpflege): Denkmalpflegerischer Werteplan Gesamtanlage Kirchheim/Teck, Esslingen 2009, online publiziert unter der URL: [www.denkmalpflege-bw.de/denkmale/projekte](http://www.denkmalpflege-bw.de/denkmale/projekte) (20. 2. 2017), S. 7.

Die Errichtung oder Wiederherstellung von 17 Bauten, darunter 14 normale Wohnhäuser sowie die kirchlichen Bauten der Martinskirche (1691 a), des Dekanats und des Diakonats (1692 a), ist bauinschriftlich, archivalisch oder dendrochronologisch datiert. Bis 1700 kommen mit dem Fruchtkasten (1696 a), dem Spitalerweiterungsbau (1697 a) und dem mehrteiligen Gehöft Flachsstraße 2–4 (1699 d) vier weitere Gebäude hinzu.

### **Gasthaus Roßmarkt 1 von 1690 i: Zierfachwerk als Mittel zur Katastrophenüberwindung**

Zu den ersten Gebäuden, die nach dem Brand wieder neu entstanden, gehört das Gasthaus Roßmarkt 1 am südlichen Rand der Altstadt (*Abb. 24*). Das laut Bauinschrift bereits im Jahr der Brandkatastrophe wieder erstellte Gebäude erscheint angesichts des Leids in der verwüsteten Stadt wie das Motto zur Bewältigung der Krise: „Jetzt erst recht“! Denn das einst verhältnismäßig dicht auf der Stadtmauer stehende und damit in seiner Wirkung stark eingeschränkte giebelseitige Fachwerk des Gebäudes gehört zum reichsten, was Kirchheim zu bieten hat. Sowohl der unverzügliche Wiederaufbau als auch die Gestaltung des giebelständig in Ecklage zu einer Nebenstraße erbauten Hauses lässt auf einen wohlhabenden Gastwirt als Bauherrn schließen.

Wie bei den meisten anderen zweigeschossigen Hausbauten der Altstadt findet sich auch hier ein eingeschossiger Fachwerkstock, der über dem bauordnungskonformen, mit massiven Umfassungswänden erstellten Erdgeschoss aufgerichtet wurde. Im Südosten des Obergeschosses befand sich eine große Stube, deren Breite vom Traggerüst konstruktiv vorgegeben ist. So zeigt sich der innere Längsbund, welcher die westliche Wandseite der Stube aufnimmt, weit nach Westen aus der Firstachse verschoben. In der Brüstungszone der beiden durch einen Zwischenständer getrennten Außenwandabschnitte besteht eine außergewöhnlich reiche Gestaltung durch jeweils vier geschweifte, durch balusterartig gestaltete Stiele getrennte Andreaskreuze. Darüber darf man sich eine durchgängige Fensterzone vermutlich in Form eines leicht vorstehenden Fenstererkers vorstellen. Der völlig symmetrisch aufgebaute Dachgiebel mit seinem in der Firstachse gespiegelten Aussteifungsbild krägt in allen Dachebenen leicht vor. Das erste Dachgeschoss wird in den inneren Wandfeldern geprägt von einem Wechsel aus geschweiften Andreaskreuzen und von konkav geschwungenen Rauten überlagerten geraden Andreaskreuzen. Unter den Dachschrägen finden sich neben langen, bis unter die oberen Kehlriegel reichenden geraden Fußstreben der Stuhlständer s-förmige genaste Gegenstreben. Das Motiv der Dachzwickel wird im zweiten Dachgeschoss aufgenommen und der Fußstrebe ein Pendant an der Ständerinnenseite hinzugefügt. In der Mitte der Wand wurde eine Segmentbogentüröffnung angelegt, die als Ladeluke fungierte. Die Stuhlständer des zweifach



*Abb. 24* Kirchheim unter Teck, Roßmarkt 1 von 1690 i: Das überaus stattliche, mit reichem Zierfachwerk ausgestaltete Gebäude entstand als eines der ersten nach dem Stadtbrand von 1690.

stehenden Stuhls erhielten an der Innenseite Kopfwinkelhölzer, die wiederum mit jener der Türständer der Ladeluke korrespondieren. Letztere weisen zudem zwei markant profilierte Fußwinkelhölzer auf. Im Giebelspitz finden sich weitere gerade Andreaskreuze, deren Streben durch Flachschnitzereien profiliert erscheinen, sowie genaste s-Streben.

Die detailreiche Gestaltung des Fachwerks steht vor allem in der Ausformung der Stubenwände mit langen Fensterbändern und den reichen Profilierungen der Streben (meist simuliert durch Flachschnitzereien, deren Putzeinlagen Verbindung zu den Putzgefachen aufnehmen) noch ganz in der Tradition des spärenaissancezeitlichen Fachwerks. So sind es allenfalls die geraden Fußstreben am Dachgiebel und das Fehlen von Fußstreben im Traufgerüst, die das Gebäude als Neubau des ausgehenden 17. Jahrhunderts zu erkennen geben. Interessant ist das Fachwerk auch hinsichtlich späterer Neubauten, da sich ihre Gestaltung offenbar stark an den Entwürfen oder Ausführungen von Dekanat und Diakonat orientieren.

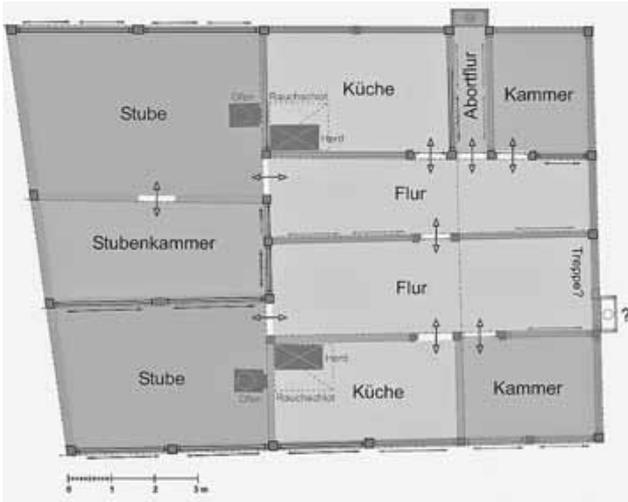


Abb. 25 Kirchheim unter Teck, Marktstraße 19 von 1690/91 d: Rekonstruktion des ursprünglichen Wohnungsgrundrisses im ersten Obergeschoss.

### Marktstraße 19 – Doppeltes Bürgerhaus von 1691 d

Zu den ersten Bürgerhäusern, die nach dem großen Stadtbrand 1690 errichtet wurden, gehörte das 2011 abgebrochene Gebäude Marktstraße 19 (Abb. 25).<sup>35</sup> Beim Bau des Hauses wurden offenkundig die Kelleranlagen der Vorgängerbauten übernommen: Nicht nur, dass es sich um zwei parallel verlaufende Gewölbekeller handelt, die südliche Hälfte des südlichen Kellers liegt unter dem Nachbargebäude Marktstraße 17. Interessant ist auch die Grundrissgliederung, denn das Gebäude war von Beginn an längs in zwei Wohneinheiten unterteilt. So bestätigt sich hier die Neuordnung der älteren Parzellenstruktur im Zuge des Wiederaufbaus nicht nur im Keller, sondern auch im aufgehenden Gebäude.

Als Baujahr des Fachwerkhäuses ergab sich durch die dendrochronologische Untersuchung das Jahr 1691. Darauf deuten jedenfalls die Fälldaten zweier Eichen im Winter 1690/91 hin. Da die hier verbauten Eichen nachweislich maschinell aufgesägt waren, dürften sie zu den ersten Belegen für die Tätigkeit der 1690 neu errichteten Bauholzsägemühle gehören. Das Gros der Bauhölzer stellen aber geflößte Nadelhölzer dar. Die dendrochronologische Untersuchung ergab für die beiden beprobten Fichten Fälldaten im Winter 1686/87 bzw. 1689/90 – sie waren folglich bereits vor dem Kirchheimer Stadtbrand geschlagen gewesen! So verweist das hier verbaute Floßholz auf den

<sup>35</sup> Dendrochronologische Kurzuntersuchung durch den Verfasser 2011 im Auftrag des Stadtmuseums Kirchheim unter Teck. Probenauswertung durch Jahrringlabor Jutta Hofmann, Nürtingen-Oberensingen.

Holzhandel am Neckar, für den Bauholz auch auf Vorrat eingeschlagen und zwischengelagert wurde. Offenbar hat man diese Hölzer erst dann verflößt, wenn eine Bestellung eingegangen war. Die vier Jahre betragende Diskrepanz zwischen dem Fälldatum der Fichte vom Winter 1686/87 und den Eichen von 1690/91 ist die bislang größte zeitliche Verzögerung zwischen Fällung und Verbauung, die für ein Floßholz am oberen Neckar nachgewiesen werden konnte.

Die Konstruktion des Holzgerüsts ist als zeitgemäß solide zu bezeichnen. Zierelemente waren erwartungsgemäß an den Innenwänden nicht vorhanden, und die Ausformung der straßenseitigen Fassade konnte aufgrund späterer Umbauten leider nicht mehr beurteilt werden. Technisch handelte es sich ursprünglich um einen zweigeschossig-zweistockigen Holzgerüstbau mit dreigeschossigem Sparrendach. Letzteres wurde durch eine Kombination aus stehenden Stühlen in den Giebelbünden und liegenden Stühlen in den inneren Querbünden verstärkt und ausgesteift.

Da die Ursprungsstruktur im Innern des Gebäudes noch beinahe vollständig ablesbar war, ist die Zweiteilung für die Erbauungszeit des Hauses bauhistorisch eindeutig belegt. Dabei erfolgte die Aufteilung der Wohnebene im ersten Obergeschoss keinesfalls zu gleichen Anteilen. So gehörte die an der Straßenseite in der Mittellängszone untergebrachte Stubenkammer zur nördlichen Wohnung, die auch über die größere Stube verfügte. Dagegen war der Flur der südlichen Wohnung etwas breiter und auch die rückwärtige Kammer besitzt eine etwas größere Grundfläche. Möglicherweise tradieren sich hierin noch die Grundbesitzverhältnisse aus der Zeit vor dem Stadtbrand. Im Unterschied dazu wurde das Dachwerk durch die Anlage einer Trennwand in der Firstachse exakt zur Hälfte geteilt. Ähnliches ist für das Erdgeschoss zu vermuten, dessen Räume ursprünglich durch einen Mittellängsflur erschlossen waren.

### **Planung und Wirklichkeit – Das Dekanat und das Diakonat von 1692 a**

Als seltener Glücksfall erweisen sich die beiden Neubauten der geistlichen Verwaltung, dem „Speciallath“ (Dekanat, Widerholtplatz 7) und dem „Alten Pfarrhaus“ (Diakonat, Widerholtplatz 5). Denn sie sind nicht nur im Original erhalten, sondern für sie blieben auch die 1692 entstandenen Entwürfe aus der Feder des ‚betriebseigenen‘ Werkmeisters Johannes Heim erhalten (*Abb. 26*). Die annähernd isometrisch, maßstabsgerecht gezeichneten und farbig kolorierten Entwürfe geben einen ungewöhnlichen Einblick in das Verhältnis von Bauplanung zur Bauausführung.

So zeigt sich, dass die Maurer und Zimmerleute – darunter der Stuttgarter Zimmermann Mattheuß Buochfinckh – sich in maßgeblichen Details eng an

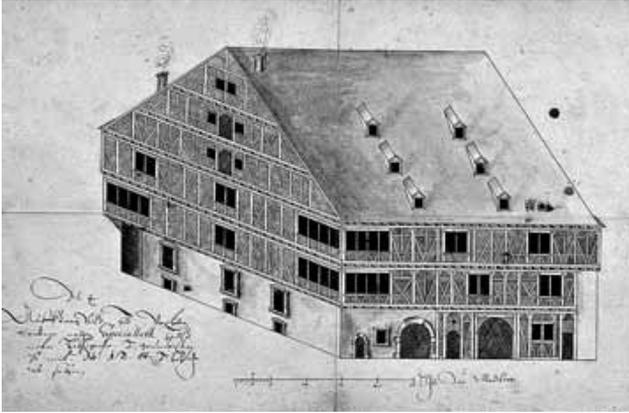


Abb. 26 Kirchheim unter Teck, Wiederholtplatz 4 (Dekanat): Bauentwurf von Johannes Heim aus dem Jahr 1692. Der Entwurf stimmt recht gut mit dem ausgeführten Gebäude überein, dessen Details für einige der nachfolgend errichteten Bauten der Kirchheimer Altstadt Vorbild war.

den Vorgaben Heims orientiert haben. Dies betrifft sowohl die Grundform der massiven Bauteile im Erdgeschoss, die Struktur der Holzkonstruktion sowie die Position und Anzahl der Stuben als auch die auffallende Größe und Konstruktionsform der Fensteröffnungen mit jeweils einzelnen Fensterkern. In der Detailgestaltung der Zierelemente war dagegen offenkundig noch Spielraum, sodass die ausgeführten Fachwerkfassaden sichtbar reicher gestaltet wurden als von Heim geplant. Anhand der Zeichnung der Westfassade des Diakonats im Bauentwurf Heims wird auch deutlich, dass das Gebäude nachträglich aufgestockt wurde und im ehemaligen ersten Dachstock mindestens eine Stube untergebracht war.

Die reichhaltigen Zierelemente setzen für das Fassadenfachwerk einen hohen Anteil an eichenen Bauhölzern voraus. Mehrere der an der Südfassade des Dekanatbaus vorkragenden Stichbalken zeigen Wiedlöcher, was darauf schließen lässt, dass in dem Gebäude ein hoher Anteil an Floßhölzern verbaut wurde.

### **Bauordnung kontra Ackerbürgerstadt: Scheunen und Eindachhöfe im Stadtkern**

Die Kirchheimer Altstadt war innerhalb der Mauern, vor allem aber in den Vorstädten geprägt von landwirtschaftlichen Gebäuden. Dazu gehörten zum einen separate Scheunenbauten, zum anderen Ackerbürgerhäuser bzw. Eindachhöfe, bei denen Scheune und Wohnteil unter einem Dach vereint wurden. Die landwirtschaftlichen Bauten machten mehr als ein Drittel des gesamten Hausbestandes aus. So befanden sich laut Steuerbuch von 1587/89 innerhalb der Stadtmauern unter den 276 zu versteuernden Gebäuden 35½ Ackerbürgerhäuser und 26½ Scheunen. Die Bauordnung zum Wiederaufbau

des Stadtkerns sah dann aber die Verlegung der Scheunen in die Vorstädte vor.

Tatsächlich sind im Stadtinnern heute nur noch wenige landwirtschaftliche Wirtschaftsbauten vorhanden und davon die allerwenigsten bauhistorisch untersucht. Das Scheunenensemble Flachsstraße 4–6 nimmt schon deshalb innerhalb der Baugeschichte der Stadt eine bedeutsame Rolle ein, zumal es heute ebenfalls nicht mehr steht.<sup>36</sup> Nach Aussage der dendrochronologischen Untersuchung gehörten beide Scheunen zur Folgegeneration an Nachbrandbauten, nachdem man sich verständlicherweise anfangs auf die Erstellung von Wohnhäusern konzentriert hatte. Die zunächst einstöckig-ingeschossig erbauten Scheunen wurden 1698/99 d (Flachsstraße 4) bzw. 1708 d (Flachsstraße 6) errichtet. Bereits 1709 (1708/09 d) wurde die Scheune Flachsstraße 4 aufgestockt und mit einem neuen Dachwerk versehen. Die Aufstockung der Scheune Flachsstraße 6 folgte weitere 14 Jahre später (1722/23 d). So entstanden sukzessive zwei hohe zweistöckige Fachwerkscheunen mit zwei- bzw. dreigeschossigen Satteldächern. Sie ähneln sich nicht nur in ihrer Bauabfolge, sondern gleichen sich in der Zusammensetzung des Baumaterials. So bestehen beide Holzgerüste aus einer Mischung aus Eichen- und Nadelholz. Die bis zu 185 Jahre alten Eichenhölzer, die sicherlich aus der Kirchheimer Umgebung stammen, wurden auf dem Sägegatter auf ihre erforderliche Stärke gebracht. Dagegen stammen die ausschließlich mit dem Beil bearbeiteten Nadelhölzer nach Ausweis zahlreicher Wiedlöcher aus dem Floßholzhandel am Neckar.

Die Abzimmerung der Holzgerüste erfolgte in zeitgemäßer Form: Alle Außenwände der Unterbauten zeigen ausschließlich mit wandhohen Feldstreben ausgesteiftes zwei- bzw. dreifach verriegeltes Fachwerk. Nur die Giebelwände besitzen mit den langen, paarig an den Ständern angeordneten Fußstreben auch dekorative Züge. Die Wände der älteren Bauteile waren mit Lehmflechtwerk, die jüngeren massiv ausgefacht. Beide Scheunen waren zur Bauzeit fachwerksichtig.

Die Zusammensetzung der Bauhölzer entspricht exakt jener der ersten Bauten nach dem Stadtbrand. Die Außenwände und tragenden Ständer der Holzbauten zeigen eindeutig maschinelle Sägespuren, sodass ihre Herstellung auf der 1690 eingerichteten Kirchheimer Sägemühle angenommen werden darf. Die Nadelhölzer dagegen sind allesamt importiert. Zahlreiche Wiedlöcher belegen, dass sie geflößt wurden und folglich aus dem Schwarzwald stammen. Mit den Scheunen Flachsstraße 4 und 6 verschwanden zwei wichtige architekturgeschichtliche Zeugnisse aus der Kirchheimer Altstadt.

---

<sup>36</sup> Bauhistorische und dendrochronologische Kurzuntersuchung im Vorfeld des Abbruchs der Bauten durch den Verfasser 2006 im Auftrag des Stadtmuseums Kirchheim unter Teck. Probenauswertung durch das Jahrringlabor Jutta Hofmann, Nürtingen-Oberensingen.

## **Charakteristika der nachstadtbrandzeitlichen Bebauung in der Kirchheimer Altstadt**

### **Struktur und Nutzungstypen**

Die Struktur der Kirchheimer Altstadt wurde teilweise aufgelöst, Straßenverläufe begradigt und verbreitert. Die in der Bauordnung nach dem Stadtbrand getroffenen Vorschriften wurden überwiegend eingehalten. Scheunen scheinen nur noch in Einzelfällen innerhalb der Stadt errichtet worden zu sein. Ähnlich wie in Reutlingen entstanden die wenigen Beispiele erst in einer jüngeren Ausbauphase vor allem zu Beginn des 18. Jahrhunderts. Bei den meisten zweigeschossigen Bauten findet sich das vorgeschriebene massiv erbaute Erdgeschoss oder zumindest eine verhältnismäßig hohe Schwellmauer. In Abweichung zur Bauordnung sind die oberen Stockwerke und Giebelgeschosse nahezu aller neu errichteten Wohnbauten, ja selbst bei einzelnen Scheunenbauten (z. B. Wiederholdstraße 8 aus der Zeit um 1709 d), zumindest an den Schauseiten leicht vorgekragt. Vermutlich hatte man bei dem Verbot aber auch vor allem die häufig mehr als 30 cm betragenden Vorkragungen der mittelalterlichen Hausbauten im Blick, sodass die nun nur noch maximal in Balkenstärke vorkragenden Stockwerke toleriert werden konnten. Bauten ohne Vorkragungen, wie sie in Reutlingen gleich mehrfach angetroffen wurden, bilden hier seltene Ausnahmen.

### **Fassaden**

Ein völlig anderes Bild als in Reutlingen zeigen die Sichtfassaden der Gebäude. Trotz der verhältnismäßig hohen Geschwindigkeit des Wiederaufbaus kamen aufwendige Fassadengestaltungen in Kirchheim nicht zu kurz. Selbst bei den ersten Gebäuden, die ab 1690 entstanden, finden sich regelrechte Zierfachwerkfassaden mit zahlreichen Gestaltungselementen. Mitunter finden sich aufwendige Schnitzarbeiten, vor allem in Form der für Kirchheim geradezu typischen Säulchen, an den Eckständern der Obergeschosse oder den Profilierungen und Kerbschnitzverzierungen an den Schwellbalken der oberen Etagen oder der Giebelschwellen.

### **Baumaterial**

Besonders enge Parallelen zwischen Reutlingen und Kirchheim zeigen sich in den Baumaterialien der Nachbrandbauten, sowohl was deren Zusammensetzung und Beschaffung als auch die Verarbeitung betrifft. Hier wie dort besteht der Hauptanteil der Bauhölzer aus importiertem Nadelholz. Dabei dominiert in beiden Orten geflößtes Nadelholz (nachgewiesen ist Tanne und Fichte), das über den Neckar bezogen wurde. Die archivalische Recherche zum Wieder-

aufbau der Kirchheimer Stadtkirche ergab jedoch, dass auch hier ein Teil der Nadelhölzer aus dem Adelberger Forst und damit als reine Überlandimporte bezogen wurde.<sup>37</sup> In den beiden topografisch ähnlich liegenden Orten finden sich außer den importierten Nadelhölzern auch einige Eichen, die höchstwahrscheinlich in den umliegenden Wäldern geschlagen wurden. In Kirchheim kommt dies in den teils stark voneinander abweichenden Fälldaten von Nadelhölzern und Eichen zum Ausdruck. Und auch hier wird als eine der ersten Maßnahmen zum Wiederaufbau der Stadt eine Sägemühle mit Bauholzsäge eingerichtet. Deren Nutzen zeigt sich hier wie dort in Form von zahlreich nachgewiesenen auf dem Sägegatter aufgesägten Eichenhölzern. Interessanterweise war das Aufsägen von Eichen schon vor den jeweiligen Stadtbränden keine Seltenheit, in Reutlingen seit 1530/31 d (Tübinger Tor), in Kirchheim zumindest seit 1604 d (Lammgasse 5). Im Zuge des Wiederaufbaus wurde diese Art der Bauholzaufbereitung jedoch intensiviert.

Bemerkenswert ist der Umstand, dass im Unterschied zu den allgemeinen Krisenzeiten in der Versorgung mit Bauholz hier weder ein verstärktes Aufkommen von sekundär verwendeten Bauhölzern noch eine verstärkte Nutzung von minderwertigen Bauholzarten, wie z. B. Pappel, Buche, Birke, Esche oder Ulme festzustellen ist. Ganz offensichtlich war nach dem 30-jährigen Krieg wieder so viel Eichen- und Nadelholz nachgewachsen, dass in Reutlingen wie auch in Kirchheim auf diese Notlösungen verzichtet werden konnte.

## Vergleich B: Herrenberg nach dem Stadtbrand 1635

Der Wiederaufbau der Herrenberger Altstadt führt angesichts der vorangegangenen Beispiele völlig andere Verhältnisse vor Augen. Wiederum war es eine Unachtsamkeit, genauer die „Verwahrlosung des Stalljungen eines Regimentsquartiermeisters“, welche mitten in der schlimmsten Phase des 30-jährigen Krieges am „18./28. Juli 1635“ den Ausgangspunkt der Brandkatastrophe bildete.<sup>38</sup> Insgesamt 270<sup>39</sup> Gebäude wurden ein Raub der Flammen. Laut Oberamtsbeschreibung haben außer der Propstei und der Stiftskirche nur „ein paar Dutzend“ Bauten den Brand überdauert.<sup>40</sup> Dem Baubefund nach zu urteilen,

<sup>37</sup> Freundlicher Hinweis von Ulrich Knapp, Leonberg, der sich im Auftrag des Stadtmuseums Kirchheim u. T. mit der Baugeschichte der Martinskirche näher befasst hat. Die Ergebnisse sind in Druckvorbereitung: Ulrich Knapp: Nach dem Brand. Zum Wiederaufbau der Stadt Kirchheim unter Teck, in: Fachwerkbau des 17. Jahrhunderts/Wiederaufbau nach Katastrophen, in: AHF-Jahrbuch für Hausforschung, Bd. 66.

<sup>38</sup> Beschreibung des Oberamts Herrenberg, bearb. von Eduard Paulus, Stuttgart 1855, S. 139.

<sup>39</sup> Laut der Oberamtsbeschreibung Herrenberg (wie Anm. 38) waren es „270 Firste“ (ebenso bei Traugott Schmolz: Herrenberg – Chronik einer Stadt, Herrenberg 1987, S. 28).

<sup>40</sup> Oberamtsbeschreibung Herrenberg (wie Anm. 38).

handelt es sich bei dem verschonten Gebiet um den Bereich zwischen dem nördlichen Ende der Stuttgarter Straße und der oberhalb der Stiftskirche verlaufenden Kirchgasse. Hier lassen sich zwölf Gebäude nachweisen, die den Brand von 1635 überstanden haben. Elf davon stehen noch heute.

Der Wiederaufbau richtete sich offenkundig nach den alten Parzellenstrukturen, was, wie wir später noch sehen werden, mitunter zu baulichen Kuriosa geführt hat. Auch die Nutzungsstruktur der stark agrarisch geprägten Altstadt mit ihren zahlreichen Scheunen wurde beibehalten, wie die teils außerordentlich stattlichen, nicht selten mit Schaufachwerk errichteten Scheunenneubauten belegen.

Zur Geschwindigkeit des Wiederaufbaus liegen sehr widersprüchliche Aussagen und Befunde vor. Markus Numberger ging im Werteplan der Stadt Herrenberg davon aus, dass der 30-jährige Krieg zunächst einen raschen Wiederaufbau verhinderte. Erst „nach Wiederherstellung der Stadtmauer“ hätte zwischen 1642 und 1679 eine „konzentrierte Erneuerung des Stadtzentrums eingesetzt“. <sup>41</sup> Tatsächlich trifft diese Aussage auf die Bebauung am Marktplatz zu, der von reich mit zeittypischen Gestaltungselementen geschmückten Häusern gesäumt ist, die nahezu alle ab der Mitte des 17. Jahrhunderts entstanden. <sup>42</sup> Dabei ist anzumerken, dass das erste hier nachweislich wieder erstellte Gebäude (Marktplatz 1) bereits kurz nach 1637, also etwa zehn Jahre vor dem Westfälischen Frieden errichtet wurde. Nun haben bauhistorische Untersuchungen der letzten Jahre Anhaltspunkte dafür geliefert, dass man mit dem Wiederaufbau der Altstadt trotz allen Widrigkeiten unmittelbar nach der Katastrophe begann. Überraschenderweise fing man damit aber nicht im innersten Zentrum an, sondern allem Anschein nach in den Randbereichen der Altstadt.

### Badgasse 21 von 1636 d<sup>43</sup>

Erste Hinweise auf eine große Besonderheit der Herrenberger Altstadt, der man zunächst aber keine größere Bedeutung beigemessen hat, <sup>44</sup> lieferte die

<sup>41</sup> Markus Numberger (Regierungspräsidium Stuttgart, Referat Denkmalpflege): Denkmalpflegerischer Werteplan Gesamtanlage Herrenberg, Esslingen 2008, S. 7, online publiziert unter der URL: [www.denkmalpflege-bw.de/denkmale/projekte](http://www.denkmalpflege-bw.de/denkmale/projekte) (20. 2. 2017).

<sup>42</sup> Sichere Baudatierungen liegen derzeit nur für die Gebäude der südlichen Marktseite vor: die ehemalige Vogtei Kirchgasse 2 (1655 a), Marktplatz 6 (1664 i), Marktplatz 7 (1679 a), Marktplatz 8 (1667 i) und Tübinger Straße 1 (1680 i). Der Vorgängerbau des bestehenden klassizistischen Rathauses von 1806 wurde 1649 errichtet.

<sup>43</sup> Bauhistorische Untersuchung Armin Seidel, Ostfildern, 1994. Probenauswertung durch Jahrringlabor Jutta Hofmann, Nürtingen-Oberensingen (Unterlagen im Stadtarchiv Herrenberg).

<sup>44</sup> Der Befund, dass hier zusammenhängende Teile eines Hauses von 1557 d vorhanden sind, wurde schlichtweg als Beobachtung hingegenommen und nicht weiter hinterfragt.



*Abb. 27* Herrenberg, Badgasse 21 von 1636 d mit wiederverwendeten, zusammenhängenden Bestandteilen von 1557 d. Das translozierte Dachwerk von 1557 passte offenkundig nicht mit der Parzelle des Hauses überein, weshalb man einen schräg verlaufenden Dachüberstand in Kauf nahm.



*Abb. 28* Herrenberg, Marktplatz 1: Das zweite Obergeschoss und das Dachwerk stellen Bestandteile des Gebäudes dar, das vor 1642 vom Altinger Schultheißen aufgekauft und nach Herrenberg transferiert wurden. Das erste Obergeschoss wurde beim Wiederaufbau 1642 ergänzt.

bauhistorische Untersuchung des Gebäudes Badgasse 21 durch Armin Seidel, Ostfildern. Das Gebäude befindet sich am westlichen Rand der Altstadt und stellt derzeit den ältesten Beleg für einen Nachbrandbau dar (*Abb. 27*). Die dendrochronologische Untersuchung der Holzkonstruktion ergab zwei markant unterschiedliche Schlagphasen der verwendeten eichenen Bauhölzer im Winter 1635/36 sowie im Winter 1556/57. Die Holzeinschläge verteilen sich auffälligerweise auf die unterschiedlichen Gebäudeteile. Während sich im gebäudedatierenden Traufgerüst vor allem Bauhölzer von 1635/36 vorfinden, besteht das Dachwerk fast ausschließlich aus Hölzern von 1556/57. Da die Bauhölzer im Dachwerk keine Hinweise auf einen Neuabbund zeigen und dennoch konstruktiv im ursprünglichen Verband verbaut sind, bleibt nur eine schlüssige Erklärung: Das Dachwerk und auch Teile des Fassadenfachwerks im Traufgerüst stammen von einem älteren, 1557 abgezimmerten Haus, das andernorts abgebaut und auf dem neu erstellten Traufgerüst von Badgasse 21 wiederverwendet wurde. Dafür, dass hier tatsächlich eine Translozierung von zusammenhängenden Fachwerkteilen vorliegt, spricht auch die voneinander abweichende Bauflucht von straßenseitiger Traufwand und Dachgiebel. Dem-

nach passte das translozierte Dachwerk nicht zu dem von der Parzelle vorgegebenen Grundriss des Trauferüstes, was zu der ebenso seltsamen wie markanten Eckvorkragung des Dachwerks führte. Auch die eigenartige Holzverbindung der Schwellen ist ein Produkt dessen, dass man hier die ältere Abzimmerungstechnik der wiederverwendeten Bünde oder Teilbünde (Schwellriegelverband) mit den aktuellen Formen (durchgängige Schwellen, denen die Ständer aufgezapft sind) zu kombinieren suchte.

Ähnliche Verhältnisse scheinen am leider vollständig verputzten Nachbargebäude Badgasse 27 zu bestehen, dessen westliche, also hofseitige Giebelseite mit Knaggen unterstützte Giebelvorkragungen aufweist. Da sich an keinem der nachstadtbrandzeitlichen Bauten noch Knaggen vorfinden, ist auch hier von einem älteren hierher translozierten Kerngerüst auszugehen, zumal die zugehörige Scheune wiederum ein charakteristischer Vertreter der Holzgerüste des späten 17. Jahrhunderts darstellt.

### Marktplatz 1 aus der Zeit kurz nach 1637 a/1642 i

Eines der seltenen Beispiele für Gebädetranslozierungen, über die in der stadtgeschichtlichen Literatur berichtet wird, ist das aufwendig sanierte Gebäude Marktplatz 1 (*Abb. 28*). Dabei handelt es sich vermutlich um das erste Gebäude, das am Marktplatz wiederaufgebaut wurde. Eine Legende berichtet, das „schönste Haus am Markt“ habe der reiche Hirschwirt Marx Leyrer 1637 in Altingen (Gemeinde Ammerbuch) vom dortigen Schultheißen Rößler erworben und nach Herrenberg versetzen lassen.<sup>45</sup> 1642 erwarb der Schwiegersohn Leyrers, der Vogt Johann Georg Fischer, das Gebäude und veräußerte es an den Kaufmann Johann Christoph Merklin, nachdem er zuvor das Gasthaus zum Hirschen (Marktplatz 1) wieder erstehen lassen hat. Roman Janssen ging aufgrund der Schriftquellen davon aus, dass es sich bei dem Ankauf aus Altingen – jener ist historisch bezeugt – um das heutige Eckhaus zur Bronngasse (Bronngasse 2) handeln muss, womit das schönste Haus am Markt den „unharmonischen Abschluß“ der westlichen Marktzeile bilden würde.

Aus der bauhistorischen Betrachtung der Bauten ergeben sich zu der archivalisch ermittelten Bauabfolge jedoch Widersprüche. Denn an dem inzwischen vom Putz befreiten Fachwerkgebäude Bronngasse 2 finden sich keinerlei Anhaltspunkte für vorstadtbrandzeitliche Bestandteile, was der These einer Translozierung aus Altingen entgegensteht. Konkrete Anhaltspunkte für die Versetzung eines Fachwerkhauses bietet dafür das ehemalige „Gasthaus zum

<sup>45</sup> Roman Janssen: Vom Steuerunggang zum Stadtrundgang. Das historische Herrenberg in neuer Sicht. Einwohnerbuch Herrenberg 1994, 1996, 1998, Herrenberg 1999, S. 36.

Hirschen“ selbst, das man tatsächlich als schönstes Haus am Markt empfinden haben könnte. Wie bei Badgasse 21 sind auch hier zwei Arten von Schwellholzverbindungen erkennbar, die sich von Stockwerk zu Stockwerk unterscheiden. So stehen sämtliche Eck-, Bund- und Zwischenständer des ersten Obergeschosses auf den bauzeitlich erhaltenen, durchgängig verlegten Schwellen. Dagegen besteht im südlichen Teil des zweiten Obergeschosses ein Verband aus Schwellriegeln, die zwischen südöstlichem Eck- und dem nördlich folgenden Bundständer gezapft wurden. Darüber hinaus lassen sich markante Unterschiede in der Gestaltung des Fachwerks aufzeigen, wie etwa der Verzicht auf Kerbschnittverzierung an den Schwellhölzern im zweiten Obergeschoss und Dachgiebel oder in der Ausformung der kurzen, geschwungenen, leicht geknickten Fußstreben im Dachgiebel, die stilistisch in die Mitte des 16. Jahrhunderts gehören. Nicht zuletzt belegen die im Dachinnern erkennbaren, widersprüchlich zum Baubestand zählenden Abbundzeichen, dass das Dachwerk des Hauses gegenüber der ursprünglichen Baukonzeption zumindest um einen Bund und damit um eine Querzone gekürzt wurde. So spricht alles dafür, dass es sich bei dem zweiten Obergeschoss und dem Dachwerk um Bestandteile des in Altingen gekauften und nach Herrenberg versetzten Fachwerkhauses handelt und nur das Erdgeschoss und das erste Obergeschoss beim Neubau des „Hirschen“ 1642 auch neu abgezimmert wurden.

### **Vor oder nach dem Brand? Eine Herrenberger Spezialfrage**

Sichtet man die Altstadt nach weiteren Befunden für translozierte Teile vorstadtbrandzeitlicher Fachwerkbauten, wird man an mehreren Stellen fündig. Auch gerade dort, wo die Stadtgeschichtsforschung bislang davon ausgegangen ist, dass hier noch Restbestände der mittelalterlichen Bebauung vorhanden sind. Zwei Häuserpaare, von denen jeweils eines zwar außen vollständig verputzt, das Gebäudeinnere aber bauhistorisch untersucht ist, und das andere freiliegendes Fachwerk zeigt, sollen hier exemplarisch vorgestellt werden.

#### **Froschgasse 5<sup>46</sup> und 9**

Die bauhistorische Untersuchung des zweigeschossigen Wohnhauses Froschgasse 5 ergab ein zunächst vermeintlich eindeutiges Ergebnis zur Bauentstehung. Denn das Obergeschoss und Dachwerk des Hauses beinhaltet eine

---

<sup>46</sup> Bauhistorische Untersuchung durch den Verfasser 2014. Probenauswertung durch Jahrlinglabor Jutta Hofmann, Nürtingen-Oberensingen (Unterlagen im Landesamt für Denkmalpflege, Esslingen).

weitgehend nachvollziehbare, im Dachwerk nahezu ungestört erhaltene mittelalterliche Holzkonstruktion, die dendrochronologisch auf 1482 (1481/82 d) datiert werden konnte. Die Abzimmerungsweise mutet dabei zeitgemäß und keineswegs „billig“ an, wie die sich unter dem Putz abzeichnenden lang ausgezogenen profilierten Knaggen am straßenseitigen Giebel andeuten. Teils sind aber auch Bauelemente vorhanden, die als rückständig zu bezeichnen sind, wie der auf Schwellen aufgezapfte zweifach stehende Stuhl im ersten Dachgeschoss oder die mit den Dachbalken verblatteten Sparren. An keiner Stelle fanden sich eindeutige Hinweise auf eine Umsetzung des Hauses, obwohl das Erdgeschoss keine mittelalterlichen Baureste mehr beinhaltet.

Fragen ergeben sich jedoch in Hinblick auf das Nachbargebäude Froschgasse 9. Das weitgehend verputzte Gebäude zeigt an der Westseite nach dem Abbruch der zugehörigen Scheune freiliegendes Fachwerk. Auch hier sind einige zusammenhängende Bauteile vorhanden, welche auf eine spätmittelalterliche Entstehungszeit der Kernkonstruktion hindeuten. Erhalten sind davon offenbar das Querrähm und das längs darüber, also firstparallel verlegte Deckengebälk im Erdgeschoss. Im Obergeschoss zeigen sich die durch einen Schwellriegel miteinander verbundenen Eckständer und der auf dem Schwellriegel aufgezapfte Bundständer des inneren Längsbundes. Anhand der sich aufeinander beziehenden Blattsassen an den Ständern und dem Schwellriegel ist der konstruktive Zusammenhang deutlich erkennbar. Während die Wandfüllungen im Obergeschoss wie auch der Dachgiebel im 19. Jahrhundert vollständig ersetzt wurden, ist das Erdgeschoss offenkundig unverändert. Die Ausbildung des Fachwerks lässt an eine Entstehung im ausgehenden 17. oder frühen 18. Jahrhundert denken, sodass hier ein mittelalterliches Holzgerüst vermutlich auf einem jüngeren Unterstock neu abgezimmert wurde. Damit wären auch hier alle Voraussetzungen gegeben, welche eine Interpretation als transloziertes älteres Gebäude nahelegen – allein, es fehlt der archivalische und dendrochronologische Nachweis dafür.

Von Bedeutung erscheint der Befund, dass sowohl Froschgasse 5 als auch Nr. 9 keine „normalen“ Grundrisse aufweisen. Denn in beiden Fällen erstrecken sich die in zwei Längszonen geteilten Holzgerüste nur über zwei Querzonen. Dies könnte dafür sprechen, dass es sich um Bauten der sozialen Unterschicht handelt, was man aufgrund der Lage des Hauses im Ort auch vermuten könnte. Dem stehen jedoch das ausgesprochen solide abgezimmerte Gefüge und die durchaus repräsentativ gestaltete Fassade von Froschgasse 5 entgegen.

Schaut man sich in der Froschgasse weiter um, trifft man neben eindeutig nachbrandzeitlichen Bauten, wie beispielsweise der großartigen Scheune Froschgasse 8, auf eine Reihe weiterer Gebäude, bei welchen teils mittelalterliche, teils frühneuzeitliche Bauteile mit jüngerem Gefüge kombiniert sind. Dazu gehören beispielsweise das kleine Wohnhaus des herzoglichen



Abb. 29 Herrenberg, Am Burgrain 7 und 9: In beiden Fällen handelt es sich um kleine, mittelalterliche Wohnhäuser, die offenbar andernorts abgebrochen und nach 1635 nach Herrenberg versetzt wurden. Während am Sturz der Haustüre von Nr. 7 die Jahreszahl 1652 erkennbar ist, weist bei Nr. 9 nur das dendrochronologisch ermittelte Baudatum 1471 auf diese baugeschichtliche Besonderheit hin.

Hundehalters (Froschgasse 13)<sup>47</sup> ebenso wie der eigentliche Hundestall (Froschgasse 15)<sup>48</sup>.

### Am Burgrain 7 und 9<sup>49</sup>

Hinsichtlich der Befunde in der Froschgasse erscheint das Wohnquartier am Burgrain beinahe wie ein Parallelbefund. Denn auch hier handelt es sich um zweigeschossige Fachwerkbauten, deren Grundriss in zwei Längs- und zwei Querzonen gegliedert ist (Abb. 29). Und auch hier ergab die bauhistorische Untersuchung des vollständig verputzten Hauses Am Burgrain 9 ein spätmittelalterliches Kerngerüst, das dendrochronologisch in diesem Falle auf 1474 (1473/74) datiert werden konnte. Ebenso besteht zwischen dem in den Hang gebauten Sockelgeschoss und dem mittelalterlichen Holzgerüst keine bauliche Verbindung. Lediglich an der Nordseite ist der mittelalterliche Schwellriegel (oder Schwelle?) erhalten. Dies ist freilich noch kein Beweis, dass das Erd-

geschoss im Kern nicht mittelalterlich ist, doch machen die umliegenden Bauten es nahezu unwahrscheinlich, dass mitten in der Häuserzeile ein mittelalterliches Fachwerkhaus den Brand überstanden haben sollte. So findet sich nur wenige Meter oberhalb des Hauses ein kleines Gebäude (Am Burgrain 15) mit

<sup>47</sup> Der Schwellriegelverband sowie an die Sparren geblattete Kehlriegel weisen auf Bauteile aus der Mitte des 16. Jahrhunderts hin.

<sup>48</sup> An der Froschgassenseite finden sich an den Torständern Blattsassen für Kopfbänder, die am zugehörigen Rähm aber nicht erwidert werden. Die Stuhlständer des Dachgiebels zeigen im ersten Dachgeschoss Blattsassen von Steigbändern, welche im zweiten Dachgeschoss sogar noch erhalten sind und auf eine spätmittelalterliche Entstehungszeit hindeuten. Jedoch sind der Kehlbundbalken sowie die Kehlriegel in nachmittelalterlicher Form in die Giebel sparren gezapft!

<sup>49</sup> Bauhistorische Untersuchung durch den Verfasser 2014. Probenauswertung durch Jahrlinglabor Jutta Hofmann, Nürtingen-Oberensingen (Unterlagen im Landesamt für Denkmalpflege, Esslingen).

pittoresk dem Giebel vorgesetztem Ständerker, dessen Erkerstütze die Jahreszahl 1647 trägt und somit auf einen nachbrandzeitlichen Neubau hindeutet.

Das unterhalb von Nr. 9 anschließende Nachbargebäude Am Burgrain 7, das schon vor einigen Jahren von seinem Putzkorsett befreit wurde, ist ebenfalls im Kern ein spätmittelalterliches Fachwerkhaus. Sein Traufgerüst und Dachwerk kann anhand der überkreuzten Kopf- und Fußbänder gefügekundlich in das letzte Drittel des 15. Jahrhunderts eingeordnet werden und galt daher bislang als eines der wenigen Gebäude, die den Brand überdauert haben.<sup>50</sup> Doch finden sich gerade hier besonders aufschlussreiche Details, welche nahelegen, dass es sich um ein transloziertes Gebäude handelt. Von besonderem Interesse ist die Gründungszone des hölzernen Erdgeschosses. An der Schwelle zeigen sich keine Blattverbindungen, was bedeutet, dass die unteren Blattenden der zum mittelalterlichen Gefüge gehörenden Fußbänder abgeschnitten wurden.<sup>51</sup> Zur Verbesserung der Gerüstaussteifung wurden am Eckständler, ergänzend zu den kuptierten mittelalterlichen Fußbändern, Fußstreben eingefügt. Dies kann als Hinweis auf einen Neuabbund des Holzgerüsts unter maximaler Verwendung der Althölzer verstanden werden. Zu den Ergänzungen gehört auch die Eingangstür im Erdgeschoss, die schon alleine wegen ihrer Einbindung in das Gefüge darauf hinweist, dass man hier baulich angepasst hat. Der Türsturz verrät im Streiflicht Reste einer umfangreichen Bauinschrift, an deren rechtem Ende der Verfasser die auf zwei Zeilen verteilten Ziffern 16/52 zu erkennen glaubt. Demnach scheint das translozierte mittelalterliche Gebäude im Jahr 1652 – baulich ergänzt – wiederaufgebaut worden zu sein.

Tatsächlich sind bei nahezu allen Gebäuden im näheren Umfeld von Am Burgrain 9 Bauteile vorhanden, die in der Zeit vor dem Stadtbrand datieren. Außer Am Burgrain 7 gehören dazu auch Am Burgrain 6 (Kerngerüst aus der Mitte des 16. Jahrhunderts),<sup>52</sup> Nr. 11 (hier eindeutig wiederverwendete Dach-

<sup>50</sup> M. Numberger (wie Anm. 41).

<sup>51</sup> Vermutlich waren die mittelalterlichen Schwellen wie auch die Blattverbindungen der Fußbänder schadhaft und mussten deshalb beim Wiederaufbau erneuert bzw. abgeschnitten werden.

<sup>52</sup> Auf diese Entstehungszeit des Kerngerüsts weist nicht nur der Dachgiebel mit den an die Giebelsparren geblättern Kehlriegeln, sondern vor allem der südwestliche Eckständler, an dem die Blattsasse eines Fußbandes (oder einer Fußblattstrebe) zu erkennen ist. Entsprechende Befunde treten vor allem im zweiten Drittel des 16. Jahrhunderts auf und verweisen auf die Lage der Stube und deren Außenwände mit liegenden Holzbohlen. Interessant daran ist, dass die damit rekonstruierbare Position der Stube, die folglich im Südwesten des Kerngerüsts vorgesehen war, der bestehenden und auch zu erwartenden Lage im bestehenden Bauzustand widerspricht, wo sich die Wohnstube an der repräsentativsten Stelle im Südosten befindet.

teile der Zeit um 1521 (1520/21 d),<sup>53</sup> Nr. 14 (Dachwerk erste Hälfte 16. Jh.)<sup>54</sup> und Nr. 20 (Dachwerk erstes oder zweites Drittel 16. Jahrhundert),<sup>55</sup> ebenso bei Schuhgasse 14, das eine Parallele zu Am Burgrain 7 darstellt.<sup>56</sup> Bei all diesen Bauten sind außer dem älteren Gefüge Veränderungen bzw. Ergänzungen zu beobachten, die mit den üblichen Umbauten nicht zu erklären sind. Und bei den Althölzern handelt es sich bei allen Beispielen nicht um einzelne Recyclinghölzer, sondern um zusammenhängende Gerüstteile oder gar um ganze Fachwerkbauten. Leider war die Gegenprüfung dieses Befundes anhand der archivalischen Überlieferung im Rahmen dieses Beitrages nicht möglich und bleibt vorläufig ein Desiderat.<sup>57</sup> Doch sprechen die inschriftlich datierten Gebäude im Umfeld der genannten Bauten, die allesamt zu der frühen Phase des Wiederaufbaus bis 1650 gehören,<sup>58</sup> für genau diesen Ablauf.

In der Zeit um 1650/60 wandelt sich das Erscheinungsbild der in der Herrenberger Altstadt entstehenden Neubauten grundlegend. Nun dominieren Neubauten, die offenbar ohne Translozierung von ganzen oder zumindest Teilen von Altbauten auskamen.

## Charakteristika der nachstadtbrandzeitlichen Bebauung in der Herrenberger Altstadt

### Struktur und Nutzungstypen

Die Altstadt besaß nach dem Wiederaufbau denselben Charakter, den sie nach Ausweis der Schriftquellen schon vor 1635 hatte. Nach wie vor ist Herrenberg eine Ackerbürgerstadt, deren Ortsbild vor allem von Wohnhäusern und eini-

<sup>53</sup> Es ist zwar nur eine Probe mit Waldkante d1 (Eiche 1, Winter 1520/21) vorhanden, weitere Proben weisen aber in denselben Zeitraum (d2, Eiche => Splintdatierung 1517–1527 und d3, Eiche => letzter Ring 1502 ohne Splint, Fällung also nach 1512). Die Proben wurden 2012 von Restaurator Erwin Raff, Denkendorf, entnommen und irrtümlicherweise unter der Bezeichnung Am Burgrain 17 ins Labor geschickt (freundlicher Hinweis von Herrn Heberle, Stadt Herrenberg). Probenauswertung durch Jahrlinglabor Jutta Hofmann, Nürtingen-Oberensingen.

<sup>54</sup> An die Giebelsparren geblattete Kehltriegel und die an den Stuhlständern erkennbaren Blattenden der längs das Stuhlgerüst aussteifenden Kopfbänder deuten auf ein Kerngerüst des Dachwerks aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts hin.

<sup>55</sup> Auch hier finden sich an die Giebelsparren geblattete Kehltriegel, die auf ein Kerngerüst des Dachwerks aus dem ersten oder zweiten Drittel des 16. Jahrhunderts hindeuten.

<sup>56</sup> Wiederum handelt es sich um ein spätmittelalterliches Kerngerüst, das im 17. Jahrhundert ergänzend wiederaufgebaut wurde.

<sup>57</sup> Zu überprüfen wäre jeweils, ob sich die Neubauten mit translozierten Bauteilen auch auf Brandstätten von 1635 befinden.

<sup>58</sup> Bekannt sind bislang Am Burgrain 15 von 1647 i, Schuhgasse 18 von 1644 i, Spitalgasse 13 von 1637 i und Spitalgasse 36 von 1639 i sowie Tübinger Straße 20 von 1638 i.

gen Fachwerkscheunen (z. B. Hirschgasse 4 von 1684 d<sup>59</sup> oder Froschgasse 16 und Spitalgasse 30 aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts) geprägt ist. Dagegen sind Eindachhöfe wie Hirschgasse 5 und Spitalgasse 38 aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts oder Schuhgasse 10 von 1702 i hier eher selten anzutreffen.

Die translozierten Gebäude zeigen vielfach eine von den in der Region üblichen Verhältnissen abweichende Grundrisstruktur. Während bei den Bauernhäusern auf dem Lande bis in die frühe Neuzeit Grundrisse mit zwei Längs- und drei Querzonen dominieren, besitzen viele der translozierten mittelalterlichen Hausbauten nur zwei Querzonen. Sie erinnern darin stark an Tagelöhner- oder Ausdinghäuser, die bei mehrteiligen Hofanlagen als Altenteil dienten. Vielleicht besteht sogar ein kausaler Zusammenhang zwischen Haustyp und Translozierung, da es sich offenbar um Bauten der in Pestzeiten von Krankheit am stärksten gefährdeten Bevölkerungsschicht handelt: Diese Bauten standen in den schlimmen Zeiten des 30-jährigen Krieges vermutlich als erste leer und gerieten so in den Fokus der notleidenden Bevölkerung in Herrenberg.

## Fassaden

Die Fassadengestaltung der ersten Bauten, die ohne translozierte Bauteile auskamen, ist durch symmetrische Strebenanordnungen und additive Zierstreben ohne statische Funktion geprägt. Die Neubauten mit betont reichen Zierfachwerkfassaden, die seit etwa 1650 in rascher Folge entstehen, weisen auf erheblich verbesserte Bedingungen sowohl in der Baufinanzierung als auch in der Beschaffung von Baumaterial. An den gut erhaltenen Dachgiebelfassaden der den Marktplatz säumenden Hausbauten lässt sich die Entwicklung gut studieren: Auf die stilistisch älteren Beispiele an der Westseite des Platzes, deren nüchternes ruhiges Fachwerk noch ganz in der Tradition der Bauten aus der Zeit vor dem 30-jährigen Krieg steht,<sup>60</sup> folgen an der Süd- und Nordseite immer reicher gestaltete Dachgiebel. Den Höhepunkt dieser Entwicklung mar-

<sup>59</sup> Bauhistorische Untersuchung durch die Firma Strebewerk in Gemeinschaftsarbeit mit dem Verfasser 2016. Auswertung der Dendroproben durch Jahrringlabor Jutta Hofmann, Nürtingen-Oberensingen.

<sup>60</sup> Die Ausprägung des Fachwerks mit den paarweise an den Ständern angeordneten Fußstreben erinnert stark an die Fachwerkentwürfe des wohl berühmtesten Sohnes der Stadt, dem herzoglichen Baumeister Heinrich Schickhardt. Als Vorbild dienten Schickhardt offenbar auch seine eigenen Hausbauten, wie seine Zeichnungen von ihnen in Herrenberg nahelegen. Siehe Janssen (wie Anm. 45), S. 34, und Roman Janssen: Herrenberg, in: Sönke Lorenz; Wilfried Setzler (Hrsg.): Heinrich Schickhardt. Baumeister der Renaissance. Leben und Werk des Architekten, Ingenieurs und Städteplaners, Leinfelden-Echterdingen 1999, S. 172–179, hier S. 173. Vgl. dazu auch die Entwürfe Schickhardts für die Kanzlei in Esslingen (ebd., S. 135), das Pfarrhaus in Pfaffenhofen (ebd., S. 247) sowie für das nicht ausgeführte Rathaus in Vaihingen (ebd., S. 333).

kieren Bauten wie das 1680 i datierte Eckhaus des wohlhabenden Kaufmanns Köhnlé (Tübinger Straße 1) oder der 1683 a errichtete, großartige Neubau des Stiftsfruchtkastens.

### Baumaterial

Die Frage nach dem Baumaterial stellt sich in Herrenberg auf ganz spezielle Weise. Denn die Zusammensetzung der Bauhölzer ist bei den Gebäuden aus der Zeit vor und nach dem Stadtbrand durchaus vergleichbar, auch wenn bei den mittelalterlichen Fachwerkgebäuden der Eichenholzanteil höher erscheint als in den Jahrzehnten vor dem Brand. Auch in den Verwendungsprinzipien gleichen sich die Beispiele: Eichenholz wurde für die tragenden und aussteifenden Teile genutzt, während die Nadelhölzer<sup>61</sup> die Masse des Bauholzes ausmachen. Die in der Verwendung als Bauholz weniger geeigneten Laubhölzer, wie etwa Pappel, Buche oder Birke sind in Herrenberg bislang nicht nachgewiesen, was auf einen insgesamt sehr niedrigen Anteil hindeutet. Ebenso wenig konnten in den vor 1750 entstandenen Hausbauten Floßhölzer oder maschinell aufgesägtes Holz beobachtet werden.

Und dennoch liegen, im Gegensatz zu Reutlingen und Kirchheim, für Herrenberg konkrete Anhaltspunkte für eine katastrophale Lage in der städtischen Bauholzversorgung vor. Für die hier relevanten Fragen erweist es sich als großer Glücksfall, dass genau diese Situation in einem Schriftwechsel aus der fraglichen Zeit, der sich im Herrenberger Stadtarchiv erhaltenen hat, beschrieben wird. Traugott Schmolz zitiert in seiner Herrenberger Chronik ein Schreiben des damaligen Statthalters in Württemberg, Erzherzog Ferdinand von Österreich, vom 21./31. Mai 1636, in dem er die Stadt Herrenberg auffordert, den Aufkauf von Hausbauten „in den Flecken“, also in den umliegenden Dörfern, zu stoppen und ihm zu berichten, warum dies geschehen sei.<sup>62</sup> Das Antwortschreiben der Stadt vom 1./10. Juni 1636 führte ihm das schwere Schicksal und die Not der Abgebrannten vor Augen, vor allem die Schwierigkeit, Holz für dem Wiederaufbau zu beschaffen, da der Stadtwald nur noch wenig verwendbares Bauholz hergeben könne. Daraufhin erteilt die Regierung in Stuttgart der Stadt die Erlaubnis zum weiteren Kauf von Häusern in den Dörfern zum Wiederaufbau der abgebrannten Stadt.

Dazu ist anzumerken, dass der Herrenberger Stadtwald schon immer über keine allzu großen Bauholzressourcen verfügte und man vor allem bei größeren Bauprojekten schon früh sein Bauholz vor allem aus dem Schwarzwald bezog,<sup>63</sup> wengleich diese Importe kostspielig über den Landweg erfolgten.

<sup>61</sup> In den mittelalterlichen Holzgerüstbauten in Herrenberg ist bislang nur Tannenholz nachgewiesen, Fichten finden sich zumindest erst seit dem frühen 17. Jahrhundert.

<sup>62</sup> T. Schmolz (wie Anm. 39), S. 29.

<sup>63</sup> Roman Janssen: *Mittelalter in Herrenberg*, Herrenberg 2008, S. 156.



Abb. 30 Herrenberg: Gebäude mit konkreten Hinweisen auf Translozierung ganzer Hauskonstruktionen oder zusammenhängender Bauteile nach 1635.

Dies erklärt den erstaunlich hohen Anteil von Nadelholz in den ältesten Herrenberger Holzbauwerken, zu denen das Chordachwerk (1390 d) und das Langhausdachwerk (1490 d) der Stiftskirche, aber auch Hausbauten wie Kirchgasse 11 (1467 d) oder Stuttgarter Straße 18 und 22 (beide Mitte 15. Jahrhundert) zählen. Gerade im Hinblick auf den Zustand des benachbarten Schönbuchs kam die Herrenberger Brandkatastrophe zur Unzeit, denn damals herrschte allgemein in der Region eine bis dahin nicht gekannte Krise in

der Bau- und teils auch Brennholzversorgung. So überliefern die Quellen für das Jahr 1619, der Schönbuch sei zu zwei Dritteln ohne Holz.<sup>64</sup> So blieb den Herrenbergern offenbar nichts anderes übrig als der nunmehr archivalisch wie baugeschichtlich nachgewiesene Aufkauf von zahlreichen Häusern zur Translozierung in die Altstadt (*Abb. 30*).

Der Befund, dass sich die translozierten Gebäude vor allem in den Randbereichen der Altstadt, also den Arealen der sozial schwächeren Bevölkerung vorfinden und die Bürgerhäuser der wohlhabenden Stadtbevölkerung erst eine zweite Generation an Hausbauten des Wiederaufbaus bilden, ist besonders aufschlussreich. In der 1634/35 zu allem Überfluss auch noch von der Pest heimgesuchten Stadt hat man demnach von städtischer Seite aus zunächst die Teile der Bevölkerung aktiv unterstützt, welche sich den Wiederaufbau ihrer Gebäude nicht leisten konnten. Die offenbar aus der unglückseligen, von Brand und Pest heimgesuchten Stadt geflüchtete Oberschicht hat für ihre Rückkehr ganz offenkundig das Kriegsende abgewartet.

### **Fazit: „Phönixe“ aus der Asche – seltsame „Vögel“ der Stadtgeschichte**

Wie die Untersuchung der Wiederaufbaumaßnahmen der drei vorgestellten, von Brandkatastrophen heimgesuchten Städte Reutlingen, Kirchheim unter Teck und Herrenberg deutlich zeigt, führte die Bewältigung dieser stadteschichtlich jeweils nie in diesem Ausmaß dagewesenen Krisen zu mitunter sehr eigenartigen Vorgängen. Immerhin – so ein Hoffnung gebender Unterton der Ergebnisse – zeigt sich in solch harten Zeiten eine die politischen Grenzen überwindende Solidarität, sei es in Form von konkreten Zuwendungen wie die Bauholzlieferungen aus den umliegenden Herrschaften in die Reichsstadt Reutlingen oder in der Gewährung von Sonderrechten wie in Herrenberg.

War nur wenig Wirtschaftskraft vorhanden oder der Umfang der Katastrophe zu groß, wie in Herrenberg oder in Reutlingen, dann wurde auf strukturierende, auf verbesserten Brandschutz zielende Maßnahmen verzichtet. Anders in Kirchheim, wo man nicht nur neu strukturierte, sondern durch Bauvorschriften den Wiederaufbau zu regeln suchte. Dies führte dort zu dem trotz aller Detailvielfalt doch recht einheitlichen Erscheinungsbild der von Fachwerkfassaden gesäumten Straßenzüge.

In allen Beispielen sind es Fachwerkbauten, welche durch ihre Bautechnik eine möglichst rasche Nachfolgebebauung auf den Brandstätten ermöglichten. Gegenüber den bürgerlichen Neubauten in Reutlingen, bei deren Fassa-

---

<sup>64</sup> Ferdinand Graner: Geschichte der Waldgerechtigkeiten im Schönbuch (Darstellungen aus der württembergischen Geschichte, Bd. 19), Stuttgart 1929, S. 63.

den man nicht selten auf die geradezu obligatorischen Vorkragungen oder Zierstreben verzichtet hatte, könnten die von Anfang an überreich gegliederten und mit Flachschnitzereien versehenen Fachwerkfassaden der Bürgerhäuser in Kirchheim keinen größeren Kontrast bilden. Bis auf wenige Ausnahmen sind es in Reutlingen nur die kommunalen Bauten oder Zunfthäuser sowie das aus einer Stiftung hervorgegangene Lyzeum, die eine zeitgemäß üppige Fassadengestaltung erhielten. In Herrenberg tauchen Fachwerkbauten mit Schaufassaden erst später auf. Hier zeigen die Neubauten bis um 1650 vor allem mittelalterliche und frühneuzeitliche Fassaden, da es sich um translozierte Altbauten handelt.

Ein zentrales Thema bildet in allen Fällen die Beschaffung von Bauholz. Dabei ist für die topografisch ähnlich gelegenen Städte Reutlingen und Kirchheim eine identische Zusammensetzung der Bauhölzer festzustellen, die völlig ohne minderwertige Bauholzarten als Substitute auskommen. Dafür finden sich zahlreiche Holzimporte: Der Großteil der verbauten Nadelhölzer stammt aus dem Schwarzwald, wurde über den Neckar bis zu den Mündungen von Echaz bzw. Lauter geflößt, dort ausgebunden und schließlich auf dem Landweg an die Bestimmungsorte gebracht. Parallel dazu wurden auch die nächstgelegenen Nadelwälder genutzt und die Bauhölzer von dort über den Landweg antransportiert. Neben den Importhölzern wurden auch die Eichen aus den lokalen Wäldern genutzt. Um hier einer Übernutzung entgegenzusteuern, richtete man eigens zum Wiederaufbau Sägemühlen ein, in Kirchheim noch im Brandjahr 1690, in Reutlingen im Jahr nach dem Brand. So wurde auf den Sägemühlen zunächst vor allem Eichenholz aufgesägt, das man insbesondere als witterungsbeständigere Ständer, Riegel und Streben an den Hausfassaden nutzte.

Ein ganz anderes Bild zeigte sich in Herrenberg, dessen Stadtbrandkatastrophe dadurch verstärkt wurde, dass sie mitten im Krieg im Jahr der großen Pest stattfand. Dabei scheint es auf den ersten Blick beinahe bedeutungslos, dass das Unglück auch mit der ersten großen Waldkrise des Landes zusammenfiel. Während man in den neckarnahen Ortschaften dem allgegenwärtigen Bauholzmangel durch den Import von Floßholz kompensieren konnte, blieb der fernab vom Neckar am Rand des an Bauholz geplünderten Schönbuchs gelegenen Stadt Herrenberg in den ersten 15 Jahren nach dem Stadtbrand von 1635 nichts anderes übrig, als leer stehende Bauten in den umliegenden Ortschaften aufzukaufen und sie nach Herrenberg umzusetzen. Dass zu der Zeit auch viele leer stehende Häuser vorhanden waren, ist eine besondere Ironie des harten Schicksals, das Württemberg und so auch Herrenberg in den Jahren nach der verlorenen Schlacht bei Nördlingen unter den kaiserlichen Truppen zu erleiden hatte. Ein großer Teil der Bevölkerung war an den direkten oder indirekten Kriegsfolgen, wie den gerade 1634/35 grassierenden Pestepidemien, gestorben – in Herrenberg waren es allein 1635 bereits 421 Menschen, darunter zwei der berühmtesten Söhne Herrenbergs, Heinrich

und Wilhelm Schickhardt. In diese widersprüchliche Epoche der Stadtgeschichte fügte sich auch, dass die wohlhabenderen Bürger Herrenbergs, die offenkundig erst nach Kriegsende wieder in der Stadt investierten, auf einen zumindest teilweise wieder nachgewachsenen Waldbestand zurückgreifen konnten. Denn der starke Rückgang der Bevölkerung führte zu einem nahezu vollständigen Stopp jeglicher Bautätigkeiten: der Krieg als Segen für den Wald und damit auch indirekt als Helfer in der Not der Brandgeschädigten – was für ein seltsamer Gang der Geschichte!

Die Folgen dieser Stadtbrände blieben im Gedächtnis der Bevölkerung verwurzelt und geben teilweise heute noch einen vagen Eindruck von dem Trauma der damaligen Zeit. Vielleicht trägt der hier unternommene Versuch einer Erklärung der Umstände, wie das bauliche Erscheinungsbild zu dem geworden ist, wie es sich heute darstellt, dazu bei, in Reutlingen wie andernorts verantwortungsbewusster mit den noch immer zahlreichen Relikten dieser bewundernswerten Leistung des Wiederaufbaus einer abgebrannten Altstadt umzugehen. Vielleicht sind die Bauten der Wiederaufbauphase in Reutlingen meistens nicht so schön wie in den beiden anderen Altstädten von Kirchheim und Herrenberg, die jeweils als Gesamtanlagen unter besonderem Denkmalschutz stehen. Ihr historischer Bedeutungsgehalt ist aber derselbe.

## *Ludwig Hierter Doktor – Anwalt des protestantischen Deutschland*

*Sönke Lorenz (1944–2012) gewidmet*

Roland Deigendesch

Noch Jahre nach der Tat war Landgraf Philipp von Hessen (1504–1567) nicht gut auf die Stadt Speyer zu sprechen und klagte 1543 mit einiger Empörung dem Straßburger Reformator Martin Bucer (1491–1551), „[. . .] das der gut man doctor Ludwig Hirter daselbst [= in Speyer, Anm. d. Verf.] jemerlich erstochen warde, darnach nicht ein Han gekreet hat.“<sup>1</sup> Die – und das war der Hauptgrund für die Wut des Fürsten – ungesühnte Gewalttat vom 3. März 1539 hatte den gerichtlichen Vertreter (Prokurator) der protestantischen Stände vor dem Reichskammergericht getroffen, dem 1495 ins Leben gerufenen obersten Gericht im Reich. Dr. Ludwig Hierter<sup>2</sup> war Reutlinger und vielleicht der herausragendste Jurist der Stadt in reichsstädtischer Zeit. Bislang ist sein bewegtes Leben noch nie im Zusammenhang dargestellt worden, dazu wollen die folgenden Seiten einen ersten Beitrag leisten.

Hierter ist in der Reutlinger Stadtgeschichtsschreibung keineswegs unbeachtet geblieben. Der profunde Kenner der reichsstädtischen Quellen, Christoph Friedrich Gayler, sah in seinen ‚Denkwürdigkeiten‘ Hierter als verdienten Anwalt der evangelischen Sache, der „Reutlingen besonders zugethan“<sup>3</sup> gewesen sei. Auch bei dem Privatgelehrten Theodor Schön finden sich genealogische Notizen sowie im Rahmen der Oberamtsbeschreibung

<sup>1</sup> Max Lenz (Hrsg.): Briefwechsel Landgraf Phlipp's des Großmüthigen von Hessen mit Bucer, Teil 2 (Publikationen aus den preußischen Staatsarchiven, Bd. 28), Osnabrück 1887, ND 1965, Nr. 178 (11. 11. 1543), S. 196. Die Stelle auch in: Julius Ney: Geschichte des Reichstages zu Speier im Jahre 1529, mit einem Anhang ungedruckter Akten und Briefe, Hamburg 1880, S. 317. Die Erwähnung des bald nach der Tat am hessischen Hof bekannt gewordenen Mordes auch in einem Schreiben des Landgrafen an Bucer vom 16. 5. 1540, vgl. M. Lenz, Briefwechsel Teil 1, Osnabrück 1880, ND 1965, Nr. 64, S. 171; s. dazu Gustav Bossert: Beiträge zur badisch-pfälzischen Reformationsgeschichte, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins NF 18 (1903), S. 682–683.

<sup>2</sup> Es finden sich ebenso die Schreibweisen Hirter, Hurter, Herter oder Horter, fallweise mit einfachem oder doppeltem t. Im Folgenden wird, wenn Ludwig Hierter gemeint ist, die von ihm selbst ganz überwiegend gebrauchte Form mit -ie- und einfachem t der Vorzug gegeben.

<sup>3</sup> Christoph Friedrich Gayler: Historische Denkwürdigkeiten der ehemaligen freien Reichsstadt izt Königlich Württembergischen Kreisstadt Reutlingen vom Ursprung bis zu Ende der Reformation 1577 [. . .], Bd. 1, Reutlingen 1840, S. 468–469.

eine knappe Würdigung.<sup>4</sup> Stadtarchivar Paul Schwarz schließlich erwähnte Hierter in seiner Auflistung der Reutlinger Bürgermeister.<sup>5</sup> Warum sich – trotz des von Gerd Wunder schon vor bald 40 Jahren formulierten Desiderats<sup>6</sup> – bislang niemand in umfassenderer Weise mit dem Mann beschäftigt hat, mag in der schwierigen Quellenlage begründet sein. Nur wenig biographisches Material liegt aus seiner Heimatstadt vor, mit der er bis zu seinem Tod verbunden blieb. Der Niederschlag seiner juristischen Tätigkeit wiederum ist praktisch auf alle großen Archive Deutschlands und darüber hinaus zerstreut. Erst mit der über Jahrzehnte systematisch erfolgten Erschließung der Reichskammergerichtsakten und durch die intensive Beschäftigung vor allem von Rechtshistorikern mit den Religionsprozessen der Reformationszeit wurden die Umrisse von Hierters Tätigkeit als Prokurator am Reichskammergericht deutlicher.<sup>7</sup> Ein weiterer Baustein liegt nun mit den online verfügbaren „Reutlinger Reformationsakten“<sup>8</sup> vor, die großenteils im reichsstädtischen Bestand B 201 des Hauptstaatsarchivs Stuttgart liegen. Die Beschäftigung mit diesem Quellenkorpus wurde zum Anlass dieses Beitrages.

## Frühe Jahre und Bildungsgang

Wann Ludwig Hierter geboren wurde, lässt sich lediglich aus seinem Studienbeginn in Tübingen 1513 erschließen. Da man damals üblicherweise mit etwa 14 Jahren an eine Hohe Schule ging, dürfte Hierter um 1498/99 geboren sein. Er war damit wenige Jahre jünger als der Reutlinger Reformator Matthäus Alber (1495–1570) und ungefähr so alt wie der Haller Reformator Johannes Brenz (ca. 1499–1570), mit dem er bekannt war. Ein Altersgenosse war auch der ebenfalls der Reformation zugewandte Reutlinger Stadtschreiber Benedict Gretzinger (1500–1572), der wie Hierter Rechte studierte.

Die Reutlinger Hierter waren eine alteingesessene zünftische Handwerkerfamilie, die seit den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts in den Quellen des Stadtarchivs zu belegen sind.<sup>9</sup> Unter den Gerbern, Seilern und Papier-

<sup>4</sup> Beschreibung des Oberamts Reutlingen, Stuttgart 1893, Teil 1, S. 484; Theodor Schön: Reutlinger Patrizier- und Bürgergeschlechter bis zur Reformation, in: RGB 5 (1894), S. 12–13.

<sup>5</sup> Paul Schwarz: Reutlinger Bürgermeister, in: RGB NF 5 (1967), S. 15.

<sup>6</sup> Gerd Wunder: Jos Weiß. Reutlingens Reformationsbürgermeister, in: RGB NF 18 (1979), S. 49.

<sup>7</sup> Ein Kurzbiogramm Hierters bei Anette Baumann: Die Prokuratoren am Reichskammergericht in den ersten Jahrzehnten seines Bestehens, in: Das Reichskammergericht. Der Weg zu seiner Gründung und die ersten Jahrzehnte seines Wirkens (1451–1527), hrsg. von Bernhard Diestelkamp (Quellen und Forschungen zur höchsten Gerichtsbarkeit im Alten Reich, Bd. 45), Weimar u. a. 2003, S. 192.

<sup>8</sup> URL: [www.reutlinger-reformationsakten.findbuch.net](http://www.reutlinger-reformationsakten.findbuch.net) (13. 12. 2016).

<sup>9</sup> T. Schön: Patrizier- und Bürgergeschlechter (wie Anm. 4).



Wachssiegel des Reutlinger Richters Hans Hürter, 1511. Gut erkennbar ist das Siegelbild der Familie, ein Vogelfuß.



Siegel des Reichskammergerichtssessors Wolfgang Adolph Hürter, laut Umschrift „I[uris] U[triusque] Do[ctor]“, 1564. Im Siegelbild ein Vollwappen mit dem Hierter-Schild und Helmzier.

machern dieses Namens waren immer wieder Zunftmeister, Richter und andere Träger öffentlicher Ämter. Insbesondere der Gerber Hans Hurter, der 1499 von Kaiser Maximilian I. mit einem Fischwasser bei Kirchentellinsfurt belehnt wurde,<sup>10</sup> scheint von einigem Einfluss gewesen zu sein, denn er wurde häufiger als Zeuge und Siegler bei Beurkundungen herangezogen. Durch ihn kennen wir auch das Wappenbild der Familie, einen Vogelfuß.<sup>11</sup>

Ohne dass ein eigentlicher Beleg dafür vorliegt, wird vermutet, dass Ludwig der Sohn des 1509 genannten Papiermachers und Bürgermeisters Jakob Hirten/Hurter war.<sup>12</sup> Diesem Zweig der Familie ist wohl ein gewisser Wohlstand zuzutrauen, so dass der Sohn auf eine Universität geschickt werden konnte.

<sup>10</sup> StadtA Rt., A 2 Nr. 1876.

<sup>11</sup> Schön hielt es in der OAB Reutlingen (wie Anm. 4) für einen Adlerfuß, eine Nachzeichnung findet sich bei dems.: Patrizier- und Bürgergeschlechter (wie Anm. 4); Siegelabdrücke haben sich erhalten u. a. an StadtA Rt. A 2 Nr. 357 und 1886. Aus dem Siegelbild Wolfgang Adolph Hierters von 1564 (an StadtA Rt., A 2 Nr. 1289) ergibt sich jedoch unzweideutig, dass es sich um einen Schwimmvogel handelt. Das Wappen könnte somit mit dem Familiennamen in Verbindung stehen, der sich dann vom Beruf des (Gänse-?)Hirten ableiten ließe. Vergleichbare Wappenbilder bei Otfried Neubecker: Großes Wappen-Bilder-Lexikon der bürgerlichen Geschlechter Deutschlands, Österreichs und der Schweiz, Augsburg 1997, S. 412–413.

<sup>12</sup> P. Schwarz, Bürgermeister (wie Anm. 5). Zu dem Papiermacher zuletzt: Erwin Frauenknecht: Spurensuche in Papier. Reutlinger Papiermacher und ihre Wasserzeichen, in: RGB NF 53 (2014), S. 66.

Die Bildungsvoraussetzungen dafür dürfte er sich ebenso wie Matthäus Alber und Benedict Gretzinger an der Reutlinger Lateinschule erworben haben.

Erstmals können wir Hierter in der Matrikel der Universität Tübingen fassen.<sup>13</sup> Am 27. November 1513 schrieb er sich zusammen mit zwei weiteren Reutlingern, Johannes Dolearius (latein. für Fassmacher, Küfer) und Jerg Müller, ein. Allerdings blieb Hierter nicht lange an der württembergischen Universität. Bereits im Mai des folgenden Jahres begegnet er uns in Heidelberg. Dort absolvierte er zunächst das übliche Grundstudium der Artes, um dann nach dem Erwerb des Magistergrads in eine der höheren Fakultäten überzuwechseln. Es fällt auf und fügt den oben angestellten Überlegungen zu Hierters Abkunft ein Fragezeichen an, dass er bei der Ablegung des Examens als „pauper“ (arm) vermerkt und von den Prüfungsgebühren befreit blieb.<sup>14</sup>

Mit Blick auf sein späteres Eintreten für die protestantische Sache ist es ein ansprechender, wenn auch – anders als bei seinen schwäbischen Landsleuten Johannes Brenz und Martin Frecht – kaum belegbarer Gedanke, dass der junge Student Luthers berühmter, gerade für Süddeutschland wirkungsmächtigen Heidelberger Disputation am 26. April 1518 in den Räumen der Artistenfakultät beigewohnt hatte.<sup>15</sup> Sicherlich jedoch blieben ihm die Thesen des Wittenberger Reformators nicht verborgen, die schnell durch den Druck eine weite Verbreitung fanden.

Wie sein Altersgenosse Benedict Gretzinger<sup>16</sup> in Tübingen begann auch Hierter nach der Magisterpromotion das Studium der Rechte, ein Hinweis auf das gewachsene Interesse, auch auf den Bedarf an juristischem Sachverstand in den Reichsstädten an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit. Hierter war dabei alles andere als ein ‚Bummelstudent‘; in kurzer Zeit erlangte er das juristische Bakkalaureat, 1523 bereits das Lizenziat beider Rechte, d. h. des Römischen und des Kirchenrechts.<sup>17</sup> Hierter erhielt diese *licentiam in utroque iure*

<sup>13</sup> RGB 1 (1890), S. 86 sowie Die Matrikeln der Universität Tübingen, hrsg. von Heinrich Hermalink, Bd. 1, Stuttgart 1906, S. 198.

<sup>14</sup> Zusammenfassend: Repertorium Academicum Germanicum unter der URL: <http://www.rag-online.org/gelehrter/id/1985874576> (16. 12. 2016).

<sup>15</sup> Heinz Scheible: Die Universität Heidelberg und Luthers Disputation, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins NF 92 (1983), S. 309–329; Karl-Heinz zur Mühlen: Die Heidelberger Disputation Martin Luthers vom 26. April 1518. Programm und Wirkung, in: Semper Apertus. 600 Jahre Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg 1386–1986, hrsg. von Wilhelm Doerr, Bd. 1, Heidelberg 1985, S. 188–212; Thomas Kaufmann: Geschichte der Reformation, Frankfurt 2009, S. 216–219.

<sup>16</sup> Zu diesem vgl. Franz Votteler: Benedikt Gretzinger, der Stadtschreiber von Reutlingen, in: RGB 6 (1895), S. 33–36; Gerhart Burger: Die südwestdeutschen Stadtschreiber im Mittelalter (Beiträge zur schwäbischen Geschichte, Bd. 1–5), Böblingen 1960, S. 308.

<sup>17</sup> Zum juristischen Bildungsgang vgl. Karl-Konrad Finke: Die Tübinger Juristenfakultät 1477–1534. Rechtslehrer und Rechtsunterricht von der Gründung der Universität bis zur Einführung der Reformation (Contubernium, Bd. 2), Tübingen 1972, S. 67. Demnach schaffte Hierter das Jurastudium in vier statt in den zumindest in Tübingen vorgesehenen fünf Jahren. Die Tübinger Verhältnisse dürften auf Heidelberg übertragbar sein.

unter dem Dekanat Adam Werner von Themars (1470–1537), dem bedeutenden Heidelberger Rechtslehrer, Humanisten und Dichter.<sup>18</sup> Es fällt auf, dass Hierter damals bereits in Amt und Würden war. Schon am 12. Juni 1523 war er am Bamberger Bischofshof als Richter (Offizial) unter dem Domdekan Sebastian von Künsberg vereidigt worden.<sup>19</sup> Zusammen mit der verhältnismäßig kurzen Studienzeit verstärkt dies den schon gewonnenen Eindruck materiell eher begrenzter Verhältnisse, die eine rasche Erlangung von Lohn und Brot erforderten. Ein juristisches Amt in seiner Heimatstadt, sei es als Stadtschreiber oder als Syndikus, scheint Hierter nie angestrebt zu haben.

Die Verhältnisse in Bamberg<sup>20</sup> sahen für den Offizial, und hier unterschied sich das Bistum nach der eingehenden Untersuchung Heinrich Straubs „grundsätzlich von dem in anderen Diözesen zur gleichen Zeit üblichen“, <sup>21</sup> eine sehr enge Bindung an den Domdekan vor, in dessen Händen das Richteramt lag.<sup>22</sup> Der Domdekan selbst übte, so Straub, „die richterliche Gewalt für das ganze Bistum [aus], die andernorts der vom Bischof eingesetzte beamtete Offizial auszuüben pflegte.“ Die Spielräume waren für den angehenden Juristen also geringer als anderswo. Lange war Hierter dort auch nicht tätig. Die Heidelberger Matrikel führt ihn bei seiner Promotion zum Lizenziaten im August 1523 noch als *officialis Bambergensis*,<sup>23</sup> bereits im September treffen wir ihn aber als Prokurator am Reichskammergericht an,<sup>24</sup> das damals seinen Sitz in Nürnberg hatte.

## Das Kaiserliche Reichskammergericht

Das Reichskammergericht<sup>25</sup> ist am Ende des Mittelalters als eigenständiges oberstes Gericht im Reich neben dem kaiserlichen Hofgericht in den Worten

<sup>18</sup> Gustav Toepke (Bearb.): Die Matrikel der Universität Heidelberg, Teil 2, Heidelberg 1886, S. 537. Auffallend ist, dass die Doktorpromotion – wiederum aus finanziellen Gründen? – erst etliche Jahre später erfolgte, dazu unten, Anm. 39.

<sup>19</sup> Staatsarchiv Bamberg, Domkapitel, Rezessbücher Nr. 3, fol. 179 r–v. Der Verf. dankt Dr. Klaus Rupprecht, Bamberg, für den freundlichen Hinweis.

<sup>20</sup> Dieter Weiß (Bearb.): Das exemte Bistum Bamberg (Germania Sacra NF, Bd. 38.1), Berlin 2000.

<sup>21</sup> Heinrich Straub: Die geistliche Gerichtsbarkeit des Domdekans im alten Bistum Bamberg von den Anfängen bis zum Ende des 16. Jahrhunderts (Münchener theologische Studien, Bd. 3.9), München 1957, S. 135–143, hier S. 136.

<sup>22</sup> S. a. Ansgar Frenken: Bamberg, Domkapitel. Online unter der URL: <http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Bamberg,Domkapitel> (21. 08. 2016).

<sup>23</sup> G. Toepke (wie Anm. 18).

<sup>24</sup> [Konrad Braun]: Annotata de personis Iudicii Camerae Imperialis, a primo illius exordio, usque ad annum Domini M.D.L.VI., Ingolstadt 1557 (VD 16 Nr. B 7195).

<sup>25</sup> Nach wie vor grundlegend: Rudolf Smend: Das Reichskammergericht (Quellen und Studien zur Verfassungsgeschichte des Deutschen Reiches in Mittelalter und Neuzeit, Bd. 4.3), Weimar 1911; zudem Friedrich Battenberg: Reichskammergericht, in: Lexikon des Mittelalters,

von Volker Press aus dem „Tauziehen zwischen Kaiser und Reich“ entstanden und erhielt auf dem Wormser Reichstag 1495 seine erste Ordnung. An der Spitze stand ein vom Kaiser eingesetzter hochadeliger Präsident, der Kammerrichter, der weitere, Assessoren genannte Richter an seiner Seite hatte. Nach der 1495 erlassenen Ordnung sollte die Hälfte der Assessoren dem Ritter-, die andere Hälfte dem Gelehrtenstand entnommen werden, wobei zusehends immer mehr der adeligen Richter ebenfalls eine juristische Bildung mitbrachten. Das Gericht war zuständig für alle reichsunmittelbaren Stände, also etwa für die Reichsstädte und die im Südwesten so zahlreich vertretenen eigenständigen geistlichen und ritterschaftlichen Herren. Zudem konnte in gewissen Fällen an das Gericht appelliert werden, etwa nach Urteilen reichsstädtischer Stadtgerichte oder dem Rottweiler Hofgericht.

Heute verbinden sich in erster Linie die Städte Speyer und Wetzlar mit dieser Institution. Allerdings gab es ursprünglich keineswegs eine Festlegung auf einen permanenten Gerichtsort.<sup>26</sup> Über die ersten Jahre hinweg ist es an unterschiedlichen Orten anzutreffen, um dann dem 1521 eingerichteten Reichsregiment zunächst nach Nürnberg, 1524 nach Esslingen zu folgen. Erst 1526/27 fand es in Speyer eine dauerhafte Bleibe, der erst die Eroberung der Stadt durch französische Truppen 1688 ein Ende setzte.

Obwohl vor Gericht kein Anwaltszwang herrschte, war es doch üblich, dass sich die Parteien, allein schon aus räumlichen und zeitlichen Gründen, durch Anwälte vertreten ließen.<sup>27</sup> Die anwaltlichen Vertreter waren beim Reichskammergericht speziell zugelassen. Grundsätzlich wurde zwischen Advokaten und Prokuratoren unterschieden, wobei die Advokaten außergerichtlich beraten und Schriftsätze verfassen konnten, allein die Prokuratoren aber als Bevollmächtigte einer Prozesspartei berechtigt waren, bei Gericht Erklärungen abzugeben und Schriftsätze einzureichen. Gerade im 16. Jahr-

---

Bd. 7, Sp. 626; Sönke Lorenz: Das Reichskammergericht [...], in: ZWLG 43 (1984), S. 175–203; Volker Press: Das Reichskammergericht in der deutschen Geschichte (Schriftenreihe der Gesellschaft für Reichskammergerichtsforschung, Bd. 3), Wetzlar <sup>2</sup>1987; instruktiv das Vorwort in Teil 1 (A–D) von: Akten des Reichskammergerichts im Hauptstaatsarchiv Stuttgart, bearb. von Alexander Brunotte und Raimund J. Weber (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg, Bd. 46.1), Stuttgart 1993.

<sup>26</sup> Jost Hausmann: Die wechselnden Residenzen des Reichskammergerichts bis Speyer, in: Das Reichskammergericht (wie Anm. 7), S. 145–159. Zu Speyer vgl. jetzt den Band Speyer als Hauptstadt des Reichs. Politik und Justiz zwischen Reich und Territorium im 16. und 17. Jahrhundert, hrsg. von Anette Baumann und Joachim Kemper (Bibliothek Altes Reich, Bd. 20), Berlin–Boston 2016.

<sup>27</sup> Zum Folgenden vgl. R. Smend, Reichskammergericht (wie Anm. 25), S. 341–358; Jürgen Weitzel: Anwälte am Reichskammergericht, in: Geschichte der Zentraljustiz in Mitteleuropa. Festschrift für Bernhard Diestelkamp zum 65. Geburtstag, hrsg. von Friedrich Battenberg und Filippo Ranieri, Weimar u. a. 1994, S. 253–269; Anette Baumann: Advokaten und Prokuratoren am Reichskammergericht in Speyer (1526–1590): Berufswege in der Frühen Neuzeit, in: Zeitschrift für Rechtsgeschichte, Germanist. Abt. 117 (2000), S. 550–563; dies.: Prokuratoren (wie Anm. 7), S. 161–196.



Ansicht Speyers von der Rheinseite. Holzschnitt von Hans Franck, um 1550. Das seit 1527 in der Stadt ansässige Reichskammergericht verfügte über ein Gerichtsgebäude im sogenannten Ratshof unweit des Doms (auf der Abbildung nicht erkennbar).

hundert finden sich unter den Prokuratoren bedeutende Juristen, die nach ihrer Anwaltstätigkeit nicht selten in den Dienst von Fürsten oder Städten traten. Regelmäßig hatten sie den Grad eines Doktors oder Lizenziaten der Rechte. Es lag nahe, dass Körperschaften oder Staatswesen, die immer wieder Prozesse zu führen hatten, über feste Prokuratoren mit mehrjährigen Anstellungen verfügten. Der Schwäbische Bund unterhielt ab 1500 einen ständigen Prokurator,<sup>28</sup> die 1531 im Schmalkaldischen Bund zusammengeschlossenen protestantischen Stände im Reich hatten gar zwei. Während der Großteil der Prokuratoren diesem Bekenntnis anhängen, blieben Vorsitz und Assessorenstellen am Reichskammergericht überwiegend in katholischer Hand. Konfessionelle Gründe sorgten 1524 auch dafür, dass das Gericht von Nürnberg ins damals noch altgläubige Esslingen umzog.<sup>29</sup> Anette Baumann wertet die Reformationszeit, insbesondere die frühen 1520er-Jahre, als Umbruchphase am höchsten Gericht, während der ein großer Teil der Prokuratoren ausgetauscht wurde, die nun mitunter auch sehr lange in diesem Amt blieben oder gar eine „Lebensstellung“ erlangten.<sup>30</sup>

Einer dieser Neuen war Ludwig Hierter, der zunächst lediglich als Stellvertreter (Substitut) des 1522–1526 am Kammergericht wirkenden Prokuratoren Dr. Johann Hepstein<sup>31</sup> wirkte. Er erscheint erstmals in einem recht langwierigen Verfahren wegen Ansprüchen an die Frankfurter Gastwirtswitwe Elsa Kolerin im September 1523, für die Hierter nach den Notizen des Kammer-

<sup>28</sup> R. Smend, Reichskammergericht (wie Anm. 25), S. 355.

<sup>29</sup> R. Smend, Reichskammergericht (wie Anm. 25), S. 126.

<sup>30</sup> A. Baumann, Prokuratoren (wie Anm. 7), S. 187, 190–191.

<sup>31</sup> A. Baumann, Prokuratoren (wie Anm. 7), S. 190.

richters Mathias Alber (vielleicht aus taktischen Gründen?) nicht die schmeichelhaftesten Worte fand.<sup>32</sup> Doch schon im folgenden Jahr sind Prozesse mit Hierters Beteiligung in dichter Folge nachweisbar, in denen er offenbar eigenständig die anwaltliche Vertretung ausübte.<sup>33</sup> Über den Alltag am Reichskammergericht geben die Erinnerungen des schwäbischen Assessors Wilhelm Werner von Zimmern (1485–1575) farbige Einblicke. Ohne dass er Hierter namentlich erwähnt, kannte er den Prokurator zweifelsohne. Begegnungen gab es dabei nicht nur vor Gericht: Bei jener denkwürdigen Festlichkeit im Haus des Kammerrichters Pfalzgraf Johann von Simmern (1492–1557), bei der versucht wurde, Wilhelm Werner ein Kind anzuhängen, waren ausdrücklich Advokaten und Prokuratoren mit eingeladen.<sup>34</sup>

### Diplomatisches Wirken Hierters

Speyer war nicht nur als Sitz des Reichskammergerichts zu einem „Zentralort des Reiches“<sup>35</sup> geworden, sondern 1526 und 1529 auch Schauplatz von überaus wichtigen Reichstagen. Der Reichstag der Speyerer Protestation 1529, der sich auch Reutlingen angeschlossen hatte, zeigte Ludwig Hierter in diplomatischer Funktion. Der Prokurator fungierte zusammen mit dem – lutherischen – Grafen Albrecht von Mansfeld als Botschafter des Bischofs von Paderborn und Osnabrück, Graf Erich II. von Braunschweig-Grubenhagen (um 1482–1532).<sup>36</sup> Die Akten belegen hinlänglich, dass sich die bischöflichen Botschafter in den Ausschussverhandlungen im April 1529 unzweideutig auf die Seite der protestierenden Stände schlugen.<sup>37</sup>

<sup>32</sup> Steffen Wunderlich: Das Protokollbuch von Mathias Alber (Quellen und Forschungen zur höchsten Gerichtsbarkeit im Alten Reich, Bd. 58), Weimar u. a. 2011, S. 1154 (Reg. 65).

<sup>33</sup> Noch als Substitut im Verfahren der Amalia von Helmstatt 1524, Bayerisches HStA München, Reichskammergericht Bd. 9, Nr. 3670. Eigenständige Fälle 1524 etwa HStAS C 3 Nr. 64 und 97.

<sup>34</sup> Zimmerische Chronik, hrsg. von Karl August Barack, Bd. 3, Freiburg-Tübingen <sup>2</sup>1881, S. 195.

<sup>35</sup> Siegrid Westphal: Speyer als Zentralort des Reiches: Methodische Überlegungen, in: Speyer als Hauptstadt des Reiches (wie Anm. 26), S. 11–22.

<sup>36</sup> J. Ney (wie Anm. 1), S. 72. Zu diesem 1532 auch für den Münsteraner Bischofsstuhl erwählten Kirchenfürsten und dessen schillernder Politik in der Reformationszeit vgl. Bistum Münster, bearb. von Wilhelm Kohl (Germania Sacra NF, Bd. 37.3), Berlin 2003, S. 547–551, online unter der URL: <http://personendatenbank.germania-sacra.de/index/gsn/051-00618-001> (26. 12. 2016).

<sup>37</sup> Sichtbar etwa bei den Ausschussverhandlungen am 12. 4. 1529, als unter Führung des sächsischen Kanzlers die protestierenden Stände, und darunter eben auch für den Bischof von Paderborn und Osnabrück dessen Botschafter, gegenüber den Städten ihre von der Mehrheit abweichende Position darlegten, vgl. J. Ney (wie Anm. 1), S. 184, 187, 231. Die Windsheimer Überlieferung führt den Bischof gar unter den protestierenden Fürsten auf, vgl. Deutsche Reichstagsakten. Jüngere Reihe, Bd. 7.1, bearb. von Johannes Kühn, Stuttgart 1935, S. 777.

Das hab ich als b. t. c. v. v. d. m. mit allen gutt,  
 v. d. g. l. f. t. aufzuziehen mit solten v. d. m. l. f. t. d. m. t.  
 b. c. v. d. m. allzeit g. f. o. n. s. a. m. v. d. m. l. f. t. d. m. t.  
 Speyer. am 10. Aprilis anno c. 37.

Ludwig Hierter  
 Doctor

„Ludwig Hierter Doctor“ – aus der Unterschrift des Anwalts (1537) spricht der Stolz auf den erreichten akademischen Grad.

Es liegen zwar keine expliziten Quellenhinweise auf Kontakte Hierters zum Reutlinger Gesandten Jos Weiß während des Speyerer Reichstages vor. Doch würde es fast verwundern, wenn sich die beiden Reutlinger dort nicht ausgetauscht hätten, zumal Hierter damals auch in Angelegenheiten der Stadt Reutlingen am Kammergericht tätig war.<sup>38</sup>

Es wirkt fast ein wenig programmatisch, wenn Hierter am 20. April 1529, einen Tag also nach der berühmten Speyerer Protestation, in der Heidelberger Heiligeistkirche zusammen mit weiteren fünf Lizenziaten feierlich zum Doktor der Rechte promoviert wurde.<sup>39</sup> Fortan unterschrieb er seine Briefe nicht ohne Stolz mit „Ludwig Hierter Doctor“. Sein Eintreten für die Sache des Protestantismus sollte sich bald erweisen.

Der Reichstag von Speyer hatte nicht nur den offenen Dissens zwischen der altgläubigen Mehrheit der Reichsstände und der protestierenden Minderheit zum Ergebnis. Wenige Tage später wurde – mit Zustimmung der Protestanten – ein unerbittliches Mandat gegen die Täufer im Reich erlassen. In dieser „Hochzeit in der Geschichte der Verfolgung der Täufer“<sup>40</sup> fiel Hierter, darauf hat Astrid von Schlachta unlängst hingewiesen, durch eine besonnene Position auf. Der Rechtsgelehrte war zusammen mit dem pfälzischen Kanzler Lorenz von Venningen als Gutachter in dem aufsehenerregenden Verfahren

<sup>38</sup> In einem Verfahren gegen das Kloster Zwiefalten wegen eines Novalzehnten, HStAS C 3 Nr. 3468.

<sup>39</sup> G. Toepke (wie Anm. 18), S. 538.

<sup>40</sup> T. Kaufmann (wie Anm. 15), S. 557.

gegen Wiedertäufer im kurpfälzischen Alzey geladen worden.<sup>41</sup> Anders als der pfälzische Kanzler plädierte Hierter nicht für ein (leibliches) Todesurteil, sondern brachte stattdessen den „bürgerlichen“ Tod als eine mögliche Auslegung des an sich unzweideutigen Täufermandats ins Gespräch. Vor diesem Hintergrund ist es auch interessant zu sehen, dass Jahre später die in Worms versammelten Städte gerade Hierter beauftragten, als sie sich gegen das von Karl V. und anderen Ständen geforderte radikale Vorgehen gegen die Täufer in Münster wandten.<sup>42</sup>

Diese Eingebundenheit in politische Strömungen der Zeit, die sich hier nur an wenigen Beispielen andeuten, zieht sich fast wie ein roter Faden durch die Speyerer Jahre des Reutlinger Prokurators. Sein Kerngeschäft war aber die Vertretung von Parteien vor dem Reichskammergericht, die nun im Mittelpunkt stehen soll.

### Prozesstätigkeit am Reichskammergericht

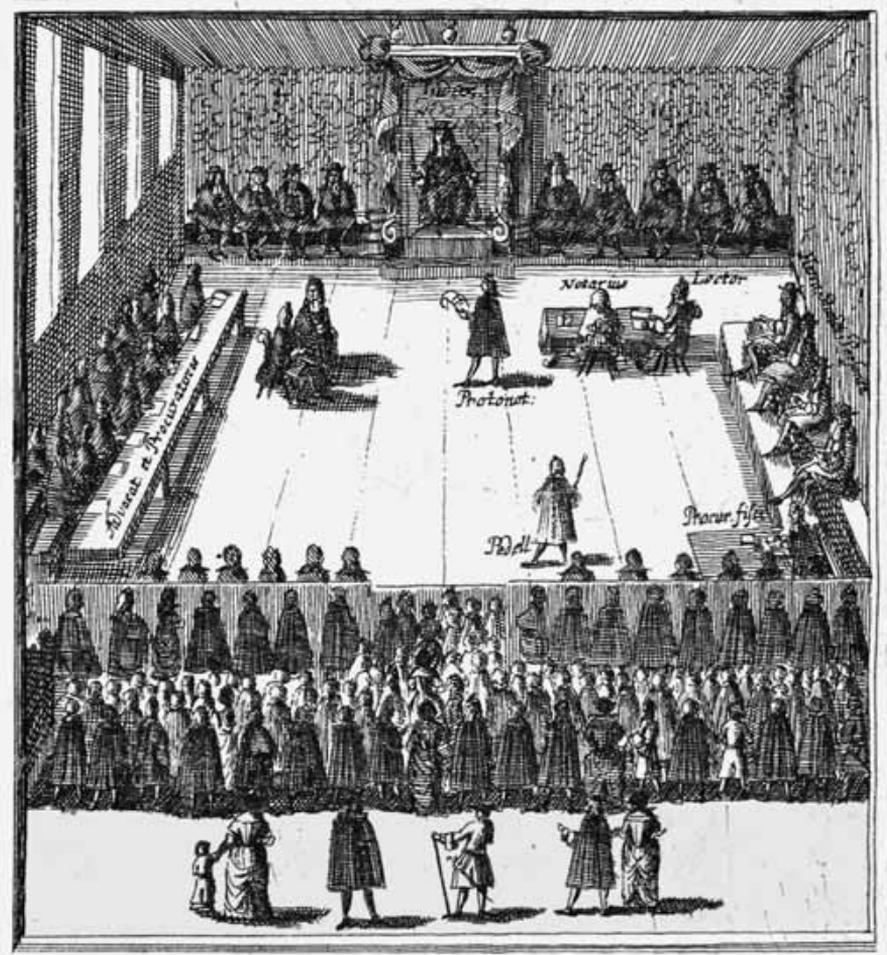
Neben den herausragenden und später noch zu behandelnden Religionsprozessen wird exemplarisch anhand der im Bestand C 3 (Reichskammergericht) des Hauptstaatsarchivs Stuttgart dokumentierten Verfahren<sup>43</sup> Hierters anwaltliche Arbeit näher in Augenschein genommen. Es handelt sich um solche Prozesse, bei denen die Kläger im Gebiet des späteren Königreichs Württemberg lebten.<sup>44</sup> Abgesehen von der räumlichen Nähe zu Hierters Herkunft erschien dieses Sample besonders aussagekräftig, da der deutsche Südwesten bekanntermaßen von einer Vielzahl kleinräumiger, reichsunmittelbarer Herrschaften durchwirkt war, die ein Gutteil der Prozessparteien des Reichskammergerichts ausmachten. Zwischen 1524 und 1539 (aus dem Jahr 1523 ist hier kein Prozess nachzuweisen) war Ludwig Hierter an 115 Verfahren als Prokurator oder – seltener – als Intestat beteiligt. Die Verfahren im Einzelnen vorzustellen, ist an dieser Stelle nicht möglich, zeigen sich doch

<sup>41</sup> Astrid von Schlachta: Der Reichsabschied von Speyer 1529. Von den Schwierigkeiten anti-täuferische Normen durchzusetzen, in: Kirche und Politik am Oberrhein im 16. Jahrhundert. Reformation und Macht im Südwesten des Reiches, hrsg. von Ulrich A. Wien und Volker Leppin, (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation, Bd. 89), Tübingen 2015, S. 430–431. Zu den Täuferprozessen vgl. Christian Hege: Die Täufer in der Kurpfalz. Ein Beitrag zur badisch-pfälzischen Reformationsgeschichte, Frankfurt 1908, S. 51–59.

<sup>42</sup> Georg Schmidt: Der Städtetag in der Reichsverfassung. Eine Untersuchung zur korporativen Politik der Freien und Reichsstädte in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts (Veröffentlichungen des Instituts für europäische Geschichte, Abt. Universalgeschichte, Bd. 113), Stuttgart 1984, S. 325–326.

<sup>43</sup> Akten des Reichskammergerichts im Hauptstaatsarchiv Stuttgart (wie Anm. 25), 8 Bde., Stuttgart 1993–2008.

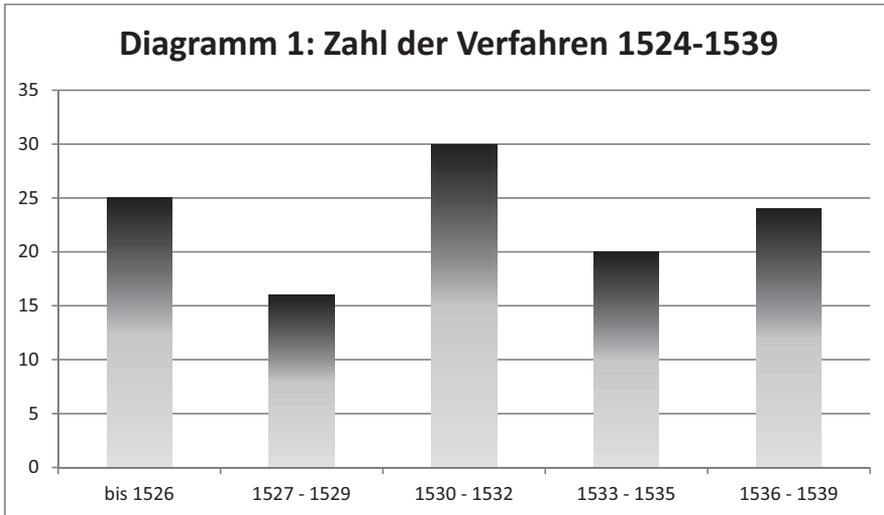
<sup>44</sup> Zur Archivfolge der Prozessakten vgl. S. Lorenz (wie Anm. 25), S. 199–200.



Blick in das Reichskammergericht während der letzten Speyerer Jahre. Auf dem erhöhten Sitz an der Saalwand der Kammerrichter, links und rechts die Assessoren. Linker Hand die Bank der Prokuratoren, ganz rechts vorne der kaiserliche Fiskal. Frontispiz aus: Wilhelm Roding, *Pandectae Camerales* (1688).

gewisse Muster in der zeitlichen Verteilung und ebenso hinsichtlich der Klientel des Reutlinger Prokurators.

Zunächst fällt auf, dass es in den Jahren 1527 bis 1529 und 1533 bis 1535 Rückgänge der Rechtsfälle gab, während in den ersten und den letzten Jahren von Hierters Tätigkeit am Reichskammergericht jeweils überdurchschnittliche Zahlen zu verzeichnen sind. In der mittleren Periode von 1530 bis 1532 wurde mit 30 Verfahren das Maximum erreicht (vgl. Diagramm 1). Nimmt



man auf der Basis von 115 Prozessen einen jährlichen Durchschnitt von 7,6 Verfahren – wohlgermerkt immer bezogen auf die Stuttgarter Akten –, so stellt sich die Frage nach den Gründen der unterdurchschnittlichen Jahre 1527 bis 1529 und 1534 bis 1536.

Zunächst fällt auf, dass der Weggang des Reichskammergerichts von Esslingen nach Speyer 1526/27 mit einem deutlichen Rückgang der Verfahren zusammenfällt, an denen Hierter beteiligt war. Der zweite, gegenüber der Vorperiode nicht minder starke „Einbruch“, das wird noch zu zeigen sein, fällt mit einer Zuspitzung der Religionsprozesse am Reichskammergericht zusammen, die eine zeitweilige Flucht Hierters aus Speyer nach sich zog.

Doch bleiben wir beim ersten Rückgang. Betrachten wir Hierters Klientel in den frühen Jahren, so wird vor allem die überragende Rolle der Reichsstadt Esslingen und deren Bürger deutlich, damals eben Sitz des Reichskammergerichts. Mit dem einflussreichen Esslinger Stadtschreiber Johann Machtolf<sup>45</sup> scheint Hierter auf vertrautem Fuß gestanden zu sein.<sup>46</sup> Aus Esslingen stammen über die gesamte Periode bis 1530 allein 24 Mandanten (Bürger und Stadtgemeinde zusammen), während zu Hierters Heimatstadt Reutlingen weniger als zehn Verfahren zusammenkommen. In diese Zeit fiel auch die Wahrnehmung der Interessen der Eltern des Haller Reformators Johannes Brenz, dem Hierter wohl von seiner Heidelberger Studienzeit her freund-

<sup>45</sup> G. Burger (wie Anm. 16), S. 30, 273–274.

<sup>46</sup> 1531 bezeichnet er ihn als meinem „insondern gunstigen, lieben herrn vnnd Freundt“, vgl. Helmuth Krabbe, Hans-Christoph Rublack: Akten zur Esslinger Reformationsgeschichte (Esslinger Studien. Schriftenreihe, Bd. 5), Esslingen 1981, Nr. 132 (S. 149–150).

schaftlich verbunden war. Brenz hatte den „außerordentlich rechtskundigen Reutlinger Kammergerichtsanwalt“ („consultissimo viro [...] rüttlingensi imperialis camerae oratori clarissimo“) in einem Brief vom 15. Mai 1526 gebeten, mitzuteilen, ob die „causa“ der Eltern in Weil der Stadt „perdita“ (verloren sei) oder „appellatum sit“ (in Berufung ginge). Bereits zwei Tage später versicherte Hierter, dass er die Angelegenheit nicht anders als mit höchstem Eifer betreiben werde („Ad haec ne [...] alium quam sedulum atque voluntarium diligentissimumque patronum et patris tui defensorem existimare velis“).<sup>47</sup>

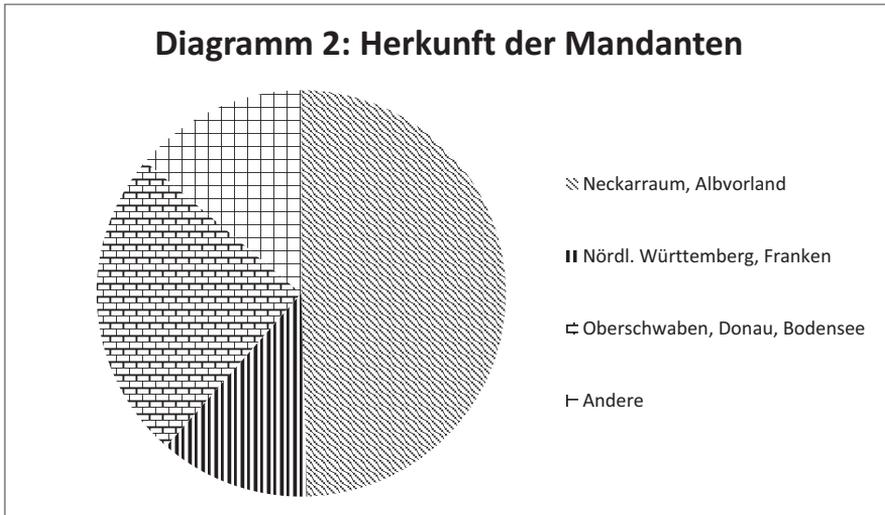
Nach 1526 übertreffen die Verfahren mit Esslinger Mandanten<sup>48</sup> quantitativ nicht mehr diejenigen aus anderen schwäbischen Reichsstädten. Hier finden sich Klienten in etwa gleichgewichtig verteilt aus Schwäbisch Gmünd, Schwäbisch Hall, Rothenburg, Reutlingen und Ulm. Stadtgemeinden, nicht nur reichs-, sondern in Einzelfällen auch landstädtische und mehr noch einzelne Bürgerinnen und Bürger machten den Löwenanteil von Hierters Kundschaft aus. Allein 46 Rechtsfälle von Bürgern können namhaft gemacht werden, hinzu kommen 35 Verfahren für städtische Körperschaften, Spitäler eingeschlossen. Dagegen fallen Verfahren für adelige (27) und kirchliche Mandanten (5) deutlich zurück. Letzteres verwundert angesichts der protestantischen Glaubensüberzeugung Hierters wenig. Am Rande sei vermerkt, dass Hierter zumindest in einem Fall auch als Anwalt einer bäuerlichen Gemeinde zu Zeiten des Bauernkriegs in Erscheinung trat.<sup>49</sup>

Regional lässt sich wiederum ein klarer Schwerpunkt ausmachen: Herkunftsorte des Neckarraums und des Albvorlands überwiegen mit der Hälfte aller Fälle, gefolgt vom (württembergischen) Donauland und Oberschwaben. Eine geringe Rolle spielen die nördlichen Regionen des Königreichs.

<sup>47</sup> Julius Hartmann; Karl Jäger: Johann Brenz. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen, Bd. 1, Hamburg 1840, S. 364, 429–430. Jetzt: Johannes Brenz. Frühschriften, Teil 2, hrsg. von Martin Brecht; Gerhard Schäfer; Frieda Wolf, Tübingen 1974, S. 196–197 sowie ebd. S. 188 ff. In der älteren Literatur (etwa Adolf Rentschler: Zur Familiengeschichte des Reformators Johannes Brenz, Tübingen 1921, S. 20, 30) wird vermutet, dass es sich um eine Anklage der statthalterlichen Regierung wegen der reformationsfreundlichen Einstellung von Brenz' Vater Martin Heß vor dem Reichskammergericht gehandelt habe. Nach Wolfgang Schütz: Weil der Stadt und Johannes Brenz, in: Heimatverein Weil der Stadt. Berichte und Mitteilungen 48 (1999/2000), S. 4 soll diese Klage erst 1531 angestrengt worden sein. Weder das eine noch das andere findet zumindest in der Stuttgarter Überlieferung des Bestands C 3 eine Bestätigung. Hier erscheint Heß lediglich als Zeuge in einem Erbstreit 1537 (HStAS C 3 Nr. 4709). Nach der freundlichen Auskunft des Hauptstaatsarchivs Stuttgart vom 17. 1. 2017 ergibt sich auch aus den Akten des Rottweiler Hofgerichts kein entsprechender Nachweis. Mit Rentschler allerdings gehe ich davon aus, dass Hierter in seinem Brief an Brenz mit „Ludovicum fratrem tuum“ von sich selbst in der dritten Person redet und nicht von einem – sonst nicht weiter bekannten – leiblichen Bruder Johannes Brenz'.

<sup>48</sup> Zu Hierters Tätigkeit für Esslingen in den Religionsprozessen siehe unten.

<sup>49</sup> Im Verfahren von Stühlinger Bauern gegen den Grafen von Lupfen vor dem Reichskammergericht in Esslingen, 1525, vgl. Hirito Oka: Der Bauernkrieg in der Landgrafschaft Stühlingen und seine Vorgeschichte seit der Mitte des 15. Jahrhunderts, Diss. Konstanz 1995, S. 262.



Kann man daraus valide Schlüsse ziehen? Sicherlich ist Vorsicht geboten, solange keine Daten aus einem anderen, mit dem Stuttgarter Aktenbestand vergleichbaren Sample vorliegen. Doch drängt sich anhand der hier vorliegenden Zahlen der Eindruck auf, dass sich der junge, von Nürnberg nach Esslingen gekommene Anwalt mit Hilfe einer lokalen, vor allem Esslinger Klientel schnell etabliert hatte. In späteren Jahren dann, inzwischen mit einem entsprechenden Ruf versehen, konnte er sich auf breiterer regionaler Basis eine Kundschaft aus den neckarschwäbischen Städten, zumal den Reichsstädten, erwerben.

Der Gegenstand der Prozesse betraf die gesamte Bandbreite der vors Reichskammergericht gebrachten Fälle: Erb- und Vermögensauseinandersetzungen ebenso wie Streitigkeiten wegen Hochgerichtsrechten und Landfrieden. Gegenüber Juden, das nur am Rande, zeigte sich Hierter indifferent. Sie zählten in zwei Fällen zu seinen Kunden, in ungefähr ebenso vielen Verfahren vertrat er Parteien gegen sie. An zwei Stellen trat er für der Hexerei verdächtige Frauen ein, 1530 für Margarethe Los aus Stuttgart, 1539 für Katharina Jäger aus Heppach.<sup>50</sup> Sicherlich lässt sich auch daraus keine grundlegende Einstellung Hierters gegenüber diesem gerade im 16. Jahrhundert grassierenden Phänomen entnehmen. In wenigen Fällen war Hierter auch selbst Partei, darunter in einem länger währenden Streit mit dem Diener eines Kollegen in Esslingen, Heinrich Lewesau von Rostock.<sup>51</sup> Dieser Diener namens Johann

<sup>50</sup> HStAS C 3 Nr. 2728 (dazu auch R. Raubenheimer (wie Anm. 74), S. 211–212) und Nr. 4815.

<sup>51</sup> HStAS C 3 Nr. 2611. S. a. Martin Armgart; Raimund J. Weber (Bearb.): Inventar der pfälzischen Reichskammergerichtsakten. Landesarchiv Speyer, Best. E 6, Bd. 1 (Veröffent-

Leuttold war 1525 mit Hieronymus Roth und Hierter außerhalb der Stadt aneinandergeraten und dabei, so jedenfalls die Klage Leuttolds, von Hierter an Leib und Leben bedroht worden. Dieses rasant eskalierte Streitgespräch dürfte sich aus einer schon im Vorjahr erhobenen Anklage Leuttolds gegen Hierter und einen Kollegen ergeben haben, wonach die beiden im Esslinger Gasthaus „Zum Bären“ ein Mordkomplott gegen Leuttold ausgeheckt haben sollen.<sup>52</sup> Die Sache wurde wohl nie richtig aufgeklärt, jedenfalls zog sie sich hin bis Jahre nach dem Umzug des Gerichts nach Speyer.

## Der Prozess gegen Matthäus Alber

Das für Reutlingen sicherlich wichtigste Verfahren, an dem Hierter beteiligt war, war der Rottweiler Hofgerichtsprozess sowie die anschließende Berufung (Appellation) an das Reichskammergericht nach der Achterklärung des Reutlinger Reformators. Das Verfahren ist durch die Alberbiographie Julius Hartmanns hinlänglich bekannt,<sup>53</sup> es wird hier also lediglich nach der Rolle Hierters zu fragen sein.

Das Urteil des Rottweiler Hofgerichts erging 1529 aufgrund einer Klage des Fiskals des Bischofs von Konstanz als zuständigem geistlichem Richter gegen eine ganze Reihe von Klerikern seiner Diözese – darunter Alber – wegen deren Verehelichung. Das Hofgericht sollte aus Sicht des Konstanzer Bischofs als weltlicher Arm für die Durchsetzung des vorausgegangenen Urteils des geistlichen Gerichts sorgen, die erstrebte Ächtung Albers war Folge der bereits im Mai 1529 erfolgten kirchlichen Exkommunikation. Hierter beriet zusammen mit Konrad von Schwabach die Stadtväter – ebenso wie das gleichermaßen betroffene Ulm<sup>54</sup> – bereits während des Rottweiler Verfahrens und er gewann schnell die Auffassung, dass gerade an Alber ein Exempel statuiert werden sollte, „dieweil dem Teufel und seinen verpflichteten Dienern keiner je so hart am Wege gelegen“.<sup>55</sup> Die beiden Prokuratoren gaben genaue Hinweise zum prozessualen Vorgehen sowie zu möglichen Reaktionen der

---

lichungen der Landesarchivverwaltung Rheinland-Pfalz, Bd. 111.1), Koblenz 2009, S. 284–285 (freundlicher Hinweis von Prof. Dr. Anette Baumann, Gießen).

<sup>52</sup> Ebd. Nr. 2610.

<sup>53</sup> Julius Hartmann: Matthäus Alber, der Reformator der Reichsstadt Reutlingen, Tübingen 1863, S. 81–91. Eine neuere Zusammenfassung des Verfahrens bei Siegfried Hermle: Matthäus Alber und die Reformation in Reutlingen, in: Württembergische Kirchengeschichte Online, 2016, URL: [www.wkgo.de/cms/article/index/matthus-alber-und-die-reformation-in-reutlingen](http://www.wkgo.de/cms/article/index/matthus-alber-und-die-reformation-in-reutlingen) (21. 12. 2016).

<sup>54</sup> StadtA Ulm, Findbuch A-Bestand, Nrn. 8996/24–28. 8996/29–30.

<sup>55</sup> J. Hartmann (wie Anm. 53), S. 85–86. Dort auch der Hinweis, dass Hierter ursprünglich selbst in Rottweil erscheinen sollte, sich aber in einem Brief vom 26. 12. 1529 „kranckait halber“ entschuldigte, vgl. StadtA Rt., A 1 Nr. 6395 (Vorlage: HStAS B 201 Bü 7).

Stadt auf ein drohendes ungünstiges Urteil.<sup>56</sup> Die Versuche jedoch, die Achterklärung wegen Nichtzuständigkeit aufgrund städtischer Immunitätsprivilegien abzuwenden, scheiterten. Somit schien eine Berufung an das Reichskammergericht der geeignete Weg. Sie wurde in Speyer 1530 zweifach, im Namen der Stadt und im Namen Matthäus Albers, vorgelegt.<sup>57</sup> Ein Erfolg blieb ihr jedoch versagt, im Dezember 1531 wurde die Appellation durch das Reichskammergericht zurückgewiesen.<sup>58</sup> Die weitere Auseinandersetzung um die Umsetzung des Rottweiler Urteils, die eine neuerliche Berufung an das Reichskammergericht zur Folge hatte, sollte sich über Jahre noch hinziehen, bis das Verfahren, dem allerdings durch den Nürnberger Anstand von 1532 und ein kaiserliches Mandat vom 8. September 1532 der Wind aus den Segeln genommen war,<sup>59</sup> schließlich im Sande verlief.

Hierter Rolle in dieser Sache war nicht allein die eines juristischen Ratgebers und Anwalts. Vielmehr erweist er sich als das entscheidende Scharnier, um das Verfahren zu einem „Religionsprozess“ zu machen, der nicht nur Reutlingen und Matthäus Alber, sondern die protestierenden Stände insgesamt anging. Hierter verfolgte diese Weiterung des Verfahrens unmittelbar, nachdem sich die Abweisung der Appellation in Speyer 1531 abgezeichnet hatte. Da das Kammergericht damit seiner Ansicht nach klar gegen den kaiserlichen Willen verstieß, „wider die protestierenden Stend[n]d nit zu procediren“, forderte er am 23. Dezember (der Gerichtsbeschluss datierte vom 22.12.<sup>60</sup>) in einem „eilend Schreiben“, dem er einen ausführlichen Verfahrensbericht beilegte, den in Frankfurt bei der Versammlung des Schmalkaldischen Bundes weilenden Reutlinger Bürgermeister Jos Weiß auf, die Sache der Bundesversammlung vorzulegen und zu einer gemeinsamen Angelegenheit der Schmalkaldener zu machen: „[...] so wollend höchsten fleis furnehm[en], auch rath vnd hilf anschreien, damit diese sach als ain gemeine sach further verdret[en] vnd notturfftig weg gesucht“.<sup>61</sup>

Dieses Ansinnen führte dann bei der folgenden Bundesversammlung in Schweinfurt im Frühjahr 1532 zu dem Beschluss, Hierter zusammen mit seinem Kollegen Johann Helfffmann mit der Beratung der Stadt Reutlingen zu

<sup>56</sup> Ein von beiden unterschriebenes ausführliches Gutachten in StadtA Rt. A 1 Nr. 6334 (Vorlage: HStAS B 201 Bü 11).

<sup>57</sup> Aus einem undatierten „Prozesskostenzettel“ erfahren wir die Notarskosten von Appellation und vorhergehender „Inhibition“ in Höhe von vier Gulden, StadtA Rt., A 1 Nr. 6464 (Vorlage: HStAS B 201 Bü 7).

<sup>58</sup> J. Hartmann (wie Anm. 53), S. 87 ff.; die Prozessakten: HStAS C 3 Nr. 67.

<sup>59</sup> StadtA Rt., A 1 Nr. 6534 (Vorlage: HStAS B 201 Bü 8).

<sup>60</sup> HStAS C 3 Nr. 67, Verfahrensübersicht.

<sup>61</sup> J. Hartmann (wie Anm. 53), S. 88, das Schreiben in HStAS B 201 Bü 7. Laut Rückvermerk wurde der Brief am 3. Januar des Folgejahres auch im Rat verlesen.

beauftragen.<sup>62</sup> Damit rückt Hierters Rolle als Anwalt der protestierenden Stände, mithin des protestantischen Deutschland in den Blickpunkt.

### Hierter als Anwalt der protestantischen Stände

Nach dem Speyerer Reichstag 1529 hatte auch der Augsburger 1530 keine Einigung in der Religionsfrage erbracht, im Gegenteil: Nach der brüskten Zurückweisung der *Confessio Augustana* durch den Kaiser und dem weitgehenden Auszug der protestierenden Stände aus der Versammlung wurden im Reichstagsschluss vom 19. November all jene als Landfriedensbrecher gehandelt, die der „alten wahren lange herbrachten Christlichen Glauben und Religion“ zuwider handelten.<sup>63</sup> Ein bereits zuvor schon gebräuchliches Instrument zur Verfolgung von Verstößen gegen die alte kirchliche Ordnung war das rechtliche – immerhin noch nicht militärische – Vorgehen vor dem höchsten Reichsgericht. In einer ganzen Serie von sogenannten Religions- oder Reformationsprozessen<sup>64</sup> wurden betroffene Klöster, Bischöfe und Domkapitel in Speyer vorstellig, um gegen die Aufhebung von Klöstern, der Beeinträchtigung von Rechten und Besitzungen vorzugehen. Vielfach geschah dies zunächst vor einem regionalen Gericht wie dem kaiserlichen Hofgericht in Rottweil, schließlich auf dem Weg der Appellation aber vor dem Reichskammergericht. Der Großteil der Verfahren befasste sich indes weniger mit

<sup>62</sup> J. Hartmann (wie Anm. 53), S. 89; G. Haug-Moritz, Schmalkaldischer Bund (wie Anm. 67), S. 194. Der Alberprozess war weiter Gegenstand der Verhandlungen, die im Juli 1532 zum Nürnberger Religionsfrieden führten. Das ergibt sich aus den in StadtA Rt., A 20 vorl. Nr. 3 enthaltenen Briefen des städtischen Gesandten Jos Weiß. Bereits im Mai schrieb er aus Nürnberg nach Reutlingen, dass ihn die Kurfürsten von Mainz und der Pfalz aufs Rathaus bestellt und mitgeteilt hätten, „man möchte sich um einen Ausschuss bemühen“ und den Kaiser in Regensburg informieren. Am 13. Juni dann hatte Weiß „den rotweillischen Handel den stenden [...] vorgehalten“. Meines Erachtens wurde aber auch dieser Schritt wesentlich von Hierter motiviert, der in einem Schreiben vom 25. Mai neuerlich forderte, den Prozess zur Sache der Protestanten insgesamt zu machen, StadtA Rt., A 1 Nr. 6527 (Vorlage: HStAS B 201 Bü 8).

<sup>63</sup> Zitiert nach T. Kaufmann (wie Anm. 15), S. 601.

<sup>64</sup> R. Smend, Reichskammergericht (wie Anm. 25), S. 144–157; Gerd Dommasch: Die Religionsprozesse der rekusierenden Fürsten und Städte und die Erneuerung des Schmalkaldischen Bundes 1534–1536 (Schriften zur Kirchen- und Rechtsgeschichte, Bd. 28), Tübingen 1961; Martin Heckel: Die Religionsprozesse des Reichskammergerichts im konfessionell gespaltenen Reichskirchenrecht, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte–Kanonistische Abteilung 77 (1991), S. 283–350, bes. S. 289–290; Tobias Branz: Von Religionsfriedenstatbeständen, Landfriedensbruch und Reformationsprozessen am Reichskammergericht, in: Die höchsten Reichsgerichte als mediales Ereignis, hrsg. von Anja Amend-Taut u. a., München 2012, S. 151–177; zuletzt Gabriele Haug-Moritz: Religionsprozesse am Reichskammergericht. Zum Wandel des reichspolitischen Konfliktpotentials der Kammergerichtsjudikatur im Reich der Reformationszeit (1530–1541), in: Speyer als Hauptstadt des Reiches (wie Anm. 26), S. 23–34.

eigentlich religiösen Gegenständen, sondern meist mit der Entfremdung von Besitzungen und Einkünften,<sup>65</sup> wie etwa in dem lange währenden Verfahren des Straßburger Bischofs gegen die Stadt nach dem Abbruch des Chorherrenstifts St. Arbogast 1530.<sup>66</sup>

Der Vorwurf des Landfriedensbruchs war ein scharfes Schwert. Gegen diese politische wie rechtliche Bedrohung schlossen sich im Dezember 1530 die protestierenden Stände, darunter auch die Reichsstadt Reutlingen, unter der Führung Sachsens und Hessens in Schmalkalden zu einem Bund zusammen.<sup>67</sup> Den Bundesgenossen sollte auch in den Fällen eines „rechtlichen Krieges“ Beistand geleistet werden,<sup>68</sup> etwa durch den juristischen Sachverstand der hessischen und sächsischen Kanzlei. Doch benötigte man ebenso am Ort des höchsten Reichsgerichts eine juristische Vertretung. Hierzu erhielten 1531 zwei Prokuratoren die Vollmacht, für die protestierenden Stände zu handeln: Einmal der aus Darmstadt stammende Licenziat Johann Helf(f)mann,<sup>69</sup> sodann der Reutlinger Ludwig Hierter. Beide waren gleichberechtigt als „anwald, procuratorem und sindicum“ bestellt „sambtlich und sonderlich in [...] allen zukunfftigen, den glauben, religion und was dem anhangt belangend [...]“. <sup>70</sup> Für ihre Dienste erhielten sie ein jährliches „Wartgeld“ von 200 Gulden. Ein Handgeld von 50 Gulden war gleich bei der Bestallung ausbezahlt worden. Die Übergabe der Vollmacht erfolgte dann im Frühjahr 1532 im Zuge

<sup>65</sup> So die Bewertung von T. Branz (wie Anm. 64), S. 157.

<sup>66</sup> Robert Schelp: Die Reformationsprozesse der Stadt Strassburg am Reichskammergericht zur Zeit des Schmalkaldischen Bundes (1524) 1531–1541 (1555). Ein Beitrag zu einem reformationsgeschichtlichen Rechtsproblem, Tübingen 1965.

<sup>67</sup> Am Rande sei vermerkt, dass das im Hauptstaatsarchiv Stuttgart verwahrte Exemplar des Bundesbriefs vom 27.2.1531 (HStAS H 55 U 5) vermutlich die Reutlinger Ausfertigung ist. Jedenfalls deutet darauf der leider in Teilen nurmehr schwer lesbare Rückvermerk „Nro 2, [Re]itlingen (?), 1531“. Zum Schmalkaldischen Bund grundlegend Gabriele Haug-Moritz: Der Schmalkaldische Bund 1530–1541/42. Eine Studie zu den genossenschaftlichen Strukturelementen der politischen Ordnung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde, Bd. 44), Leinfelden 2002.

<sup>68</sup> R. Smend, Reichskammergericht (wie Anm. 25), S. 144; G. Haug-Moritz, Schmalkaldischer Bund (wie Anm. 67), S. 277; T. Branz (wie Anm. 64), S. 166; G. Haug-Moritz, Religionsprozesse (wie Anm. 64), S. 31.

<sup>69</sup> Aus Wallerstedten in Hessen, 1518 Pastor in Griesheim, bereits 1524 hessischer Prokurator am Reichskammergericht, vgl. A. Baumann, Prokuratoren (wie Anm. 7), S. 192.

<sup>70</sup> Die Vollmacht vom 9. Juni 1531 ist ediert bei Ekkehart Fabian (Bearb.): Urkunden und Akten der Reformationsprozesse am Reichskammergericht, am kaiserlichen Hofgericht zu Rottweil und an anderen Gerichten, Teil 1 (Schriften zur Kirchen- und Rechtsgeschichte, Bd. 16/17), Tübingen 1961, S. 31–34, die Bestallung vom 14. Juni ebd. S. 34–36. S. a. R. Smend, Reichskammergericht (wie Anm. 25), S. 149; G. Haug-Moritz, Schmalkaldischer Bund (wie Anm. 67), S. 277–278; dies.: Religionsprozesse (wie Anm. 64), S. 29–30. Reutlingen erhielt offiziell über Ulm erst am 8. Dezember 1531 Nachricht über die Vollmachterteilung, vgl. E. Fabian, S. 37–38.

des Verfahrens des Propstes des Ulmer Augustiner-Chorherrenstiftes ‚zu den Wengen‘ gegen die Stadt wegen der Aufhebung dieser Einrichtung.<sup>71</sup>

Wie war man auf Hierter gekommen? Auf dem Schmalkaldener Bundestag vom Dezember 1530 hatte der hessische Kanzler Johann Feige vorgeschlagen, „uff ein fursorg sich zusammenzutun“ und zwei Prokuratoren am Kammergericht zu mandatieren.<sup>72</sup> Zunächst war neben Helffmann die Rede von Dr. Friedrich Reiffsteck. Dieser war einschlägig ausgewiesen, vertrat er doch den Straßburger Rat in vielen Prozessen, gerade auch die Kirche betreffend. Andererseits scheint er durch eine Vielzahl von Mandaten außerordentlich belastet gewesen zu sein, auch hatte er sich den Vorwurf der Unzuverlässigkeit eingehandelt.<sup>73</sup> Ob Ludwig Hierter aus diesen Gründen ein halbes Jahr später an Stelle Reiffstecks Vollmacht erhielt, ist unklar. Jedenfalls war auch er in einschlägigen Kreisen kein Unbekannter, hatte er sich doch auf dem Speyerer Reichstag 1529 für die protestantische Sache empfohlen. Sein Ruf als befähigter Redner hatte sich bis in die Reichsstadt Nördlingen herumgesprochen: Es handele sich, so der Nördlinger Rat, um einen Mann, der „tauglich und gut“ sei, um als „Orator“ aufzutreten.<sup>74</sup> Die Wahl Hierters zum Prozessbevollmächtigten der Protestanten lag wohl auch aufgrund des Alberprozesses sowie seiner umfangreichen Tätigkeit in und für Esslingen nahe, wo Hierter ja bereits als Sachwalter des Reformators Johannes Brenz in Erscheinung getreten war und gerade in der frühen Phase der Reformation dieser Reichsstadt eine nicht unbedeutende Rolle eingenommen zu haben scheint.<sup>75</sup>

Die beiden Prokuratoren waren keineswegs bloße Aktenträger der evangelischen Stände. Die von Ekkehart Fabian besorgte Edition der „Urkunden und Akten der Reformationsprozesse“ belegt hinlänglich, dass Hierter wie Helffmann eng in die politische Kommunikation des Schmalkaldischen Bundes einbezogen waren und vielfach eigenständige Berichte und Einschätzungen abgaben. So verwundert es nicht weiter, dass Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen (1503–1554) in einem Schreiben an Landgraf Philipp vom 18. 12. 1532 sein Einverständnis zur Übersendung von Aktenabschriften an die Prokuratoren erklärte.<sup>76</sup> Gegenüber dem Esslinger Rat fungierte Hierter auch noch in den frühen 1530er-Jahren, der entscheidenden Zeit für die Durch-

<sup>71</sup> E. Fabian (wie Anm. 70), S. 44–46; zum Ulmer Wengen-Verfahren s. a. S. Wunderlich (wie Anm. 32), S. 1017–1021 (Regest 36); Eugen Specker: Augustiner-Chorherren „St. Michael zu den Wengen“, in: Württembergisches Klosterbuch, hrsg. von Wolfgang Zimmermann und Nicole Priesching, Ostfildern 2003, S. 478.

<sup>72</sup> E. Fabian (wie Anm. 70), S. 18–19.

<sup>73</sup> R. Schelp (wie Anm. 66), S. 76; A. Baumann, Prokuratoren (wie Anm. 7), S. 193–194.

<sup>74</sup> J. Ney (wie Anm. 1), S. 317. S. a. Richard Raubenheimer: Von evangelischen Prokuratoren am Reichskammergericht in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, in: Bätter für pfälzische Kirchengeschichte und religiöse Volkskunde 32 (1965), S. 211.

<sup>75</sup> S. u., Anm. 77.

<sup>76</sup> E. Fabian (wie Anm. 70), S. 122.

setzung der Reformation in dieser Stadt, als Berater und Informant an diesem gerade für Esslingen sehr wichtigen Ort. Denn dem Speyerer Domkapitel standen die Patronatsrechte an der dortigen Pfarrkirche zu und Hierter war sich nicht zu schade, sich die Predigten des für Esslingen vorgesehenen Geistlichen anzuhören. Bereits 1526 hatte er ein Schreiben Johannes Brenz' erwirkt, der zu den Konflikten zwischen unterschiedlichen evangelischen Strömungen in der Stadt Stellung bezog.<sup>77</sup>

Das mehrheitlich katholisch besetzte Reichskammergericht geriet alsbald in den Verdacht, sich in den Religionsverfahren parteiisch zu verhalten. Auch der „Nürnberger Anstand“ vom Juli 1532,<sup>78</sup> mit dem angesichts der osmanischen Expansion Prozesse mit religiösen Gegenständen des inneren Friedens halber eigentlich ausgesetzt worden waren, vermochte dem „rechtlichen Krieg“ kein Ende zu setzen. Denn verstärkt stellte sich nun die Frage, was denn eigentlich unter einem Religionsprozess zu verstehen sei und was nicht. Hierter wie Helffmann versuchten, von den Schmalkaldenern ermuntert, anhängige Verfahren als Religionssache auszusetzen, beim Reutlinger Alberprozess war dieser Weg bereits beschritten worden.<sup>79</sup> Dem Kammergerichtsbesitzer Mathias Alber fiel dabei Helffmann als besonders aufmüppig auf,<sup>80</sup> während Hierter wohl, wie auch in anderen Verfahren, um eine vermittelnde Position bemüht war. Die Bemühungen der Prokuratoren blieben jedoch ohne Ergebnis, und so gelangte man seitens der Protestierenden, auch unter dem Eindruck des aufsehenerregenden Straßburger Verfahrens, zum Entschluss, einzelne Richter, schließlich das Gericht insgesamt als befangen

---

<sup>77</sup> J. Brenz, Frühschriften 2 (wie Anm. 47), S. 188–196; Krabbe/Rublack (wie Anm. 46), Nr. 97 (S. 114–116) (1533 Januar 12). Demnach warnte Hierter den Rat vor Dr. Friedrich Gro, der nicht anders als in altgläubigem Sinns predige. So habe er an vergangenen Allerheiligen „alle gottes heilligen bittend fur vnns etc. mit volgender langer erzelung, das die heilligen fur vnns pitten vnnd zu der saligkait helffen mochten etc.“ Die Stadt verweigerte darauf die Annahme des Pfarrers, ebd. Nr. 94 (S. 111–112). Auf der anderen Seite sorgte Hierter im Auftrag der Stadt 1534 für die Neujahrsverehrung für den Speyerer Bischof in Form von „Imber“ und Zimt, vgl. E. Fabian (wie Anm. 70), S. 245. S. a. Tilman Matthias Schröder: Das Kirchenregiment der Reichsstadt Esslingen. Grundlagen, Geschichte, Organisation (Esslinger Studien. Schriftenreihe, Bd. 8) Esslingen 1987, S. 74–75, 90–97; Gudrun Litz: Die reformatorische Bilderfrage in den schwäbischen Reichsstädten (Spätmittelalter und Reformation, Bd. 35), Tübingen 2007, S. 181–182.

<sup>78</sup> T. Schröder (wie Anm. 77), S. 98; M. Heckel (wie Anm. 64), S. 291–293; T. Kaufmann (wie Anm. 15), S. 613–614.

<sup>79</sup> Dies ergibt sich aus den Aufzeichnungen des Assessors Mathias Alber, vgl. S. Wunderlich (wie Anm. 32), Regest 36: Hierter ersucht um Stillstand aller Religionsprozesse (S. 1017–1021), Regest 99 (S. 1275–1279). Einschlägige Instruktionen der führenden protestantischen Fürsten bei E. Fabian (wie Anm. 70), S. 106, 123–124, dazu der Bericht der Prokuratoren vom 16. 11. 1533 ebd. S. 197–198.

<sup>80</sup> S. Wunderlich (wie Anm. 32), S. 288.

abzulehnen, zu „rekusieren“.<sup>81</sup> Dieser Akt jedoch sollte durch die Nichtannahme der Rekusationsschrift durch den Kammerichter Graf Adam von Beichlingen scheitern.

Gestützt auf die Aufzeichnungen der Assessoren des Kammergerichts und die Prozessakten kam Gero Dolezalek zur Auffassung, dass das Gericht durchaus nicht konfessionell voreingenommen handelte, sondern um juristisch sachgerechte Verfahren bemüht war.<sup>82</sup> Hierter selbst indes – und damit war er unter seinen Zeitgenossen nicht alleine – sah dies aufgrund seiner Erfahrungen im Alberprozess ganz anders und bezeichnete das Gremium mehrfach schlicht als das „Pfaffenkammergericht“.<sup>83</sup> Hinter der Zurückweisung der Berufung in diesem Verfahren vermutete Hierter besonders ein Votum des vom Schwäbischen Reichskreis zum Assessor bestellten Justinian Moser aus Konstanz.<sup>84</sup>

Die Religionsprozesse, zumal die dramatische Zuspitzung um die „Rekusation“, sollten nicht ohne Rückwirkung auf die protestantischen Prokuratoren in Speyer bleiben. Die Übergabe der Rekusationsschrift am 30. Januar 1534 erfolgte gerade nicht durch die beiden bestellten gerichtlichen Vertreter, son-

<sup>81</sup> R. Smend, Reichskammergericht (wie Anm. 25); S. 150–155; R. Schelp (wie Anm. 66), S. 208–212; G. Dommasch (wie Anm. 64), S. 15–24; M. Heckel (wie Anm. 64), S. 293–294; G. Haug-Moritz, Schmalkaldischer Bund (wie Anm. 67), S. 281–287.

<sup>82</sup> „Von einer generell feindlichen Haltung zwischen Assessoren und [protestantischen] Prokuratoren“, so Dolezalek, könne keine Rede sein, vgl. ders.: Die juristische Argumentation der Assessoren am Reichskammergericht zu den Reformationsprozessen, in: Das Reichskammergericht in der deutschen Geschichte. Stand der Forschung, Forschungsperspektiven, hrsg. von Bernhard Diestelkamp (Quellen und Forschungen zur höchsten Gerichtsbarkeit im Alten Reich, Bd. 21) Köln–Wien 1990, S. 25–58, hier: S. 58. Beispiele für antilutherische Äußerungen des Kammergerichts indes, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen, bei M. Heckel (wie Anm. 64), S. 295. Auf der anderen Seite vermerkt der Assessor Wilhelm Werner von Zimmern eine feindselige Einstellung gegenüber dem Reichskammergericht auf Seiten der Protestanten, weshalb der katholische Assessor Sebastian von Hürnheim „ungern am kamergericht verhart“, vgl. Zimmerische Chronik (wie Anm. 34), S. 124.

<sup>83</sup> StadtA Rt., A 1 Nr. 6524 (Vorlage: HStAS B 201 Bü 8) (1532 Mai 16), eine vergleichbare Formulierung bereits in dem Schreiben Hierters an Jos Weiß vom 23. 12. 1531: Stadt Art., A 1 Nr. 6482 (Vorlage: HStAS B 201 Bü 7). Der Ausdruck scheint allerdings, verglichen mit der „Teufelshure“, die Martin Luther ins Feld führte, noch eher harmlos, vgl. M. Heckel (wie Anm. 64), S. 295; V. Press, Reichskammergericht (wie Anm. 24), S. 23.

<sup>84</sup> Schreiben Hierters an Jos Weiß vom 23. 12. 1531 (StadtA Rt., A 1 Nr. 6482, Vorlage: HStAS B 201 Bü 7); s. a. Winfried Dotzauer: Die deutschen Reichskreise (1383–1806), Stuttgart 1998, S. 514, 612. An Moser richtete sich die umfangreiche und bemerkenswerte Verteidigungsschrift der verheirateten Reutlinger Priester (Apologia Maritorum) vom Juli 1528. Teilabdruck bei C. F. Gayler (wie Anm. 3), S. 320–328, Vorlage in: HStAS B 201 Bü 6. Das höchst interessante Stück harrt noch der Auswertung. Unter den zeitgenössischen Rückvermerken fällt ein Zitat aus der zweiten Satire des römischen Dichters Juvenal auf („Ultra Sauromatas fugere [...] Bachanalia uiunt“).

dern durch Emissäre der protestierenden Fürsten und Städte.<sup>85</sup> Grund hierfür waren Anfeindungen, denen sich Hierter wie Helfmann ausgesetzt sahen. Die Bedrohungen der beiden Prokuratoren am Kammergericht standen mehrfach auf der Tagesordnung des Schmalkaldischen Bundes.<sup>86</sup> Der hessische Kanzler Feige berichtete seinem Landesherrn genauestens über die Vorgänge, auch darüber, dass sich die Prokuratoren weigerten, die abgewiesene Rekusation zu wiederholen.<sup>87</sup> Landgraf Philipp wandte sich darauf an König Ferdinand mit der Bitte, zu bewirken, „daß die Prokuratoren Hierter und Helfmann nicht beschwert würden.“<sup>88</sup>

Dies fruchtete offenbar wenig und die Situation eskalierte so weit, dass sich beide Prokuratoren in ihren jeweiligen Heimatorten in Sicherheit brachten. Der oberrheinische Humanist Sebastian Brandt schilderte diesen Vorgang aufgrund der heute im Original verlorenen Straßburger Ratsakten ausführlich: Doktor Ludwig Hierter „gemeiner protestirender Ständ procurator am Cammergericht“, war demnach am 11. Februar 1534 vor dem Straßburger Rat erschienen, um zu berichten „was seither beschehener recusation vor dem Cammergericht [...] gehandelt.“<sup>89</sup> Gerade der gegnerische Anwalt Dr. Ludwig Ziegler habe sich bei der Übergabe der Rekusation, bei der sie zwar anwesend aber eben nicht die Handelnden waren, „Schimpfredens“ gegenüber Helfmann und Hierter nicht zurückgehalten, da sie sich bei dieser wichtigen Sache haben „substituieren“ lassen. Nun befürchtete Hierter, dass Richter und Beisitzer auf Befehl des Kaisers „nach ihnen greifen“, sie also ins Gefängnis werfen. „Das war ihnen beschwerlich“, so die Straßburger Aufzeichnungen, und in der Konsequenz „haben sich darum beide eine zeit lang heraus thun wollen“. Hierter wandte sich „gen Reutlingen zu seiner lieben hausfrau und kinder, so nunmehr ein Vierteljahr daselbst in seiner behausung seyen“, Helfmann hingegen ging „gen Darmstadt in sein Vaterland“. Von Hierters damaligem Aufenthalt in Reutlingen besitzen wir kaum datierbare Quellen, bereits am 5. Mai finden wir ihn wieder in Speyer.<sup>90</sup>

In den Religionsprozessen war auch nach der Abweisung der Rekusation keine Einigung zu erzielen, so dass sich die protestantischen Stände schließlich

<sup>85</sup> Der Text bei E. Fabian (wie Anm. 70), Regest 99, S. 253–276. Vgl. G. Dommasch (wie Anm. 64), S. 15–16; G. Haug-Moritz, Schmalkaldischer Bund (wie Anm. 67), S. 282; G. Dolezalek (wie Anm. 82), S. 31.

<sup>86</sup> G. Dommasch (wie Anm. 64), S. 30–32.

<sup>87</sup> Politisches Archiv des Landgrafen Philipp des Großmütigen von Hessen. Inventar der Bestände 1, hrsg. von Friedrich Küch (Publikationen aus den K. preußischen Staatsarchiven, Bd. 78), Leipzig 1904, Nr. 319 (S. 207).

<sup>88</sup> Ebd. 2, Leipzig 1910, Nr. 1391 (S. 22–24); G. Dommasch (wie Anm. 64), S. 41.

<sup>89</sup> Dieses und das Folgende aus: Annales de Sébastien Brant, in: Mittheilungen der Gesellschaft für Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler im Elsass 2. Folge 19 (1899), S. 229–230.

<sup>90</sup> StadtA Rt., A 1 Nr. 6550 (Vorlage: HStA B 201 Bü 8). Insoweit ist Dammaschs Meinung, wonach Hierter „längere Zeit“ nicht wagte, nach Speyer zu kommen, zu relativieren, vgl. ders. S. 31.

weigerten, zur Finanzierung des Reichskammergerichts weiter beizutragen. Der Kammergerichtsassessor und Historiker Wilhelm Werner von Zimmern etwa war genötigt, Wertsachen zu verpfänden, nachdem Bezüge über Jahre ausgeblieben waren.<sup>91</sup> Erst mit einem kaiserlichen Edikt im Umfeld des Reichstages von Regensburg 1541 wurde der Knoten zerschlagen, indem nun eine tatsächliche Niederschlagung der Religions-, ja aller „unter dem Schein der Religion“ angestregten Prozesse bestimmt wurde.<sup>92</sup> Ludwig Hierter sollte diesen Tag nicht mehr erleben. Angesichts der fortgesetzten Bedrohungen der beiden protestantischen Prokuratoren, über die sich noch 1537 Nachrichten finden,<sup>93</sup> wurde sein gewaltsames Ende von den Zeitgenossen als Konsequenz einer feindlichen Umgebung in Speyer gewertet, doch dazu später.

### **Hierters Eintreten für Reutlingen bei Herzog Ulrich von Württemberg 1534–1535**

Hierters Rückkehr nach Speyer im April oder Mai 1534 erfolgte zu einem denkbar dramatischen Zeitpunkt.<sup>94</sup> Das Herzogtum Württemberg war im Handstreich an den 1519 vertriebenen Herzog Ulrich zurückgefallen. Durch zwei Schreiben Ludwig Pflügers, der sich als Bote im Feldlager Ulrichs aufhielt, an den Reutlinger Stadtschreiber Lorenz Pfau hatte man in der Stadt aus erster Hand Kunde vom Ausgang der entscheidenden Schlacht bei Lauffen am 13. Mai.<sup>95</sup> Für Reutlingen bedeutete dies die Rückkehr eines gefürchteten

---

<sup>91</sup> „Es hat sich etwan solche bezahlung [...] verzogen, user der ursach, das die protestierenden stende das camergericht als argwenig und das ir religion zu wider were, mermals recusiert hetten, derhalben auch iren gepürenden teil, solchs zu underhalten, sich sparten zu erlegen.“, *Zimmerische Chronik* (wie Anm. 34), S. 186.

<sup>92</sup> R. Smend, *Reichskammergericht* (wie Anm. 25), S. 157; M. Heckel (wie Anm. 64), S. 295–296; G. Haug-Moritz, *Schmalkaldischer Bund* (wie Anm. 67), S. 287.

<sup>93</sup> G. Dommasch (wie Anm. 64), S. 31, 40–42. 1537 notiert der Assessor Vigilius von Aytta Urteilsantrag und freies Geleit der beiden protestantischen Prokuratoren, um bei einem Treffen in Schmalkalden teilnehmen zu können. Dabei werden Klagen über Verleumdungen geäußert. Im gleichen Jahr wagen sie nicht, Anträge zu stellen, da man sie beschuldigte, sie handelten gegen die Ehre des Kaisers, vgl. R. M. Sprenger: *Vigilius von Aytta und seine Notizen über Beratungen am Reichskammergericht (1535–1537)* (*Publicaties van het Gerard Noodt Instituut. Rechtshistorische reeks*, Bd. 13), Nijmegen 1988, S. 77, 81; G. Dolezalek (wie Anm. 82), S. 31 (Anm. 18).

<sup>94</sup> Volker Press: Ein Epochenjahr der württembergischen Geschichte, Restitution und Reformation 1534, in: *ZWLG* 47 (1988), S. 203–234, hier bes. S. 218–219.

<sup>95</sup> *StadtA Rt.*, A 1 Nr. 6551–6552 (Vorlagen: HStAS Bü 201 Bü 8). Die offenbar wohl informierte Stadt wurde von Wilhelm Truchsess von Waldburg, einem der entscheidenden Männer im Schwäbischen Bund, um Information über einen etwa geplanten Zug Ulrichs über die Alb gebeten, *StadtA Rt.*, A 1 Nr. 4029/1. Zum Folgenden s. a. C. F. Gayler (wie Anm. 3), S. 441–447.



Herzog Ulrich von Württemberg (1487–1550), Holzschnitt von Hans Brosamer, um 1540.

Nachbarn, dessen Eroberung der Stadt ja seine Vertreibung erst ausgelöst hatte und der sich vielerorts, entgegen seiner Ankündigung, „frid vnd gute nachpurschafft zu halltenn“,<sup>96</sup> keineswegs als der geläuterte und um Versöhnung bemühte Landesvater erwies.<sup>97</sup> Bei den Überlegungen, wie man nun dem Herzog, der durch die inzwischen gewandelten konfessionellen Verhältnisse zumindest in dieser Hinsicht ein wichtiger Verbündeter sein konnte, am besten begegnete, stimmten sich Bürgermeister und Rat mit den befreundeten Reichsstädten ab. Esslingen, das Ulrich bei der Rückkehr freundlich begegnete,<sup>98</sup> vermittelte schon zu Beginn des Feldzugs die Forderung der verbündeten Fürsten nach Lebensmittellieferungen.<sup>99</sup> Der

wohl um Rat gefragte Hierter teilte am 17. Mai aus Speyer mit, dass man dem Begehren unter den obwaltenden Umständen besser nachkommen solle.<sup>100</sup> Die Reutlinger Interessen jedoch erschöpften sich keineswegs darin, mit dem mächtigen Nachbarn künftig ein schiedliches Auskommen zu finden. Wenigstens ebenso sehr ging es den Reutlingern darum, den bald nach der Befreiung der Stadt erhobenen Forderungen wegen der bei der Eroberung Reutlingens erlittenen massiven Schäden Geltung zu verleihen.

<sup>96</sup> StadtA Rt., A 1 Nr. 4023. Schreiben Herzog Ulrichs an die Stadt vom 14. April 1534; in diesem Sinn auch der Reutlingen abschriftlich zugegangene Brief der Stadt Esslingen an den Herzog vom 1. Mai 1534, StadtA Rt., A 1 Nr. 4025 (Vorlagen: HStAS B 201 Bü 12). Zur verspätet über Hierter an Ulrich gelangten Antwort s. C. F. Gayler (wie Anm. 3) S. 443–444.

<sup>97</sup> Vgl. Franz Brendle: *Dynastie, Reich und Reformation. Die württembergischen Herzöge Ulrich und Christoph, die Habsburger und Frankreich* (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, Bd. 141), Stuttgart 1998, S. 154–156.

<sup>98</sup> V. Press, *Epochenjahr* (wie Anm. 94), S. 218.

<sup>99</sup> StadtA Rt., A 1 Nr. 6549 vom 1. Mai 1534 (Vorlage: HStAS Bü 201 Bü 8). Am 11. Mai erging eine solche Forderung auch direkt an die Stadt, StadtA Rt., A 1 Nr. 4028.

<sup>100</sup> StadtA Rt., A 1 Nr. 6550 (Vorlage: HStAS Bü 201 Bü 8).

Im Sommer 1534 wandte man sich deswegen hilfesuchend an Straßburg,<sup>101</sup> später auch an Landgraf Philipp von Hessen, den der Straßburger Rat, vielleicht auch Hierter ins Spiel gebracht hatte. Hierters Rolle belegt eine undatierte, aber wohl ins Jahr 1534 zu setzende Gesprächsnotiz.<sup>102</sup> Demnach wurde auf sein Anraten hin beschlossen, Schadensersatzforderungen der Stadt „kains wegs zu vnderlassen“ und brieflich den hessischen Landgrafen als Vermittler anzurufen, dem die Stadt schon einmal, im Dezember 1531, zu Diensten gewesen war. Damals galt es, Nachrichten über Truppenbewegungen des Schwäbischen Bundes mitzuteilen, wobei die Stadtväter auf ihre prekäre Lage „mitten unter den Wölfen gelegen“ hinwiesen.<sup>103</sup>

Diese Anspielung auf den damals noch katholischen Nachbarn Württemberg, der die evangelische Reichsstadt massiv bedrängt hatte, war nun, drei Jahre später, hinfällig geworden. Hierter bot der Stadt an, bei ihrem Anliegen um Vermittlung die Feder zu führen. Dies mündete in ein Schreiben der Stadt an den Landgrafen vom 2. Mai 1535 und in zwei weitere Hierters an denselben sowie an den hessischen Rat Walter Fischer vom 5. Juni.<sup>104</sup> Die Argumentation in allen Briefen lief darauf hinaus, die erheblichen Schäden aus der Belagerung der Stadt 1519 sowie die durchaus gewährte Unterstützung für den Rückeroberungsfeldzug miteinander zu verknüpfen und zudem die Verdienste Reutlingens um die protestantische Sache hervorzuheben. Gegenüber dem hessischen Rat zeigte sich Hierter als echter Reutlinger Patriot, indem er



Philipp I. (der Großmütige), Landgraf von Hessen (1504–1567), Verbündeter Herzog Ulrichs und einer der wichtigsten protestantischen Fürsten der Reformationszeit. Kupferstich, um 1603.

<sup>101</sup> Politische Correspondenz der Stadt Straßburg im Zeitalter der Reformation, Bd. 2, 1531–1539, bearb. von Otto Winckelmann, Straßburg 1887, S. 217 ff. Die Straßburger Antwort in StadtA Rt., A 1 Nr. 4032.

<sup>102</sup> StadtA Rt., A 1 Nr. 4022.

<sup>103</sup> „... bittende, vns, als ain arme statt, so *mytten vnmndern wolffen* gelegen, mit gnaden zu bedenckenn“, Hessisches StaatsA Marburg, Politisches Archiv 3, Nr. 2483.

<sup>104</sup> Hessisches StaatsA Marburg, Politisches Archiv 3, Nr. 2483.

die Reichsstadt als die einzige – neben Nürnberg – hervorhob, die der Augsburger Konfession von Anfang an beigetreten sei. Reutlingen, so Hierter, sei sein „Vatterland“ und „ain evangelische statt Christo vnd seinem heiligen wort anhengig vnnnd allein neben der statt Nurnberg bey der Confession durch chur vnd fürsten auch ander protestierende stend zu augspurg vbergeben durch mittel vnd hilf gotlicher gnaden bestandhafft pliben ist, auch fur und fur in ewigkeit pleiben soll“.

Viel erreichen ließ sich damit dennoch nicht. Philipps kurzer Bescheid vom November 1535 vertröstete auf abschließende Verhandlungen mit Ulm, die Vorrang hätten. Eine weitere Reutlinger Eingabe im folgenden Jahr an den in Württemberg weilenden Landgrafen<sup>105</sup> war noch weniger ermutigend: Philipp legte den Reutlingern in deutlichen Worten nahe, ihre Forderungen aufzugeben und mit Herzog Ulrich lieber „hinfur in guotem nachburlichem willen [zu] pleiben.“<sup>106</sup> Hierter, der im Sommer 1536 auf „Vacanz“ in seiner Vaterstadt weilte, riet darauf, die Sache im Moment nicht weiter zu verfolgen. Die Reutlinger Forderungen sollten aber nicht vergessen, sondern bei günstiger Gelegenheit auf dem Rechtsweg vorgebracht werden. Dem Herzog, mit dem Reutlingen noch einige weitere strittige Punkte zu klären hatte, empfahl Hierter, sollte „sittlich und freundlich“ begegnet werden.<sup>107</sup> Immense neue Lasten infolge des bald einsetzenden Schmalkaldischen Krieges sollten in kurzer Frist alle Überlegungen um Wiedergutmachung des einstigen Überfalls völlig in den Hintergrund treten lassen.

## Hierter und Reutlingen

Wie berechtigt das eingangs zitierte Urteil Christoph Friedrich Gaylers ist, wonach Hierter seiner Vaterstadt auch als Prokurator in Speyer „zugethan“ blieb, zeigte bereits sein Einsatz für die Stadt bei Landgraf Philipp von Hessen. Eine Bestätigung erfährt dieses Bild durch ein bezeichnendes Detail. In einem wohl ins Jahr 1532 zu setzenden Schreiben Hierters übermittelte er eine Aufstellung von Gebühren und Kosten für die städtischen Prozesse.<sup>108</sup> Abschließend folgte auf die Bemerkung, dass ihm „etlich beisitzer, advocaten vnd procurator, auch ein edelman mit schenckung irer wapen verert“, Hierters Bitte um Zusendung einer Zeichnung des Reutlinger Wappens, die er dann in Speyer kopieren lassen und seinerseits „verehren“ wollte. Die Hierter verfügten zwar – wie gesehen – über ein eigenes Familienwappen. Seine Verbundenheit mit der standhaften evangelischen Stadt jedoch sollte durch diese

<sup>105</sup> Ebd. (1536, Mai 2).

<sup>106</sup> In StadtA Rt., A 20 vorl. Nr. 3 (1536, Mai 8).

<sup>107</sup> StadtA Rt., A 1 Nr. 4036.

<sup>108</sup> StadtA Rt. A 1 Nr. 6464 (Vorlage: HStAS B 201 Bü 7).

symbolische Gabe besonders unterstrichen werden. Gewiss war damit auch der Stolz auf seine Herkunft verbunden. Hinzu kam, dass Hierter einen Wohnsitz in Reutlingen während der ganzen Speyerer Jahre beibehielt. Sicher nicht nur 1536, wo wir dies allerdings in den Quellen belegen können,<sup>109</sup> verbrachte er seine „Vakanzen“ in Reutlingen. Dieser Rückhalt bewährte sich in der Stunde der Not, als er sich mitsamt seiner Familie nach Reutlingen zurückzog, um den Anfeindungen am Ort des Kammergerichts im Zuge der Religionsprozesse zu entkommen.

Dass Hierter als Reutlinger Prozessvertreter bei Verfahren vor dem Reichskammergericht fungierte, verwundert nicht weiter. 1531 rechnete die Stadt mit Hierter deswegen über die vergangenen sechs Jahre ab, so dass er schon bald nach Antritt seines Prokuratorenamtes in die Dienste der Stadt getreten sein muss. Nun sollte er auf weitere fünf Jahre am Kammergericht und „sonst in allen und jeden henndeln vnd sachen denen vnnnd zuzeit die notturfft an ordt und ende dahin er berufft“ in städtischem Auftrag handeln und „ratschlagen“. Dafür erhielt er ein jährliches Salär von 20 Gulden,<sup>110</sup> ein Zehntel also des sehr viel lukrativeren Mandats des Schmalkaldischen Bundes. Reutlingen war, verglichen mit anderen Reichsstädten, kein herausragender „Kunde“. Neben der Appellationssache im Achtverfahren gegen Matthäus Alber befasste sich Hierter mit dem langwierigen Streit der 1530er-Jahre um die Bezahlung der städtischen Reichssteuer, auf die die Witwe Margarethe Geilin Erbansprüche erhoben hatte.<sup>111</sup> 1529 vertrat er die Stadt in einem Streit mit dem Kloster Zwiefalten wegen eines Zehnten.<sup>112</sup>

Neben der überschaubaren Zahl von Kammergerichtsverfahren, das zeigte bereits seine vermittelnde Rolle gegenüber Herzog Ulrich, gab es jedoch noch eine Reihe von rechtlichen Fragen, zu denen Hierter seinen Rat gab. Genau so lautete ja auch sein 1531 formulierter Auftrag. Gerade mit Württemberg gab es immer wieder Rangeleien um Abgaben und Rechte, die bei Höfen Reutlinger Grundherrschaft auf württembergischem Gebiet geltend gemacht wurden. Dies betraf etwa die Pfarrgüter in Unterhausen, andererseits versuchte der Herzog, als Kastvogt Zwiefaltens dessen Klosterhof in der Reichsstadt zu „schätzen“.<sup>113</sup> Auch in die Ausgestaltung eines Zollvertrages mit Württemberg schaltete sich Hierter ein,<sup>114</sup> weiter bei der Beeinträchtigung reichs-

<sup>109</sup> Wie Anm. 107.

<sup>110</sup> StadtA Rt., A 1 Nr. 590. Schon im August 1524 sprach Hierter für die Stadt vor dem Reichsregiment in Esslingen wegen Minderung des Reichsanschlags vor, vgl. Julius Volk: Das Verhör des Reutlinger Reformators Dr. Matthäus Alber vor dem Reichsregiment in Esslingen am 10.–12. Januar 1525, in: Blätter für württembergische Kirchengeschichte NF 30 (1926), S. 203.

<sup>111</sup> StadtA Rt., A 1 Nr. 592–606; s. a. HStAS C 3 Nr. 1357.

<sup>112</sup> HStAS C 3 Nr. 3468.

<sup>113</sup> StadtA Rt., A 1 Nr. 4022 (Vorlage: HStAS B 201 altes Bü 61).

<sup>114</sup> StadtA Rt., A 1 Nr. 5134 (18. 4. 1537).

städtischer Rechte durch württembergische Forstknechte, die zwei Reutlinger Bürger „wegen des Wildbrets“ gefangen genommen hatten.<sup>115</sup> Noch in seiner Esslinger Zeit wurde Hierter vom Rat wegen der für die Stadt recht unangenehmen Aufkündigung einer Stiftung von 200 Gulden für die Prädikatur an der Marienkirche um Rat gefragt. Die Witwe Anna Seller hatte dieses Legat im Januar 1526 zurückgezogen, nachdem die „neuen Lehrer und Prediger“ sagten, dass durch solche guten Werke „den abgestorbnen seelen kain trost noch hilf sy“.<sup>116</sup> Hierter riet darauf, eine schriftliche Aufkündigung nicht zu akzeptieren und die Sellerin mitsamt einer Anzahl Zeugen persönlich vorzuladen.

Bei den wohl 1534 gegebenen „ratschleg von doctor Hirtern Herzog Ulrichs vndanks halber“ findet sich interessanterweise eine Notiz, die belegt, dass der Speyerer Jurist seinen Sachverstand auch bei der Ausgestaltung der Reutlinger Zucht- und Eheordnung einbrachte. Hierter riet dazu, vier „Redner“ inner- oder außerhalb des Rats, „die den Parteien „ir handlung furtrueg[en]“ zu bestimmen und keine fremden Redner zuzulassen. Im Fall der Uneinigkeit des Gremiums solle nicht der Eherichter den Ausschlag geben, sondern der Rat möge dann „statt haben“, ohne dass der (vorsitzende) Eherichter „stim oder vrtheil“ habe.<sup>117</sup> 1536 trat Hierter dann gutachterlich in zwei Fällen geplanter Wiederverheiratungen von Frauen in Erscheinung, wo der Tod des Mannes noch nicht feststand. Hierter steuerte insbesondere seine Kenntnis der Fachliteratur bei, stellte die Entscheidung aber am Ende Prädikanten und Eherichtern anheim, denn, so Hierter, „ich weys wol vnd erken auch, das das menschliche recht den christlichen gettlichen satzungen so in heyliger schrift gegrundt in alweg weychen sollen.“<sup>118</sup>

Noch in die Zeit der statthalterlichen Regierung Württembergs fielen Hierters Bemühungen um die Absicherung eines Niederjagdbezirks auf der Stadtmarkung gegenüber dem Herzogtum<sup>119</sup> sowie die Abwehr eines „Atzungsrechts“ der Stuttgarter Regierung in dem der Stadt gehörenden Teil des Schönbuchs.<sup>120</sup>

Hierter war für den städtischen Rat – neben anderen – nicht zuletzt eine nicht unbedeutende Informationsquelle. Nachrichten verschiedenster Art, die Hierter am Sitz des höchsten Gerichts erfuhr, gab er an die Echaz weiter, zuweilen auch direkt an städtische Mandatsträger, die sich auf Versammlungen

<sup>115</sup> StadtA Rt, A 1 Nr. 4022 (Vorlage: HStAS B 201 altes Bü 61).

<sup>116</sup> StadtA Rt., A 1 Nr. 6560/1.

<sup>117</sup> Ebd. Schon früher, 1531, gab Hierter Hinweise zur Ausgestaltung des Erbrechts, StadtA Rt., A 1 Nr. 590. S. a. Sabine Arend (Bearb.): Die evangelischen Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts, Bd. 17 (Baden-Württemberg IV), Tübingen 2009, S. 34.

<sup>118</sup> StadtA Rt., A 1 Nr. 13925.

<sup>119</sup> StadtA Rt, A 1 Nr. 5477 (1. 10. 1528), dazu auch HofkammerA Wien, Sammlungen, Reichs-akten Nr. 774.

<sup>120</sup> StadtA Rt, A 2 Nr. 2266.

des Reichs oder aber des Schmalkaldischen Bundes befanden. So riet er der Stadt nach dem Tod des sächsischen Kurfürsten Johann im August 1532, ein Empfehlungsschreiben an den Nachfolger zu senden.<sup>121</sup> Im Oktober desselben Jahres äußerte er seine Freude über den siegreichen Kampf gegen die Türken<sup>122</sup> und schließlich versorgte er die Stadt, die ja durch den „Kammerzieler“ an der Finanzierung des Reichskammergerichts beteiligt war, mit der Druckausgabe der neuen, revidierten Kammergerichtsordnung.<sup>123</sup> Erst Jahre nach seinem Tod, 1543, erfahren wir, dass er seiner Vaterstadt auch ein Darlehen in Höhe von 1000 Gulden gegeben hatte.<sup>124</sup>

Selbstverständlich wurde Hierter auch für einzelne Reutlinger Bürger tätig. 1532 trat er in einem Strafverfahren des Stadtgerichts als Vertreter der des Diebstahls angeklagten Dorothea Sin auf, 1536 für den wegen Totschlags ins Gefängnis geworfenen Färber Hans Ruf, genannt „Butzinger“.<sup>125</sup> Bereits 1526 siegelte er für Anna Sattlerin in einer Erbsache.<sup>126</sup> Vor dem Reichskammergericht vertrat er u. a. 1525 die Goldschmiedswitwe Felicitas Reußmann, 1538 den Reutlinger Hauptmann Hans Schult, der in Bellinzona auf dem Heimweg von einem Kriegszug in Italien in Raufhändel verwickelt worden war.<sup>127</sup> Doch auch hier gilt, dass Reutlinger keineswegs häufiger unter seinen Mandanten anzutreffen sind als die Einwohner anderer schwäbischer Reichsstädte.

## Die Ermordung Hierters in Speyer

Während die Religionsprozesse angesichts der Entwicklungen im Reich ihre Brisanz verloren, um dann 1541 endgültig gelöst zu werden, scheinen sich die persönlichen Anfeindungen zwischen Katholiken und Protestanten am Sitz des Reichskammergerichts fortgesetzt zu haben. Das Mandat der beiden protestantischen Prokuratoren war auf dem oberländischen Städtetag in

<sup>121</sup> J. Hartmann (wie Anm. 53), S. 90.

<sup>122</sup> StadtA Rt., A 1 Nr. 6538.

<sup>123</sup> StadtA Rt., A 1 Nr. 6464 (Vorlage: HStAS B 201 Bü 7). Dieser „Abschied des Reichstags zu Regensburg anno MDXXXII gehalten. Reformation des Keyserlichen Cammergerichts [...]“ (= VD16 R 783) hat sich in den Reichstagsakten der Stadt erhalten, vgl. StadtA Rt., A 20 vorl. Nr. 3. Auf dem Titelblatt handschriftlich: „Geschicht von Speir von Doctor Ludwigen den 12. Septembris anno etc. 32“.

<sup>124</sup> StadtA Rt., A 2 Nr. 408.

<sup>125</sup> StadtA Rt, A 2 Nr. 7206, 7228. Es wäre zu prüfen, ob es sich um just jenen Hans Ferber handelte, wegen dem Hierter schon 1533/34 vor dem Reichskammergericht vorstellig wurde, vgl. HStAS C 3 Nr. 1042.

<sup>126</sup> StadtA Rt., B 1 (Inventuren und Teilungen) Nr. 131.

<sup>127</sup> HStAS C 3 Nr. 3654, 3723. Die Lesart „Schultes“ in: Akten des Reichskammergerichts im Hauptstaatsarchiv Stuttgart (wie Anm. 25), Teil 6, trifft nicht zu.

Esslingen 1537 nochmals verlängert worden.<sup>128</sup> Ob die Tat vom 3. März 1539 damit in Verbindung steht, ist eher unwahrscheinlich. Die frühneuzeitliche Gesellschaft war sicherlich wenig von Affektkontrolle geprägt, dafür legt das Reutlinger Totschlägerasyl ein beredtes Zeugnis ab. Und auch Hierter selbst war bekanntlich in Esslingen einmal der Planung eines Mordanschlages beschuldigt worden.<sup>129</sup> Die Nachricht vom Tod des Prokurators erreichte Reutlingen wenige Tage später über ihren Bürgermeister Jos Weiß. Der wiederum hatte einen recht genauen Bericht von Dr. Simeon Engelhardt erhalten, einem Kollegen Hierters, der diesen auch nach Esslingen geschickt hatte.<sup>130</sup> Die Schilderung des Tathergangs und der anschließenden Vereitelung der Strafverfolgung sei hier im Wortlaut wiedergegeben:

„[. . .] Es hault vns docter engelhart von speir vff eslingen vnd mir zugeschriben auff dem 6 tag marcy, wie das docter ludwig hirter auff dem 3 tag marcy selbe entleibt sein worden vmb 4 vrn, dem gott der almächtigt gnedig vnd barmherczig sein welle, von ainem edel man valentin mathys streitberger genant, der dann auff guttn beschaide vnd rechtens erbieten vonn ime streitberger mit ainem rappyr auff sein brust gestochen. Vnd das werr im dem docter ain spanenlang abgebrochen, also das er vir tod in aines scherers huss getragen vnd ime der spyz mit ainer yssenin zangen hault miessen herus ziehen, nachmalls inn 2 stunden ist er mit tod abgangen. Vnd der edel man strittberger hatt flichtigen füß gesezt byss vir das thor aber die statt knecht habend in gefangen vnd in wider in die stat wellen fieren als bald ist ain thombherr, des camerrichters sunn, alher geriten vnd inen denn stattknechten denn stritberger mit gewalt genommen vnd in sein huss gefiert wie woll die herren von speir das hus vmb geben habend ist doch zu besorgen man werde in nit mer finden. Sollichs alles haben wier denn erbern stetten in der cristenlichen verain angezaigt nachmalls ist vir gütt angesehen das die stett sollens denn cur vnd fursten anzaigen vnd was weiter das in gehandelt will ich E. W. nit verhalten.“<sup>131</sup>

<sup>128</sup> Politisches Archiv des Landgrafen Philipp des Großmütigen von Hessen. Inventar der Bestände 1, Nr. 482 (S. 290–291).

<sup>129</sup> S. Anm. 51. Bemerkenswert in diesem Sinn auch die Schilderung weiterer Gewalttaten in Speyer zu jener Zeit bei G. Bossert (wie Anm. 1), S. 681 ff.

<sup>130</sup> Hierter hatte damals ein Esslinger Verfahren am Reichskammergericht betrieben, vgl. HStAS C 3 Nr. 964. Nach der Ermordung Hierters übernahm Simeon Engelhardt mehrere Verfahren Hierters, darunter das der Stadt Esslingen, ebenso die Angelegenheit des Reutlinger Hauptmanns Hans Schult (vgl. Anm. 127). Zu Engelhardt vgl. A. Baumann, Prokuratoren (wie Anm. 7), S. 191.

<sup>131</sup> StadtA Rt. A 1 Nr. 6581 (Vorlage: HStAS B 201 Bü 9). Paläographische Abschrift, Zeichensetzung modernisiert.

49.

Mein freuntlich vnd lang dienst freuntlichen Esamen  
 Weissen gebietenden lieben heren es handt vns docter  
 Engelhart von Spere vsschreibungen vnd mir zu geschriben  
 auff dem 6 tag marzo wie das docter ludwig hierter auff  
 dem 3 tag marzo selbe entleibt sein worden vnd q vns  
 dem gott der almachtig gnedig vnd barmherzig sein. wolle  
 von ainem edel man valentem martijs streitberger genant  
 der dann auff gutten bestgard vnd wechrent erbeten vns  
 jme streitberger mit ainem rappier auff sein beußt gestochen  
 vnd das wese jm dem docter am spantenlang abgetroffen  
 also das er wie tod in ainem sthener huff getragen vnd jme  
 der spyz mit ainem yssenn zangen handt mißsen heruß  
 ziehen nachmals jm 2 stunden ist er mit tod abgantz  
 vnd der edel man streitberger hat flichtigen fuß gesetzt  
 hiß wie das thore aber die stadt kuetzer habend in gefangt  
 vnd zu wider in die <sup>stade</sup> wullen fien als bald ist am thumb  
 heren des Camerarius den alhei garten vnd jnen  
 dem stadt kuetzer dem streitberger mit gewalt genant  
 vnd in sein huff gefiert wie wolle die heren von Spere  
 das huff omb geben habend ist doch zu besagen man  
 werde in mit mee fünden, sollwas alles haben wie  
 dann erben stetten in der Cristenlichen verain angezagt  
 nachmals ist wie gutt angesehen das die stadt sellens  
 dem Cür vnd freuten anzeigen vnd was weiter dar  
 in gehandelt wellt jst. v. mit verhalten darinn  
 dem 1 tag marzo anno 1539

Jos weiß der kire  
 Ewer willigedener

Die Nachricht über die Ermordung Hierters in Speyer. Schreiben von Bürgermeister Jos Weiß vom 7. März 1539. Weiß beruft sich darin auf den Bericht Dr. Simeon Engelharts vom Vortag.

Bedauerlicherweise scheint in Speyer selbst keinerlei Quellenüberlieferung zu dieser sicherlich aufsehenerregenden Tat vorzuliegen.<sup>132</sup> Nach diesem Bericht war Hierter arglos („auff guttn beschaid vnd rechtens erbieten“) von einem Adelligen namens Valentin Matthäus („Mathys“) Streitperger angegangen worden. Der stach mit solcher Heftigkeit auf Hierter ein, dass der Degen (Rapier) abbrach, was ein einfaches Herausziehen der Klinge verhinderte. Bei dem folgenden, sicherlich überaus peinigenden Rettungsversuch im Haus eines Scherers, wo die stecken gebliebene Spitze mit einer eisernen Zange herausgezogen wurde, kann man für den armen Hierter nur hoffen, dass er bereits ohnmächtig war. Zwei Stunden später war er jedenfalls tot.

Es ging Engelhardt und ebenso Jos Weiß in dem Schreiben nicht nur um den schieren Tathergang, sondern auch darum, dass die Städte und Fürsten – gemeint waren sicherlich die im Schmalkaldischen Bund zusammengeschlossenen – von der Tat und auch von der skandalösen Strafvereitelung erfuhren. Der bereits von den Stadtknechten festgesetzte Streitberger war durch einen namentlich nicht genannten Domherrn aus der Haft befreit und in sein Haus verbracht worden. Man könnte zunächst daran denken, dass es sich hier um eine der Streitigkeiten zwischen der Stadt und dem Bischof handelte, zu denen es immer wieder bei Hochgerichtsfällen kam. Denn der Stadt stand zwar die „peinliche“ Gerichtsbarkeit zu, die Vollstreckung aber war den bischöflichen Amtleuten vorbehalten.<sup>133</sup> Dieser Domherr jedoch soll ein Sohn des Kammerrichters gewesen sein und dadurch wird nicht nur eine Identifizierung möglich, sondern auch eine andere Deutung der Vorgänge. Es dürfte sich nämlich nicht um den Sohn des damals präsidierenden Kammerrichters, Pfalzgraf Johann von Simmern, sondern um den des 1538 verstorbenen Vorgängers, Graf Adam von Beichlingen, gehandelt haben. Dessen jüngster Sohn Bartholomäus Friedrich († 1567) war in der Tat Kölner und Halberstädter Domherr, heiratete jedoch später, da seine älteren Brüder allesamt frühzeitig und ohne Hinterlassung eines Stammhalters verstorben waren.<sup>134</sup> Adam von Beichlingen aber war eben jener Kammerrichter, der 1531 die Rekusation der Protestanten erfolgreich abgewehrt hatte.

Bei dem Täter wiederum handelte es sich um einen Landsmann Beichlingens, auch er entstammte einem fränkischen Adelsgeschlecht. Valentin Matthäus von Streitberg, der anscheinend erbenlos verstarb und über den sonst wenig bekannt ist,<sup>135</sup> gehörte zu einer in Burggrub (Markt Heiligenstadt,

<sup>132</sup> Freundliche Auskunft von Stadtarchivarin Dr. Pfanz-Sponagel, Speyer.

<sup>133</sup> Andreas Deutsch: Die Stadt Speyer, der Bischof, sein Henker und das Reich. Zu den Streitigkeiten um das Recht zur peinlichen Strafvollstreckung in Speyer, in: Speyer als Hauptstadt des Reiches (wie Anm. 26), S. 169.

<sup>134</sup> Johann Heinrich von Falckenstein: Thüringische Chronika [...], Bd. 2.2, Erfurt 1738, S. 775.

<sup>135</sup> Urkundliche Erwähnungen der 1540er-Jahre im Bestand Schenken von Stauffenberg des Staatsarchivs Sigmaringen, Dep. 38 T 5 Nr. 23/2 und 38/3; s. a. Johann Gottfried Bieder-

Oberfranken) gesessenen Linie dieses Hauses und dürfte damals noch recht jung gewesen sein – 1533 jedenfalls vermochte er noch nicht eigenständig zu siegeln.<sup>136</sup> Ein Verwandter, Georg von Streitberg, war zuweilen für den Bamberger Bischof vor dem Reichskammergericht tätig gewesen.<sup>137</sup> Es entsteht damit der – im Einzelnen allerdings kaum sicher belegbare – Eindruck einer sich gegenseitig deckenden fränkisch-katholischen Adelswelt, deren Verbindung zu dem Kammerichter Adam von Beichlingen dem Ganzen eine besondere Note verleiht. Hinsichtlich der Hintermänner wollten manche Zeitgenossen sogar von einer Verstrickung Herzog Heinrichs II. (des Jüngeren) von Braunschweig wissen.<sup>138</sup>

Obwohl die städtische Obrigkeit das Haus des Domherren umzingeln ließ, in das der Täter gebracht worden war, stand zu befürchten, dass Streitberg entkommen würde. Die Überlieferung der landgräflich-hessischen Kanzlei zeigt, dass sich der Tod Hierters in Windeseile herumgesprochen hatte.<sup>139</sup> Doch auch die Bemühungen der Schmalkaldischen scheinen keine Sühne der Tat ermöglicht zu haben.

## Nachfahren Hierters in Reutlingen und ein Fazit

Das familiäre Geflecht Hierters lässt sich aus den bekannten Quellen leider nur wenig erhellen. Verwandtschaftliche Verbindungen zu weiteren in Speyer tätigen Juristen sind nicht ausgeschlossen. So deutet eine Erbauseinandersetzung des 1533 verstorbenen Dr. Konrad von Schwabach eine Verwandtschaft zu dieser bayerischen Familie an, die eine ganze Reihe von hochrangigen

---

mann: Geschlechtsregister der Reichsfrey-unmittelbaren Ritterschafft Landes zu Francken löblichen Orts Gebürg [...], Bamberg 1747, Tafel 372; Paul Österreicher (Hrsg.): Neue Beiträge zur Geschichte, Bd. 6, Bamberg 1827, S. 57.

<sup>136</sup> Es drehte sich um einen Lehensrevers der Herrschaft Heiligenstadt, vgl. Johann Paul Reinhard: Beyträge zu der Historie des Frankenlandes und der angränzenden Gegenden, Teil 2, Bayreuth 1761, S. 347.

<sup>137</sup> S. Wunderlich (wie Anm. 32), S. 939, 946. Etliche Streitberg standen im Dienst des Bischofs, so auch der Vater des Täters, Gabriel von Streitberg.

<sup>138</sup> M. Lenz, Briefwechsel, Teil 1 (wie Anm. 1), S. 481–482. Der hessische Kanzler Heinrich Lersner berichtete dies 1540 aufgrund einer Unterredung mit dem Erzbischof von Lund, s. a. G. Bossert (wie Anm. 1), S. 683; hinzuweisen ist immerhin darauf, dass der Herzog über Einfluss im Bistum Halberstadt verfügte, wo Bartholomäus Friedrich von Beichlingen eine Domherrenpfürnde innehatte. Auf der anderen Seite war Helfmann und nicht Hierter in den Reichskammergerichtsverfahren des Fürsten tätig, vgl. S. Wunderlich (wie Anm. 32), S. 1235, 1241. Die in den „Reutlinger Reformationsakten“ befindlichen Dokumente zur Festnahme eines Sekretärs des Herzogs 1539 entbehren jeglicher Bezüge zur Speyerer Tat, StadtA Rt., A 1 Nr. 6406, 6578, 6609. (Vorlagen in HStAS B 201 Bü 9).

<sup>139</sup> Ebd., Nr. 511 (S. 308–309), s. a. die Anm. 1.

Juristen hervorgebracht hatte.<sup>140</sup> Den Namen von Hierterers Frau kennen wir nur aus einem Dokument des Jahres 1543, mit dem die Witwe Apollonia Seidlerin die Rückzahlung eines Darlehens, das Hierter der Stadt Reutlingen in Höhe von 1000 Gulden rheinisch gegeben hatte, quittierte.<sup>141</sup> In den hessischen Akten finden sich bis zu dieser Zeit etliche Belege für ihre Bemühungen, ausstehende Gehälter ihres Mannes einzutreiben.<sup>142</sup>

Die Ehe Hierterers war nicht kinderlos geblieben. Schon durch die Vorgänge um seinen vorübergehenden erzwungenen Wegzug aus Speyer 1534 erfahren wir, dass sich der Prokurator „zu seiner lieben hausfrau und kinder, so nunmehr ein Vierteljahr daselbst [in Reutlingen, Anm. d. Verf.] in seiner behausung seyen“ in Sicherheit gebracht habe.<sup>143</sup>

Die Familie war auch nach dem Tod Hierterers in Reutlingen geblieben. Das zeigt das letzte Blatt der 1542 angelegten Türkensteuerliste Reutlingens, wo „D[oktor] Hierterers witfrow“ unter den Pfahlbürgern mit der nicht unbeträchtlichen Steuersumme von 11 Gulden, 12 Batzen und 3 Ort vermerkt ist. Anscheinend lebte sie noch bei der 1557 angestellten neuerlichen Schatzung.<sup>144</sup> Zu den Kindern dürfte der 1545 an der Universität Tübingen eingeschriebene Wolfgang Adolph Hürter gezählt haben.<sup>145</sup> Er wäre dann in die Fußstapfen des Vaters getreten, denn er fungierte 1564 bis 1573 in Speyer als Reichskammergerichtsassessor des Schwäbischen Reichskreises.<sup>146</sup> Ein weiterer Jurist dieses Namens ist Dr. Johann Philipp Hi(e)rter aus Hainingen, dem ein gedrucktes Glückwunschgedicht zur Magisterpromotion in Tübingen 1586 gewidmet wurde.<sup>147</sup>

<sup>140</sup> Dies legt nicht nur die Formulierung „als vnser sunder vertrauten Herrn vetter vnnnd frund“ für die damaligen Urkundszeugen nahe, zu denen Hierter zählte (StaatsA München, Bestand Schlossarchiv Piesing, Nr. 98 (1533, September 6), online einsehbar unter der URL: [www.monasterium.net](http://www.monasterium.net) (16. 12. 2016). Auch ein Schreiben Konrads von Schwabach an Esslingen 1532 lässt eine Verwandtschaft vermuten, vgl. Johann Christian von Pfister; Johann Christoph Schmid: Denkwürdigkeiten der Württembergischen und Schwäbischen Reformationsgeschichte, Heft 1, Tübingen 1817, S. 147–148.

<sup>141</sup> StadtA Rt., A 2 Nr. 408 (1543, September 28).

<sup>142</sup> Politisches Archiv des Landgrafen Philipp des Großmütigen von Hessen. Inventar der Bestände 1, Nr. 542 (S. 329), Nr. 676–677, Nr. 847 (S. 533).

<sup>143</sup> Annales de Sébastien Brant (wie Anm. 89), S. 230.

<sup>144</sup> StadtA Rt., A 1 Nr. 751, fol. 25 v. Zum Weiteren vgl. Otto-Günter Lonhard: Die Türkensteuerlisten der Stadt Reutlingen (Südwestdeutsche Quellen zur Familien- und Wappenkunde, Bd. 4), Stuttgart 2009, S. 42, 176.

<sup>145</sup> T. Schön: Patrizier- und Bürgergeschlechter (wie Anm. 4), S. 13. Die Immatrikulation bei H. Hermelink (wie Anm. 13), S. 322.

<sup>146</sup> W. Dotzauer (wie Anm. 84), S. 612, nach H. Hermelink (wie die vorige Anm.) allerdings bereits 1558 *Camerae imperialis assessor*.

<sup>147</sup> Reinmund Strubin: Epos syncharistikon In Honorem [...] Ioannis Philippi Hirtteri [...] cum gradus Philosophiae primus ei decerneretur [...], online einsehbar unter der URL: [http://digital.staatsbibliothek-berlin.de/werkansicht?PPN=PPN796821879&PHYSID=PHYS\\_0001&DMDID=DMDLOG\\_0001](http://digital.staatsbibliothek-berlin.de/werkansicht?PPN=PPN796821879&PHYSID=PHYS_0001&DMDID=DMDLOG_0001) (15. 12. 2016). Von 1680 ist ein gleichnamiger Pro-

In Reutlingen lebte der Familienname noch lange fort. 1542 erscheint ein Hans Ludwig Hi(e)rter als Schwiegersohn der Anna Kalbfell in den Quellen,<sup>148</sup> vielleicht jener „Laux Hirter“, der im Zuge der Neubesetzung des Reutlinger Rats durch den kaiserlichen Kommissars Heinrich Haß 1552 als einer der vertrauenswürdigen Männer unter den „Geheimen“ genannt wurde.<sup>149</sup> Zu dessen Nachfahren wiederum dürfte der 1634 verstorbene gleichnamige Armen- und Spitalpfleger sowie Bürgermeister Lux Hierter gehören.<sup>150</sup>

Ludwig Hierter hat als Reutlinger Bürger und als Anwalt am Reichskammergericht Spuren hinterlassen. Sicherlich nicht in gleichem Maße wie Matthäus Alber aber doch im Rang eines Johannes Schradin oder eines Benedict Gretzinger hat er Reformationsgeschichte geschrieben. Als Prokurator des Schmalkaldischen Bundes wirkte er, und das eben unterscheidet ihn von seinen Landsleuten, weit über die schwäbische Reichsstadt hinaus. Hierters nur etwa 40 Jahre währendes Leben vermittelt das Bild eines durch akademische Bildung aufgestiegenen Handwerkersohnes. Sein beruflicher Weg als Jurist ist bereits in seiner Esslinger Zeit, stärker aber noch in Speyer aufs Engste mit seiner lutherischen Glaubensüberzeugung verbunden. Einige Äußerungen deuten an, dass er gegenüber abweichenden Glaubensrichtungen eher vermittelnde Töne anschlug. Sein gewaltsamer Tod 1539 ließ indes schon Zeitgenossen mutmaßen, dass er selbst Opfer eines konfessionell motivierten Anschlags geworden war. Leben und Leistung Ludwig Hierters für seine Vaterstadt und die evangelische Sache in Deutschland berechtigen es in jedem Fall, ihn nicht dem Vergessen anheimfallen zu lassen. Die nun vielerorts hervorragend erschlossenen Prozessakten des Reichskammergerichts erlauben es, dem Wirken dieses Reutlingers künftig noch weiter und intensiver nachzugehen. Mit diesem Beitrag soll dazu ein erster Schritt getan werden und keineswegs das letzte Wort gesprochen sein.

---

kurator der Abtei Maria Laach bekannt, vgl. Landeshauptarchiv Koblenz, Bestand 128, Nr. 549.

<sup>148</sup> StadtA Rt., A 2 Nr. 1953. Die Reutlinger Kirchenbuchüberlieferung setzt erst 1573 ein, so dass sich die Anknüpfung an die vorausgegangenen Generationen nicht einfach gestaltet. Im ältesten Taufbuch erscheint ein Hans Hürter ab 1573, StadtA Rt., S. 165 (Mikrofilme), Taufbuch Bd. 1, S. 2, 38. Weitere Einzelbelege sind – wie schon gesehen – den Türkensteuerlisten des 16. Jahrhunderts zu entnehmen, vgl. O. Lonhard (wie Anm. 144) sowie ders.: Die Musterungslisten der Stadt Reutlingen (Südwestdeutsche Quellen zur Familien- und Wapenkunde, Bd. 1), Stuttgart 1997, S. 55–56.

<sup>149</sup> Eberhard Naujoks (Hrsg.): Kaiser Karl V. und die Zunftverfassung. Ausgewählte Aktenstücke zu den Verfassungsänderungen in den oberdeutschen Reichsstädten (1547–1556) (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe A, Bd. 36), Stuttgart 1985, S. 241.

<sup>150</sup> T. Schön, Patrizier- und Bürgergeschlechter (wie Anm. 4); P. Schwarz (wie Anm. 5).



## „Mein Gau ist wahrlich keine Wüstenei!“

König Wilhelm I. von Württemberg und die Erneuerung der Landwirtschaft auf der „rauen“ Zwiefalter-Münsinger Alb (1816 bis ca.1850)\*

Rainer Loose

### 1. Zeitenwende: Thronwechsel und Hungerjahre 1816/17

„Mein Gau ist wahrlich keine Wüstenei!“ Dieses Eingangszitat könnte einem frühen Werbeprospekt der Tourismuswirtschaft entnommen sein, ist es aber nicht, sondern es ist die Schlusszeile aus dem Charadenlied eines unbekanntenen Autors, das der Redakteur des *Landwirtschaftlichen Boten für die rauhe Alb*, Pfarrer Konrad Dieterich (1802–1876) aus Böttingen,<sup>1</sup> als *Landwirtschaftliche Beilage* der ersten Ausgabe des *Intelligenzblattes für das Oberamt Münsingen* 1842 abdrucken ließ. In dem acht Strophen umfassenden Lied wollte der Verfasser, der vermutlich der Redakteur selbst war, in verschlüsselter Weise nicht nur zum Besuch der Alb einladen, sondern hauptsächlich auf die landwirtschaftliche Erwerbssituation auf der Mittleren Schwäbischen Alb aufmerksam machen, welche – so der Lieddichter – gar nicht so desolat sei und sich rasch verbessern ließe, wenn Kapital und Wissen zusammenkämen und zugleich Wünsche der Landbevölkerung berücksichtigt würden. Daran scheint es aber gefehlt zu haben, nicht zuletzt weil die „Herren in Stuttgart“ – wie der *Schwaben-Kalender für das deutsche Volk* von 1845 brandmarkte<sup>2</sup> – so wenig über die Lebenssituation der Bevölkerung auf der Alb wussten. Die am Schreibtisch Stuttgarter Bürokraten erdachten Maßnahmen zur Erneue-

\* Der nachfolgende Text stellt eine erweiterte und mit Anmerkungen versehene Fassung eines Vortrags dar, den der Verfasser auf Einladung des Zwiefalter Geschichtsvereins am 14. Oktober 2016 gehalten hat.

<sup>1</sup> Über ihn existiert bis heute kein wissenschaftlich fundiertes Lebensbild, sodass wir noch immer auf die ältere Literatur angewiesen sind, vgl. Nachruf im Evangelischen Kirchen- und Schulblatt für Württemberg 37 (1876), S. 404–405; Wochenblatt für Land- und Forstwirtschaft, hrsg. von der K. Württemb. Centralstelle für die Landwirtschaft Nr. 51 vom 16. 12. 1876, S. 407–408; vgl. ferner Gerald Maier: Zwischen Kanzel und Webstuhl. Johann Georg Freihofer (1806–1877) (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde, Bd. 20), Leinfelden-Echterdingen 1997, S. 97–99; zum Verhältnis von Konrad Dieterich und Eduard Süskind vgl. Lina Benz: Eduard Süskind (1807–1874). Pfarrer, Volksmann, Visionär (Europäische Hochschulschriften, Reihe III, Bd. 668), Frankfurt/M u. a. 1995, hier bes. S. 114 ff.

<sup>2</sup> Das Zitat lautet im Zusammenhang: „[...] wenn die Alp-Bewohner so „magere Felder“ hätten, „[...] so müßten die Herren in Stuttgart ihr schönes weißes Brod um ein namhaftes theurer zahlen [...]“. Aus dem Aufsatz (ohne Verfasser): Das Schwabenland und die Schwaben, in: Schwaben-Kalender für das deutsche Volk, hrsg. von Franz Kapff und Eduard Süskind. Ulm 1845, S. 91.



König Wilhelm I. von Württemberg (1781–1864), Lithographie, um 1820.

rung von Landwirtschaft und Gewerbe im Königreich Württemberg stießen auf eine Wirklichkeit, die den „Herren in Stuttgart“ zwar das Leben erleichterten, den Bauern auf der Alb eher sauer aufstießen, sodass es nicht verwunderlich ist, warum sie mit Skepsis und teilweiser Ablehnung auf die Reformvorschläge reagierten. Welche Anordnungen der königlichen Regierung die Leute zur Verbesserung der Landwirtschaft befolgen sollten, werden die nachfolgenden Ausführungen über die landwirtschaftliche Reformpolitik König Wilhelms I. (1781–1864) aufzeigen. Sie gehen nicht nur Fragen nach, die das schwierige Verhältnis von Herrscher und Untertan berühren, sondern auch welche Personen die Chancen der Reformpolitik erkannten und wahrnahmen.

Am Beginn der Darstellung steht der Thronwechsel am 30. Oktober 1816, der in vielerlei Hinsicht ein Wendepunkt gewesen ist.

Versetzen wir uns in das Jahr 1816, dem Jahr ohne Sommer! Vor ziemlich genau zweihundert Jahren, als König Wilhelm I. die Nachfolge seines Vaters Friedrich antrat, steckte Württemberg in einer tiefen politischen und wirtschaftlichen Krise. Politisch, weil es bisher nicht gelungen war, sich mit den Ständen auf eine neue gemeinsame Verfassung für alle Landesteile (Alt- und Neu-Württemberg) zu verständigen; wirtschaftlich, weil die Jahre 1816/17 eine Hungersnot sondergleichen und eine tiefe Rezession der Gewerbe brachten. Vom Stillstand der Gewerbe und von teuren Nahrungsmitteln, die sich niemand leisten konnte, von Suppenküchen und Almosen, die nicht zum Leben und zum Sterben reichten, ist die Rede. Zeitgenössische Berichte wie die Reutlinger Weingärtnerchronik von Johann Conrad Weckler und Johann Georg Hohloch<sup>3</sup> oder des Großengstinger Pfarrers Dominikus Kaiser schilderten die Not der Bevölkerung in drastischen Worten. Hohloch hielt auf dem Höhepunkt der Hungerkrise im Dezember 1816 fest:

„[...] ebenso fieng der December (d. h. wie der November) auch an, es schneit immer ein wenig doch ist die Kälde erträglich, aber die Teuerung steigt immer heftiger; das Brodt hat zwar einen Preis aber keine Schazung

<sup>3</sup> StadtA Rt., S 1 Nr. 4 [Weingärtnerchronik 1781–1887, von Johann Conrad We(c)kler (1. Teil) und von Johann Georg Hohloch (2. Teil)].

oder gewicht, so das 8 Pfund kaum 6 Pfund wiegt und kann es fast nicht haben und ist sehr schlecht wie von Nachmehl, und kann es an einem Klumpen zusammendruken als ob es fließend wähe, welches es Gott sey Dank winig giebt und der 2 x (= Kreuzer) wek wiegt 5 Loth. Ach es kön(n)en die armen Leuthe kein Simri frucht mehr kaufen und viel Leuthe haben lange Zeit kein brodt im Haus und kön(n)en fast die Kinder nicht mehr ernähren noch kleiden; die Erdbihrn sind nicht am besten geworden wegen nässe (welche der zeit der armen leuthe haubt narung ist, das Simri kostet von 56 x bis auf 1 f. (= Gulden) und 12 x auch 20 x darzu und Krauthaibla (Krautkopf) 5, 6 x, eine Kohlrabe 4, 5 x, der wein kostet das mas 1 f. bis 18, 20 Bazen, auch 1 f. 30 x; eine gewisse Frau hat 2 Ihme wein (ca. 38,4 Liter) vom gemeinsten 19 f. 30 x geben [...] den 12 ten (d. i. 12. Dezember) kauf ich selbst ein Simre gersten (24,15 Liter) um 3 f. 9 x, so lauft der Jahrgang zu Ende. Mein reim ist kurz: Ach und Weh ist der Menschen leben sehl [...].“

Angesichts der Teuerung und Not verzichteten die neu gewählten Reutlinger Gemeinderäte Anfang Juli 1817 auf die sonst übliche Feier und begnügten sich mit einem *frugalen* (d. h. bescheidenen, kargen) *Mahl* am Abend des 6. Juli.<sup>4</sup>

Im Rückblick und mit Fokus auf die Alb halten die Württemberger Jahrbücher 1818 die Verhältnisse für die Zeitgenossen in beispielloser Nüchternheit fest, sodass manchen der Schrecken in die Glieder gefahren sein dürfte. Es heißt:

„In welcher Lage bey diesen Preisen der Unbemittelte und Arme sich befand, läßt sich leicht einsehen [...] Besonders groß war die Noth in den Gebirgsgegenden auf der Alp, dem Heuberg, in der Gegend von Ellwangen, Rothweil u. a. In der Gegend von Rothweil sollen die Pferde auf dem Anger wieder ausgegraben und verzehrt worden seyn.“<sup>5</sup>

In dieser Wirtschaftskrise und Notzeit musste Wilhelm I. schnell Lösungen für seine rund 1,4 Millionen und zu 90 Prozent von der Landwirtschaft abhängigen Untertanen finden und umsetzen. Ob er von Anfang an dabei ein Modernisierungskonzept verfolgte und dabei auf die Schaffung außerlandwirtschaftlicher, gewerblich-industrieller Arbeitsplätze setzte, ist zweifelhaft. Sicher ist, dass die Landwirtschaft – schlichtweg als „Ökonomie“ bezeichnet – die wesentlichen Ressourcen für die Entwicklung der Gewerbe und der (Textil-)Industrie im Besonderen zur Verfügung stellen sollte.

<sup>4</sup> Schwäbische Chronik vom 18. Juli 1817, S. 501 (mit Datum vom 6. Juli 1817).

<sup>5</sup> Württembergisches Jahrbuch 1 (1818), S. 3–29, hier S. 15.

## 2. Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage auf der Mittleren Schwäbischen Alb um 1820

Leider besitzen wir keine neutralen Schilderungen der wirtschaftlichen Situation der Bevölkerung auf der Mittleren Schwäbischen Alb aus der Zeit von ca. 1820. Wir sind angewiesen auf regierungsnahe Darstellungen wie die Amtsgrundbücher der Kameralämter Münsingen und Zwiefalten von 1820, die Oberamtsbeschreibung Münsingen aus dem Jahr 1825 und auf die Reisebeschreibung des Kustos des königlichen Naturalienkabinetts Georg von Martens, der 1822 die Schwäbische Alb auf dem Weg von Stuttgart nach Ulm querte<sup>6</sup> und dabei Beobachtungen hauptsächlich zur Botanik, aber auch zur Lebensweise der Bevölkerung machte.

Der Oberamtsbeschreibung zufolge zählte das Oberamt Münsingen 1822 rund 18 200 Einwohner. Im Vergleich zu anderen Oberämtern war das Oberamt Münsingen vergleichsweise dünn besiedelt, geradezu bevölkerungsarm. Lebten hier doch nur 1816 Menschen auf einer Quadratmeile, im württembergischen Durchschnitt waren es mehr als doppelt so viele, nämlich 4303 Personen, im Neckarkreis sogar 6600 Personen. Von den 65 Oberämtern des Königreichs bildete das Oberamt Münsingen das Schlusslicht in der Bevölkerungsstatistik. Konfessionell war das Oberamt deutlich geschieden. Während das alte Oberamt Münsingen überwiegend evangelisch geprägt war, war das 1810 aufgelöste neu-württembergische Oberamt Zwiefalten katholisch. Zudem gab es in Buttenhausen eine kleine jüdische Gemeinde, die ebenfalls durch die Mediatisierung der adeligen Familie von Liebenstein 1803 unter württembergische Herrschaft gelangt war. Die ehemaligen herrschaftlichen Zugehörigkeiten beeinflussten vor allem die Besitzverhältnisse und Erbsitten: Im Raum Münsingen bestanden Erblehen, Güterteilung und freie Vererbung, im einstigen Klostergebiet Zwiefalten geschlossene Vererbung und Fallehen, die ab 1816 in Erblehen und Eigentum überführt werden durften. In der Revolutionszeit 1848/49 beeinflussten die konfessionellen Verhältnisse auch das Wahlverhalten, was sich u. a. darin äußerte, dass liberales und demokratisches Gedankengut im katholischen Teil des Oberamtes Münsingen weniger Anhänger fand.<sup>7</sup>

Was die Erwerbsverhältnisse angeht, verschleiert die Statistik die tatsächlichen Gegebenheiten. Denn sie unterscheidet nicht nach Familien und Einzelpersonen, sondern fasst im Zähler alle zusammen, sodass oberflächlich betrachtet nur etwa die Hälfte der Bevölkerung von der Landwirtschaft abhängig war, was aber nicht zutreffen kann. Ferner fehlen Angaben zu den

<sup>6</sup> Bemerkungen auf einer Reise von Stuttgart nach Ulm, in: Correspondenzblatt des Württembergischen Landwirtschaftlichen Vereins (künftig: CWLV) 1 (1822), S. 359–408.

<sup>7</sup> L. Benz (wie Anm. 1), S. 328 ff.

Handels- und Gewerbetreibenden, die es doch in Münsingen und Laichingen im Leinengewerbe in größerer Zahl sowie in der Gossenzuger Papiermühle und – knapp jenseits der Bezirksgrenze – in der Ohnhülber Ziegelhütte gegeben hat.<sup>8</sup>

Georg von Martens hat wohl recht, wenn er schreibt, dass „Ackerbau und Viehzucht beinahe die ausschließlichen Ernährungsquellen der Alpbewohner (sind)“.<sup>9</sup> Er fügt aber hinzu, dass „wegen der vielen Steine und des unterliegenden zähen Thons nicht über einen halben Schuh, oft nur ein Paar Zoll tief gepflügt (wird) und die Halme zwischen diesen zahllosen Steinen schießen so dünne auf, daß man [...] hindurch jeden Gegenstand erblicken kann und sich z. B. kein Hase in einem solchen Kornfeld verbergen könnte.“

Über die Wirtschaft notiert das Kameralamtsgrundbuch Münsingen 1820,<sup>10</sup> dass „die Beschaffenheit der Alp sich hauptsächlich zur Vieh- und Pferdezucht (eigne).“ Allein die Rinderrasse ist im Allgemeinen sehr unvollkommen und klein. „Ein Hauptzweig für die Alpbewohner könnte auch die Pferdezucht seyn, in dem kein Gelände so viele lokale Vortheile bietet. Allein die fast allgemeine Verarmung der Bauern und die herrschenden Vorurtheile haben diese Erwerbsquellen noch nicht auf die diejenige Stufe gelangen lassen, welcher dieselbe fähig ist.“ Von Martens vermerkt aber zwei Jahre später, dass die Pferdezucht unter der Regierung König Wilhelms I. schnelle Fortschritte gemacht habe: „Die Alppferde werden von den Unterländern auf den Märkten der benachbarten Oberamtsstädte Münsingen, Urach und Kirchheim sehr gern gekauft, da sie zwar nicht ansehnlich, aber dagegen sehr dauerhaft sind und bei guter Pflege bald ein weit vortheilhafteres Ansehen gewinnen.“<sup>11</sup>

Unter den Handelsgewächsen hebt von Martens hervor, dass der Flachs das einzige sei, dessen Anbau schon seit längerer Zeit von Bedeutung ist. „Der feine Flachs wird verkauft und zu der, ehemals sehr bedeutenden, Leinwandfabrikation von Münsingen, Ulm, Urach und Heidenheim verwendet. Das Werg dagegen, in zwei Sorten, gröberes und feineres, liefert den Hauptstoff zur Kleidung der Einwohner, die für ein solches Klima sehr wenig wollene Tücher tragen.“

Ob das so stimmt, wollen wir im Detail nicht nachprüfen. Immerhin: Für modische Kleidung gaben die Älbler kein unnötiges Geld aus. Die flüchtigen Beobachtungen des mit der Postkutsche Reisenden lassen aber auch so

---

<sup>8</sup> Johann Daniel Georg von Memminger: Beschreibung von Württemberg, 2. Auflage, Stuttgart–Tübingen 1823, S. 644 ff., Beschreibung des Oberamts (künftig: OAB) Riedlingen, Stuttgart–Tübingen 1827, S. 155/156.

<sup>9</sup> Georg von Martens: Reise nach Venedig, Ulm 1824, S. 21.

<sup>10</sup> StA Ludwigsburg, E 258 Bü 2639 (Auszüge der Kanzlei des Statistischen Bureaus aus dem Amtsgrundbuch des Kameralamts Münsingen Heft I).

<sup>11</sup> Wie Anm. 9.

strukturelle Mängel der Landwirtschaft erkennen: Die Äcker wurden nicht sorgfältig mit Pflug und Egge bearbeitet, die Steine nicht zu Lesesteinhaufen aufgeschichtet, Unkräuter nicht gejätet, Getreide wird dünn von Hand ausgesät, fast kein Futterkräuterbau, der doch für die Stallviehhaltung und Dunggewinnung so wichtig wäre, allein um die Äcker ausreichend mit Dung versorgen zu können; schließlich noch die vernachlässigte Viehzucht, welche nach und nach auf einen höheren Stand gebracht werden müsste, damit gute Preise für Pferde und Rinder auf den Viehmärkten erzielt werden könnten. Die aus billigem Leinen (Werg) gefertigte Kleidung ist zudem ein Hinweis auf die relative Armut der Bevölkerung, ebenso wie auch die Ziegenhaltung und die fehlende Schweinezucht, die von Martens mit dem Mangel an Eicheln und anderen Futtermitteln für die Mast begründete. Alles in allem Fakten, die die Rückständigkeit der Äbler in der Landwirtschaft verdeutlichen sollen. Freilich, so rückständig und arm wie die Leute am oberen Neckar, im Schwarzwald sowie im Welzheimer Wald, den eigentlichen Notstandgebieten des Königreichs, waren die Äbler nicht.

### 3. Landwirtschaftliche Erneuerung durch Bildung und Vorbilder

Welche Maßnahmen König und Regierung ergreifen mussten, um die Situation nicht nur auf der Alb zu verbessern, darüber waren sich die königlichen Ratgeber bald einig. Der mit hohen Kriegsschulden belastete Staatshaushalt bot keine finanziellen Spielräume für umfassende Agrarstrukturreformen wie beispielsweise die Beseitigung der feudalen Grundlasten und des Zehnten. Für manche Vordenker wie in Preußen Freiherr vom Stein bildete die Abschaffung der Grundlasten und des Zehnten die Voraussetzung für schnelle Fortschritte in der wirtschaftlichen Entwicklung. In Württemberg war dieser Weg versperrt, weil feststand, dass jedes Reformgesetz von den adeligen Standesherrn, welche dadurch ihre Privilegien eingebüßt hätten, in der Ersten Kammer des Landtags sofort blockiert worden wäre, wie auch die jahrelange Debatte um ein Agrikulturgesetz von 1823 beweist. Es blieb nur die Möglichkeit, Ideen und Konzepte für eine erneuerte Landwirtschaft und Viehzucht zu sammeln und mittels Vorbilder und Bildungseinrichtungen weiterzugeben. Es galt das Wissen der „aufgeklärten Welt“ in Sachen Landwirtschaft und gewerblicher Wirtschaft aus Frankreich, England und den Niederlanden in das unterentwickelte Württemberg zu holen und an die notleidende Bevölkerung weiterzugeben.

Um die Armut und die Hungersnot auf dem Land und in den Städten sowie den Stillstand der Gewerbe zu bekämpfen, brauchte es nicht nur gute Konzepte, sondern auch durchsetzungsstarke Behörden. Von der Ministerialbürokratie war nicht viel zu erwarten. Daher schuf Wilhelm I. drei ihm unmittelbar verantwortliche Zentralstellen:

- die Centralstelle des Wohltätigkeitsvereins, welcher Königin Katharina 1816–1819 vorstand, ab 1819 bis 1848 der Geheime Rat August von Hartmann,
- die Centralstelle des landwirtschaftlichen Vereins, Präsident Geheimer Rat August von Hartmann,
- die Centralstelle des Handels- und Gewerbsvereins, deren Präsident von 1819 bis 1848 ebenfalls der Geheime Rat August von Hartmann war.

Ab 1830 kam noch die Gesellschaft für Beförderung der Gewerbe in Württemberg hinzu, die sich als private Einrichtung von Gewerbetreibenden in Württemberg verstand, aber an ihrer Spitze einen Staatsbeamten, den Staatsrat Karl Christian Friedrich von Pistorius, hatte.

Wichtig für unser Thema ist die Centralstelle des landwirtschaftlichen Vereins, an deren Spitze der Geheime Rat August von Hartmann, ein Vertrauter der Königin Katharina, berufen worden war. Dieser im August 1817 gegründeten Staatsanstalt fiel die Aufgabe zu, die Wirtschaft – und das heißt damals die gesamte Landwirtschaft mit Nebengewerben wie Wollverarbeitung, Flachsgewinnung, Bierbrauerei u. a. m. – zu beleben und zu erneuern.

Zu Mitgliedern der Centralstelle, die anfangs keinem Ministerium unterstellt war, berief der König hohe Beamte aus allen Ministerien, der Hofkammer, Professoren der Tübinger Universität und Privatpersonen, die die Landwirtschaft in all ihren Facetten kannten und vor allem auch praktizierten. Von ihnen erwartete der König, dass sie einer zu errichtenden landwirtschaftlichen Lehranstalt mit Rat und Tat beistünden. Denn dieses Institut sollte sogenannte *rationelle Landwirte* ausbilden, welche als Musterlandwirte oder als Verwalter von Hofgütern die erworbenen Kenntnisse umsetzen sollten. Solche Mustergüter sollten gleichsam als Leuchttürme in die Landbevölkerung hineinleuchten, um sie zu bewegen, die von den Voreltern und Eltern überkommenen Anbaumethoden wie die Dreifelderwirtschaft aufzugeben. Außerdem sollte das Landwirtschaftliche Institut neue ertragreichere Feldfrüchte und Anbaumethoden auf ihre Eignung in Württemberg testen, die



Geheimer Rat August von Hartmann (1764–1849), erster Präsident der Centralstelle des landwirtschaftlichen Vereins (1818–1839).



Johann Nepomuk (von) Scherz (1759–1844), erster Direktor des Landwirtschaftlichen Instituts Hohenheim (1818–1828).

Rindviehzucht durch Einkreuzung von Schweizer und Holländer Zuchtstieren verbessern, die Schafhaltung durch feinwollige Merinos veredeln und die Obstbaumzucht fördern.

Weil der Staat kein Geld hatte, musste das Landwirtschaftliche Institut 1818 auf einer staatlichen Domäne errichtet werden. Geprüft wurden mehrere Örtlichkeiten. Am Ende wurde auf Drängen von Königin Katharina die Staatsdomäne Hohenheim als Standort bestimmt. Hohenheim lag nur eine gute Stunde von der Residenz Stuttgart entfernt, konnte also beinahe täglich visitiert werden, und Hohenheim lag unweit von den königlichen Privatgütern Klein-Hohenheim, Scharnhausen und Weil bei Esslingen, wo sich der König persönlich um die Pferdezucht kümmerte und wo sich die Hohenheimer Schüler überzeugen konnten, dass die neuen Ideen auch

tatsächlich zu höheren Erträgen und Einkünften verhalfen.

Als im November 1818 der Unterricht in Hohenheim unter dem aus dem Rheinland stammenden Direktor Johann Nepomuk (von) Scherz (1759–1844) begann, war unter den ersten 16 Schülern kein Äbler. Erst 1821 taucht in den Registern der Name Ampfer auf. In Kettenacker geboren, studierte er Forstwirtschaft, vermutlich ein Jahr lang. Weil man den Forstzöglingen keine ausreichenden Schulkenntnisse zutraute, musste Ampfer erst eine Aufnahmeprüfung absolvieren, bei der er einen Aufsatz schreiben und eine Rechenaufgabe nach der „Regula de tri“ (Dreisatzrechnung) lösen musste. Die Eltern hatten natürlich die Unterrichts- sowie Kost- und Logiskosten zu tragen, immerhin 100 bis 200 Gulden je Semester.

Der erste Hohenheimer Landwirtschaftszögling von der Alb war im Herbst 1826 Graf Karl von Normann-Ehrenfels. Er studierte zwei Jahre in Hohenheim und hätte als rationeller Landwirt seine Hofgüter in Ehrenfels, Wimsen und Maßhalderbuch selbst verwalten können, was er aber vermutlich nicht tat. Denn in den Quellen tauchen Namen von Pächtern und Verwaltern auf wie jener von Karl August Römer, der 1838/39 in Hohenheim studierte und gleich darauf als Gutspächter in Maßhalderbuch aufzog.

#### 4. Der „Landwirtschaftliche Verein für die rauhe Alb“

Graf Karl von Normann führt die Riege einer wachsenden Zahl von Hohenheimer Studenten und Ackerbauschülern aus dem Oberamt Münsingen an. Auf einige hervorragende Absolventen Hohenheims wird wieder zurückzukommen sein. Kommen wir nun zu einer anderen Aufgabe der Centralstelle des Landwirtschaftlichen Vereins.

Als die Centralstelle 1817 etabliert wurde, wollten die Initiatoren auch, dass es nicht nur einen zentralen landwirtschaftlichen Verein mit Sitz in Stuttgart gab, sondern auch, dass die von ihr für gut befundenen Konzepte und Maßnahmen die Bevölkerung auf dem Land erreichten. Daher wurde in das Organisationsstatut der Passus aufgenommen, dass Bezirks-, Lokal- und Spezialvereine gebildet werden sollten. Erwartet wurde, dass Pfarrer, Kameralbeamte und Oberamtsmänner die Initiative zur Gründung solcher Bezirks- und Spezialvereine ergriffen. Es sollten freie, ohne obrigkeitlichen Zwang zustande gekommene Vereine sein, die sich freilich Statuten geben mussten, welche an die Centralstelle einzusenden waren. Gingen die Paragraphen mit den Zielen der Centralstelle konform, galt die Vereinsgründung als anerkannt.

Mit der Freiheit und Freiwilligkeit derartiger Vereine war es indes nicht allzu weit her. Der König persönlich entschied, wer als Mitglied der Centralstelle und in den landwirtschaftlichen Verein berufen wurde. So auch, wer bei den Bezirksvereinen Vorstand sein durfte. Obwohl schon im September 1817 in Rottenburg ein landwirtschaftlicher Verein entstand, verliefen in den übrigen Gegenden des Königreichs die Vereinsgründungen schleppend bis zögerlich.

Im Oberamt Münsingen blieb man allerdings nicht untätig, sondern schritt zur Gründung eines Spezialvereins, der sich der Pferdezucht widmen wollte. Der königliche Stallmeister Christoph Friedrich Autenrieth aus Marbach sammelte 1820<sup>12</sup> um sich zwölf Gleichgesinnte und gründete den *Verein für die Veredelung der Pferdezucht auf der Alp*. Er warb, die Pferdehalter möchten ihre Stuten und Fohlen auf die Sommerweide des vom Verein erworbenen Münsinger Hardts schicken, wo sie der Oberamtstierarzt Haas betreuen würde. Die Interessenten hätten sich allerdings zu verpflichten, die Fohlen vier Jahre lang dem Verein in Pension zu geben und nicht vor dem vierten Lebensjahr zum Zug und Reiten – und auch nicht zur Zucht zu verwenden. Die Pflegekosten wurden auf 13 Gulden für ein einjähriges Fohlen, für ein vier-

---

<sup>12</sup> Dieses Datum steht im Amtsgrundbuch des Kameralamtes Münsingen von 1820 (siehe Anm. 10); vgl. dazu auch Roland Deigendesch: Das Münsinger Hardt, in: Geschichte und Biosphäre. Zur Erforschung und Bewahrung des historisch-kulturellen Erbes der Schwäbischen Alb, hrsg. von Roland Deigendesch; Sönke Lorenz; Manfred Waßner (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte, Bd. 12), Ostfildern 2009, S. 122.

jähriges mit 16 Gulden festgesetzt.<sup>13</sup> Wider Erwarten stieß die Initiative des Stallmeisters Autenrieth nur auf geringes Interesse, was auch daran gelegen haben könnte, dass niemand die Ziele der Pferdezucht genau kannte, etwa ob schnelle Reitpferde (Reitschlag) oder kräftige Zugpferde (Wagenschlag) gezüchtet werden sollten. Ein anderer Grund könnte gewesen sein, dass gleichzeitig der Gestütshof St. Johann Hengstfohlen auf seine Sommerweide gegen Kostenersatz (20 Gulden) aufnehmen wollte. Die Pferdehalter brauchten sich hier nur drei Sommer lang zu binden und, falls die Gestütskommission das Hengstfohlen für geeignet hielt, es ab dem 5. Lebensjahr zur Deckung fremder Stuten verwenden zu lassen.<sup>14</sup>

Dem Verein für Veredelung der Pferdezucht auf der Alb ist es zu verdanken, dass in Münsingen ein landwirtschaftliches Partikularfest ab 1822 abgehalten werden durfte. Der Begriff „Partikularfest“ verweist auf das Vorbild auf dem Cannstatter Wasen, das jedes Jahr Ende September abgehalten wurde. Wie auf dem Cannstatter Wasen sollte es neben einer Viehausstellung mit Prämierung der schönsten Tiere auch ein Pferderennen geben. In der Einladung zum Partikularfest am 3. Juli 1822 wird daraufhin gewiesen, dass besonders Pferde prämiert werden sollen, „da diese Alp-Gegend durch ihre Natur und durch die Nähe der Staats-Gestüts-Anstalten für den feineren und dauerhafteren Pferdeschlag anerkannte Vorzüge besitzt“.<sup>15</sup> Da es anfangs keine Beschränkung auf Angehörige des Oberamtes gab, konnten auch Pferdehalter aus anderen Oberämtern mitmachen. Tatsächlich gewannen die ersten Rennen keine amtsangehörigen Pferdehalter, sondern solche aus Gegenden des Albvorlandes wie im Juli 1823, als König Wilhelm das Münsinger Partikularfest besuchte und prompt der Sternwirt Müller aus Mittelstadt (Oberamt Urach) die 4360 Fuß lange Rennbahn in 1 Minute und 57 Sekunden als Sieger durchritt; zweiter wurde der Zunftmeister Mall aus Urach und dritter Joseph Hetterich aus Enabeuren<sup>16</sup>. Der König ließ sich auch die zur Prämierung aufgestellten Pferde, Rinder, Schweine und Schafe vorführen. Bei dieser Gelegenheit visitierte der König auch die Fohlenweide im Münsinger Hardt. Zur Aufmunterung – wie es heißt – erwarb der Pferdenarr Wilhelm ein paar Pferde für sein Privatgestüt. Die prämierten Pferde und Rinder sollten zum landwirtschaftlichen Hauptfest in Cannstatt gebracht werden, wo sie zusammen mit anderen Tieren den Leistungsstand der württembergischen Viehzucht anzeigen und einem stauenden Publikum vorgeführt werden sollten.

Eine Zeit lang galt der Verein für Veredelung der Pferdezucht als Ansprechpartner der Centralstelle, ja sogar stellvertretend als landwirtschaftlicher

<sup>13</sup> Schwäbische Chronik vom 30. März 1823, S. 180.

<sup>14</sup> Regierungsblatt 1823, S. 149 (Bekanntmachung vom 27. Januar 1823).

<sup>15</sup> StadtA Münsingen, Mapped Landwirtschafspolitk, landwirtschafliche Interessenvertretung und Feste; Kopie aus B gu 53, datiert Münsingen, 29. Mai 1822.

<sup>16</sup> CWLV 4 (1823), S. 69–74 (Bericht des Kgl. Oberamtes vom 8. Juli 1823).

Bezirksverein. Doch mit den wirtschaftlichen Schwierigkeiten, in die der Verein infolge der Teilnahmslosigkeit der Pferdehalter geriet, erlahmten auch die Aktivitäten. 1826 wollte sich der Verein auflösen und die Weideplätze im Hardt samt Stallgebäude und Hirtenwohnung an den Staat verkaufen.<sup>17</sup> Gegen diese Absicht äußerten die Hardt-Gemeinden Auingen, Böttingen, Trailfingen und Münsingen Bedenken. Sie boten an, einem neuen privaten Fohlenverein dieselben Privilegien einzuräumen, und für den Fall, dass der Staat die Liegenschaften des Fohlenvereins für 5000 Gulden kaufe und einem neuen Pferdezuchtverein überlasse, die Weideplätze gegen ein geringes Pachtgeld übernehmen zu wollen, zunächst für fünf Jahre. Wie es scheint, ist es zu diesem Pachtvertrag nicht mehr gekommen, da 1831 Freiherr Ludwig von Ellrichshausen die Fohlenweide im Hardt erwarb und darauf das Hofgut Ludwigshöhe errichtete.<sup>18</sup>

Die Aktivitäten landwirtschaftlicher Vereine entwickelten sich nicht zum Besten. Vielerorts ist von einem landwirtschaftlichen Verein nichts mehr zu hören. Im Oberamt Münsingen war dies nicht anders als in Tübingen, Ellwangen und Ulm. Die königliche Regierung musste wiederholt an die Untertanen appellieren und Aufrufe erlassen, um Vereinsgründungen anzumahnen. Bewegung kam schließlich in die Angelegenheit, als die Centralstelle Gelder zur Förderung der Rindviehzucht an bestehende Bezirksvereine vergab. Von diesem Kuchen wollten auch Uracher und Münsinger Viehzüchter etwas abhaben. Im Oktober 1835 trat daher auf Initiative des Verwalters des Vischer'schen Gutes in Aglishart, Maurer, eine Versammlung interessierter Landwirte und Bürger zusammen und beschloss, den „Landwirtschaftlichen Verein für die rauhe Alb“ zu gründen.<sup>19</sup> Er umfasste die beiden Oberämter Urach und Münsingen, offenbar weil man befürchtete, dass sich nicht in jedem Oberamt genügend Mitglieder finden würden. Denn vorausgegangen war diesem Verein 1834 die Gründung des landwirtschaftlichen Bezirks-

---

<sup>17</sup> StA Sigmaringen, Wü 85/20 T 1 (OA Münsingen, Fohlenweide im Haardt 1820–1829, hier: Auszug aus dem Amtsversammlungsprotokoll des OA Münsingen, datiert 29. April 1826).

<sup>18</sup> Vgl. dazu Ulrich Fellmeth: Die Reform der Münsinger Landwirtschaft im 19. Jahrhundert und die Rolle des Hofguts Ludwigshöhe auf dem Münsinger Hart, in: Vom Nutzwald zum Truppenübungsplatz: Das Münsinger Hart, hrsg. von Sönke Lorenz und Roland Deigendesch (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde, Bd. 23), Leinfelden-Echterdingen 1998, S. 27–42, hier S. 36.

<sup>19</sup> Ein maschinenschriftliches Manuskript ohne Verfasserangabe mit dem Titel: „Der landwirtschaftliche Bezirksverein Münsingen und der Böttinger Pfarrer Conrad Dieterich“ (StadtA Münsingen, Mappe „Conrad Dieterich“) nennt als Gründungsväter des Landwirtschaftlichen Vereins für die rauhe Alb neben Pfarrer Dieterich den Böttinger Ochsenwirt Bosch, den Lehrer Strobel, die Ökonomen Hasel (Ludwigshöhe), Laderer, Maurer (Aglishart), und Fauser.



Abordnung des Landwirtschaftlichen Vereins für die rauhe Alb im Festzug zum 25jährigen Regierungsjubiläum von König Wilhelm I. in Stuttgart am 28. September 1841.

vereins Münsingen durch den Gutsbesitzer Jakob Fauser,<sup>20</sup> der aber offenbar auf kein Interesse gestoßen war. Doch auch im größeren Rahmen wollte sich kein Vereinsleben einstellen; die an wechselnden Orten abgehaltenen Jahresversammlungen fanden nicht den Zuspruch, den man sich erhoffte. Die meisten Bauern beobachteten mit Argwohn die Aktivitäten des Bezirksvereins und wollten für das Verlesen amtlicher Dekrete, die aus Stuttgart auf dem Verwaltungsweg auf die Alb kamen, kein Geld ausgeben. Immerhin hatten die Vereinsmitglieder einen halben Gulden Jahresbeitrag zu entrichten, wofür ihnen das Recht eingeräumt wurde, Bücher und Zeitschriften aus der Vereinsbibliothek auszuleihen.

Ein außerordentliches Ereignis weckte aber 1841 die Äbler aus ihrer Passivität. Als nämlich bekannt wurde, dass ein großer Festzug zum 25-jährigen Regierungsjubiläum König Wilhelms I. im September 1841 stattfinden würde und jeder landwirtschaftliche Verein mit einer Abordnung teilnehmen dürfe, ergriff die Leute auf der Alb ein patriotischer Furor. In Scharen traten sie jetzt dem Landwirtschaftlichen Verein auf der rauhen Alb bei. Zeitweise zählte der Verein 190 Mitglieder.

<sup>20</sup> CWLV NF 20 (1841), S. 169–172.

„Verzeichniß über die Mitglieder des landwirthschaftlichen Vereins für die rauhe Alb“ (Stand: 16. Juni 1842) (HStA Stuttgart, E 146 Bü 7691)

*A. Im Oberamt Münsingen*

**Aichelau**  
Martin Treß

**Aichstetten**  
Rudolph, Michael  
Schmid, Benedict  
Waidmann, Schultheiß

**Anhausen**  
Abt, Schreiner  
Bauer, Rentmeister auf  
der Schülzburg  
Geiselhardt, Lorenz  
Glocker, Müller  
v. Späth, Carl, in Schülz-  
burg

**Apfelstetten**  
Rümelin, Johannes  
Siegler, Georg

**Auingen**  
Rehm, Schultheiß

**Bernloch**  
Vöhringer, Georg

**Bichishausen**  
Hammer, Schultheiß

**Böttingen**  
Bögel, Wagner  
Bögel, Glaser  
Dieterich, Pfarrer  
Hassel, Gutsaufseher auf  
Ludwigshöhe

**Bremelau**  
Herb, Johann Georg  
Klocker, Gemeindepf-  
leger  
Locher, Gemeinderat  
Münster, Joseph, auf dem  
Heuhof  
Schneider, Hirschwirt  
Treß, Schultheiß

**Buttenhausen**  
Bernheimer, Simon  
Bog, Schultheiß  
Flad, Ökonom  
Knehr, Adlerwirt  
Kühner, Gutsaufseher  
Sauer, Wagner

**Dapfen**  
Camerer, Pfarrer

**Dottingen**  
Lamparter, Schultheiß  
Münzing, Jakob, Bauer  
Münzing, Lammwirt  
Ostertag, Bauer

**Eglingen**  
Frey, Joseph  
Knupfer, Wirt  
Mattheiß, Heinrich  
Stumm, Gemeindepfleger  
Schnitzer, Franz  
Sichler, Pfarrer  
Wahl, Schultheiß

**Ehestetten**  
Geiselhardt, Wirt  
Hammer, Gemeindepf-  
leger  
Hotz, Wendelin  
Klei, Schultheiß  
Schneider, Fidelis

**Ehrenfels**  
v. Normann Ehrenfels,  
Graf

**Enabeuren**  
Reiber, Schultheiß

**Feldstetten**  
Autenrieth, Posthalter  
Bohnacker, resignierter  
Schultheiß

Friedrich, Gemeinderat  
Schilling, Schultheiß

**Gauingen**  
Walter, Schultheiß

**Gomadingen**  
Münzing, Martin

**Gundelfingen**  
Rothenbacher, Philipp  
Wezel, Theodor  
Zeiler, Schultheiß

**Hayingen**  
Angele, Schmied  
Eberhardt, Stadtpfarrer  
Fischer, Anton  
Hailer, Amtsnotar  
Koch, Stadtpfleger  
Kreuttlin, Musterlehrer  
Steimer, Stadtschultheiß  
Wahl, Stadtrat

**Hundersingen**  
Häberle, Müller  
Majer, Schullehrer

**Huldstetten**  
Gotterbarm, Schultheiß  
Heß, Andreas

**Hütten**  
Gebhardt, Müller

**Indelhausen**  
Brandecker, Lazarus  
Stühlin, Müller  
Schanzler, Schullehrer

**Ingstetten**  
Späth, Johannes

**Justingen**  
Gauß, Schultheiß  
Gauß, Peter  
Hirscher, Gemeinderat

Rehm, Gemeindepfleger  
 Rothenbacher, Gemein-  
 derat  
 Schmid, Adlerwirt  
 Unmuth, Gemeinderat

### **Laichingen**

Bührle, Kronenwirt  
 Baur, Apotheker  
 Baur, Doctor  
 Ebner, Stiftungspfleger  
 Erb, Gemeindepfleger  
 Fezer, Engelwirt  
 Frank, Lammwirt  
 Hanikel, Tierarzt  
 Hilsenbeck, Peter  
 Kast, Weber-Zunft-  
 meister  
 Rheinwald, Kaufmann  
 Schmid, Schultheiß  
 Schwenk, Wagner  
 Schwenk, Radwirt  
 Ströhle, Rößleswirt

### **Magolsheim**

Aigner, Rößleswirt  
 Baader, Jakob  
 Wünsch, Schullehrer

### **Marbach**

Haas, Gestütserwalter

### **Mehrstetten**

Gaus, Gemeindepfleger  
 Hölz, Wundarzt  
 Sautter, Schultheiß  
 Späth, Rößleswirt

## ***B. Im Oberamt Urach***

### **Aglishart**

Rath, Gutspächter

### **Seeburg**

Revierförster Ampfer

### **Urach**

(kann noch nicht angege-  
 ben werden)

### **Münzdorf**

Bayer, Silester  
 Schmid, Schultheiß  
 Treß, Joseph

### **Münsingen**

Bosch, Ochsenwirt  
 Boßler, Stadtschultheiß  
 Burkhardt, Stadtrat  
 Ebensperger, Oberamts-  
 richter  
 Fauser, Gutsbesitzer auf  
 d. Fauserhöhe  
 Herrmann, Oberamts-  
 tierarzt  
 Hohloch, Buchdrucker  
 Knapp, Kameralverwalter  
 Köhler, Oberamtsarzt  
 Krahl, Rößleswirt  
 Löffler, Ludwig, Kreuz-  
 wirt  
 Mack, Stadtrat  
 Mann, Oberamtman  
 Mönch, Kameralamts-  
 buchhalter  
 Schöck, Jakob  
 Schöll, Posthalter  
 Späth, Oberamts-Wund-  
 arzt  
 Strokale, Schullehrer  
 Walz, Doctor  
 Werner, Bauverwalter  
 Wullen, Apotheker

### **Oberstetten**

Heinzelmann, Michael  
 Krauß, Adlerwirt  
 Raach, Schultheiß  
 Schmid, Hirschwirt

### **Oberwilzingen**

Burgmaier, Lammwirt  
 Koch, Gemeindepfleger  
 Maier, Gemeinderat

### **Ödenwaldstetten**

Geckele, Schultheiß  
 Holder, Georg  
 Knoll, Lammwirt  
 Schnitzer, Gemeinderat

### **Pfronstetten**

Buck, Jakob  
 Gottschick, Schultheiß  
 Schmid, Schultheiß  
 Schmid, Georg  
 Stemmer, Nicolaus  
 Waidmann, Andreas

### **Sontheim**

Illg, Schultheiß

### **Tigerfeld**

Failer, Gottfried  
 Weidmann, Schultheiß  
 Ziegler, Joseph

### **Zwiefalten**

Friedrich, Posthalter  
 Kunzelmann, Wagner  
 Schrode, Schultheiß

*Verzeichnet Münsingen,  
 16. Juni 1842 durch den  
 Vereinscassier Knapp*

**Summe: 153 (155) Mit-  
 glieder**

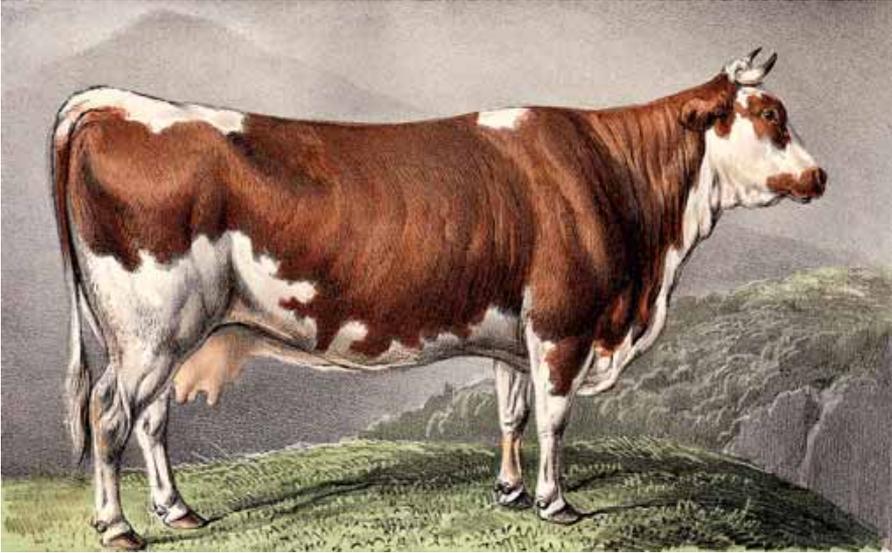
Selbstverständlich nahm eine Abordnung des landwirtschaftlichen Vereins am Festzug in Stuttgart teil, und zwar in eigens für diesen Anlass genähten Trachten für Männer und Frauen, die aus der Vereinskasse bezahlt wurden. Der Vereinsvorsitzende, Oberamtmann Johann Jakob Mann, marschierte an der Spitze der Urach-Münsinger Abordnung.

Wer sonst noch im Stuttgarter Festzug mitmarschieren durfte, wissen wir nicht. Bekannt ist aber, wer Mitglied des Landwirtschaftlichen Vereins für die rauhe Alb 1842 war. Das erhaltene Mitgliederverzeichnis weist 153 Namen allein für das Oberamt Münsingen aus. Dass die meisten in Münsingen wohnten und Gewerbetreibende, also keine hauptberuflichen Landwirte, waren, überrascht nicht. Stark vertreten waren die Inhaber und Repräsentanten öffentlicher Ämter, also Oberamtmann, Postverwalter, Ärzte, Schultheißen, Gemeinderäte, Gemeindepfleger, Pfarrer, Lehrer und Apotheker, welche die Landwirtschaft durch Hilfskräfte, das sogenannte Gesinde, ausübten. Elf Personen waren eigentliche Landwirte, darunter sieben Absolventen des Hohenheimer Instituts und der Ackerbauschule, welche als Gutsinhaber, Gutspächter und Gutsverwalter fungierten und zu den „rationellen Landwirten“ gezählt werden dürfen. Eine prominente Persönlichkeit konnte der Verein im Oktober 1842 gewinnen, nämlich den Münsinger Landtagsabgeordneten und Reutlinger Finanzkammer-Direktor Johannes von Werner. Von ihm erhoffte sich der Vorstand eine kräftige Unterstützung seiner Petitionen.<sup>21</sup> Was das Mitgliederverzeichnis nebenbei auch noch verrät, ist eine ausgeprägte Interesselosigkeit in den einstigen Zwiefalter Klosterorten. In Wilsingen, Geisingen, Gossenzugen, Hochberg, Mörsingen, Upflamör und Baach war 1842 kein Bauer bereit gewesen, Mitglied des Landwirtschaftlichen Vereins zu werden.

Dank des ab Januar 1842 im Verlag des Münsinger Buchdruckers Hohloch erscheinenden „Intelligenzblatts für den Oberamts-Bezirk Münsingen“ und des „Landwirtschaftliche(n) Bote(n) für die rauhe Alb“ sind wir auch über die Aktivitäten des Vereins informiert. 1840 veröffentlichte Pfarrer Dieterich einen Aufsatz „Über landwirtschaftliche Preisverteilungen und Belohnungen“, in dem er sich gegen die – seiner Meinung nach – einseitigen Preisverleihungen zugunsten des schönsten Stücks Vieh auf dem Cannstatter Landwirtschaftlichen Fest und den landwirtschaftlichen Partikularfesten in den Oberämtern wandte. Er meinte, dass der Landwirt aus der Rindviehzucht nicht immer den meisten Gewinn ziehe, weil sich Milch, Butter, Käse und Kälber oft nicht verkaufen ließen. Der betriebseigene Viehdung sei zwar wichtig, aber besser wäre der Anbau von Handelsfrüchten wie Hanf und Kartoffeln, die beide im Brachösch gut „eingebaut“ werden könnten, ohne dass dadurch der Dreifelderzyklus gestört werde. Prämien könnten außerdem für

---

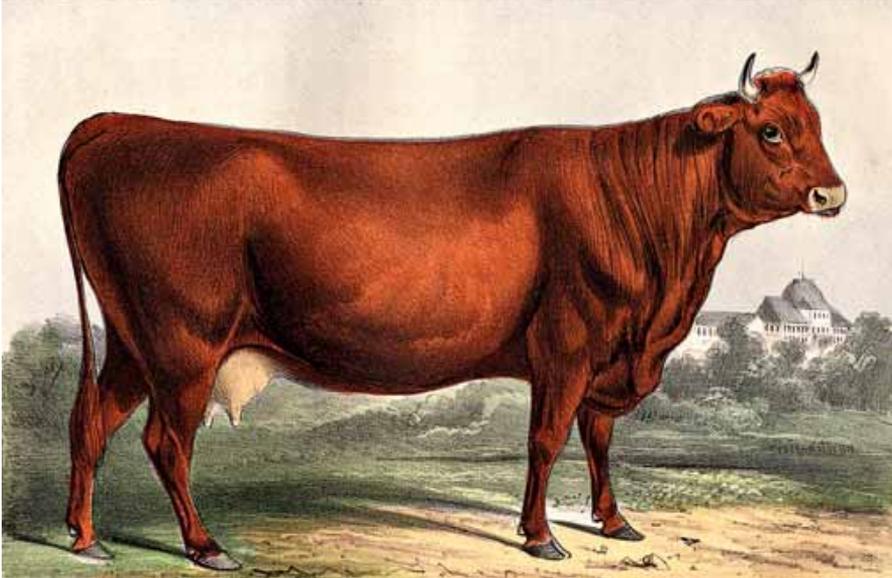
<sup>21</sup> WLB Stuttgart, Sammlung Handschriften und Alte Drucke, Nachlässe Cod. hist. 8° 153 (Briefsammlung Konrad Dieterich).



Großes Berner Rind (links) und Simmenthaler Rind (rechts), um 1850. Aus: H. W. Pabst: Anleitung zur Rindviehzucht, 2. Aufl. Stuttgart–Tübingen 1851.

die Anlage von Feldwegen, Beseitigung der Steinhaufen und Aufteilung der Ausfelder ausgelobt werden.<sup>22</sup> Als ab 1842 der „Landwirthschaftliche Bote für die rauhe Alb“ vom Böttinger Pfarrer Konrad Dieterich redigiert wurde – er war nach der Versetzung von Oberamtmann Mann nach Vaihingen/Enz zum Vorstand gewählt worden –, fand sich wesentlich mehr Raum für Mitteilungen und Diskussionen landwirtschaftlicher Themen. Eine der ersten Aktionen des neuen Vereinsvorstands war, Filialvereine zu bilden, allein um näher bei den Mitgliedern sein zu können. Denn als wesentlicher Grund für die geringe Beteiligung der Bevölkerung wurde die allzu große Entfernung zu den Versammlungsorten angegeben. Denn niemand wollte länger als zwei Stunden für den Weg zum und vom Versammlungsort aufwenden, gleichgültig ob zu Fuß oder zu Ross. In der Vorstandssitzung vom 18. Februar 1842 wurde daher vorgeschlagen, sieben Filialvereine zu bilden, nämlich die Filialvereine 1. Jenseits des Hardts (die Gemeinden Ennabeuren, Feldstetten, Laichingen, Sontheim); 2. Justinger Bezirk (Magolsheim, Ingstetten, Hütten, Gundertshofen); 3. Mehrstetter Bezirk (Böttingen, Mehrstetten, Bremelau, Dürrenstetten); 4. Münsinger Bezirk (Auingen, Münsingen, Fauserhöhe, Dottingen, Gomadingen, Kohlstetten, Dapfen); 5. Waldstetter Bezirk (Ödenwaldstetten, Bernloch, Meidelstetten, Oberstetten, Wilsingen); 6. Butten-

<sup>22</sup> Intelligenzblatt für den Oberamts-Bezirk Münsingen vom 4. Juli 1840, S. 110 und vom 11. Juli 1840, S. 119.

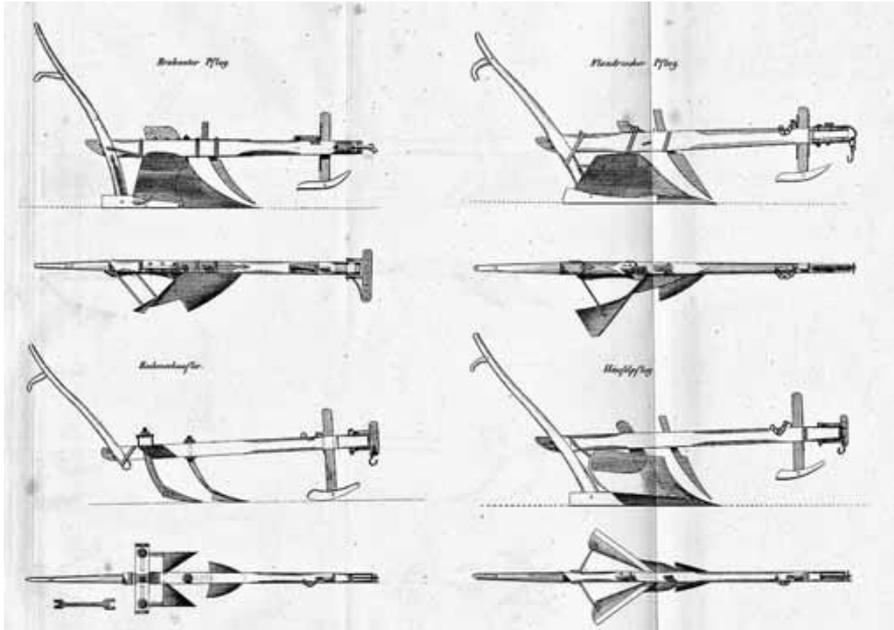


hauser Bezirk (Apfelstetten, Buttenhausen, Hunderingen, Bichishausen, Gundelfingen, Eglingen, Ehestetten) und 7. Hayinger Bezirk mit sämtlichen Gemeinden des unteren Lautertals und der Zwiefalter Alb; hier wurde zum Vorstand Posthalter Friedrich aus Zwiefalten gewählt.

Die Themen, die bei den Versammlungen behandelt wurden, beschäftigten sich natürlich in erster Linie mit den Dekreten der Centralstelle, so primär mit der Viehzucht, die durch Ankauf von guten Zuchtstieren und Muttertieren aus der Schweiz gefördert und verbessert werden sollte. Die Amtsversammlung Münsingen hatte eine Initiative der Centralstelle aufgegriffen und lobte 1828 für diesen Zweck Preise „zur Emporbringung der Hornvieh- und Schweinzucht“ aus.<sup>23</sup> Für den schönsten Zuchtstier im Alter von 2 bis 5 Jahren sah der erste Preis eine Prämie von 11 Gulden vor, für den schönsten Eber im Alter von 2 bis 5 Jahren wurden 8 Gulden und für die schönste Muttersau 11 Gulden in Aussicht gestellt. Ein Schaugericht sollte entweder am landwirtschaftlichen Partikularfest oder am Johanni-Markt in Münsingen den Bewerbern die Preise zuerkennen. Teilnehmen durften jetzt nur Angehörige des Oberamtes Münsingen, allein um zu verhindern, dass sich Bewerber aus anderen Oberämtern um die Preise bewarben, wie dies bei den Partikularfesten 1822 und 1823 vorgekommen war. In zweiter Linie beschäftigten sich Vorstand und Mitglieder des landwirtschaftlichen Bezirksvereins mit der Verbes-

---

<sup>23</sup> Intelligenzblatt für die Oberämter Ehingen und Münsingen, Nr. 14 vom 3. April 1828, S. 62.



Flandrischer oder Hohenheimer Pflug der Hohenheimer Ackergerätefabrik. Aus: Verzeichnis Werkzeug- und Modellsammlung d. k. württ. Land- u. Forstwirtschaftlichen Instituts Hohenheim, Stuttgart 1842.

serung des Ackerbaus und neuen Anbaufrüchten! Außer um Futterkräuter und Stallviehhaltung und damit verbunden einer geregelten und vermehrten Düngewirtschaft ging es um ganz praktische Dinge, wie Brennholz sparen und Flurerschließung durch befestigte Feldwege. Blind und unerprobt wollte man aus Stuttgart aber nichts übernehmen. Man probierte den vom König geschenkten Flandrischen oder Hohenheimer Pflug, der sich in der Praxis auf den steinreichen Böden nicht bewährte. Ein Suppinger Schmied baute ihn daraufhin so um, dass schließlich die erwünschten Erleichterungen eintraten, nämlich das Pflügen mit zwei Kühen oder Ochsen ca. ein Fuß tief, und nicht mehr mit vier Ochsen. Beim Düngen der Felder und Wiesen wollten die Bauern nicht vom Stallmist allein abhängig sein, sondern gaben dem Gips den Vorzug. Der Grund ist, dass der Viehdung dem Getreidebau vorbehalten blieb, die Verbesserung der Wiesen und die gesteigerte Raufuttergewinnung aber nur mit „Kunstdünger“ wie eben Gips, Basaltmehl, Mergel und Hallerde möglich war. Für „Kunstdünger“ fehlte den Bauern aber das Geld und vor allem die Perspektiven Milch, Käse, Fleisch und Rindshäute wegen der Ferne zu den großen Städten (Ulm, Reutlingen, Tübingen, Stuttgart) verkaufen zu können. Der Verein erwarb sogar eine Gipsstreumaschine und ließ sie durch

den Gutspächter Wilhelm Raht<sup>24</sup> zu Aglishardt ausprobieren. Leider entsprach das Ergebnis nicht den Erwartungen.<sup>25</sup> Ebenso experimentierte der Verein mit Guano aus Südamerika.<sup>26</sup> Außerdem besichtigte eine Kommission von Vereinsmitgliedern die Dreschmaschine auf dem Hof Ludwigshöhe des Freiherrn von Ellrichshausen, die aber für ganz unzweckmäßig befunden wurde; zu viel Handarbeit sei erforderlich und viel zu teuer, um eine wirkliche Hilfe zu sein.<sup>27</sup>

Unter den Anbauversuchen mit neuen Feldfrüchten sticht besonders der Hopfenbau hervor. Wie bei allen Empfehlungen der Centralstelle, Neues zu wagen, ging es immer auch um die volkswirtschaftliche Dimension. Beobachtet hatten staatliche Stellen, dass nach 1820 die Einfuhr von Hopfen aus Bayern und Böhmen zugenommen hatte, was auf eine wachsende Zahl von Bierbrauereien und einen gesteigerten Bierkonsum hindeutet. Der Bierausstoß der Zwiefalter Brauerei wurde in der Oberamtsbeschreibung von 1825 wertmäßig gar mit 30 000 Gulden angegeben und war damit der bedeutendste Gewerbebetrieb im gesamten Oberamt. Für die Einfuhr von Hopfen wurde viel Geld ausgegeben, das besser im Land geblieben wäre, wenn Hopfen in ausreichender Menge und Güte vor Ort selbst erzeugt worden wäre. Die klimatischen Voraussetzungen waren in den milderen Regionen des Landes durchaus gegeben, aber auf der Alb bestanden wegen der Böden und etwas niedrigerer Temperaturen während der sommerlichen Wachstumsperiode eher ungünstige Aussichten. Trotzdem hält die Oberamtsbeschreibung „glückliche Versuche“ mit Hopfenbau in Münsingen, Dottingen, Gomadingen, Kohlstetten, Laichingen und Justingen fest.<sup>28</sup> Wer genauer hinsieht, erfährt, dass es bloß bescheidene Hopfengärten waren, meist nur ein Viertel Morgen groß (ca. 80–90 m<sup>2</sup>), und für den Bedarf der eigenen Brauerei. Aber dafür musste niemand zum Einkauf nach Ulm fahren, wo erstmals ein regionaler Hopfenmarkt im Oktober 1842 in der Halle des Rathauses abgehalten wurde.<sup>29</sup>

<sup>24</sup> L. Benz (wie Anm. 1), S. 236 Anm. 5 erwähnt, dass Wilhelm Raht 1841 als Verwalter oder Pächter des Hofguts Aglishart auf die Alb kam, nachdem er als Mitglied der Koeseritz'schen Verschwörung 1835 zu vier Jahren strenger Festungshaft auf dem Hohenasperg verurteilt worden war.

<sup>25</sup> Der Landwirtschaftliche Bote für die rauhe Alb Jg. 1842, Nr. 4, Sp. 29.

<sup>26</sup> Der Landwirtschaftliche Bote für die rauhe Alb Nr. 6 vom 16. März 1844, Sp. 43 und Nr. 7 vom 30. März 1844, Sp. 52.

<sup>27</sup> Der Landwirtschaftliche Bote für die rauhe Alb Nr. 7 vom 30. März 1844, Sp. 50

<sup>28</sup> OAB Münsingen, Stuttgart-Tübingen 1825, S. 72; Konrad Dieterich: Beiträge zur Kenntniß der Landwirtschaft auf der rauhen Alp, in: CWLV NF 22 (1842), S. 199–221, hält fest, dass die größte Hopfenpflanzung in Kohlstetten mit 3000 Stangen bestanden habe.

<sup>29</sup> Der Landwirtschaftliche Bote für die rauhe Alb Jg. 1842, Nr. 7, S. 26.

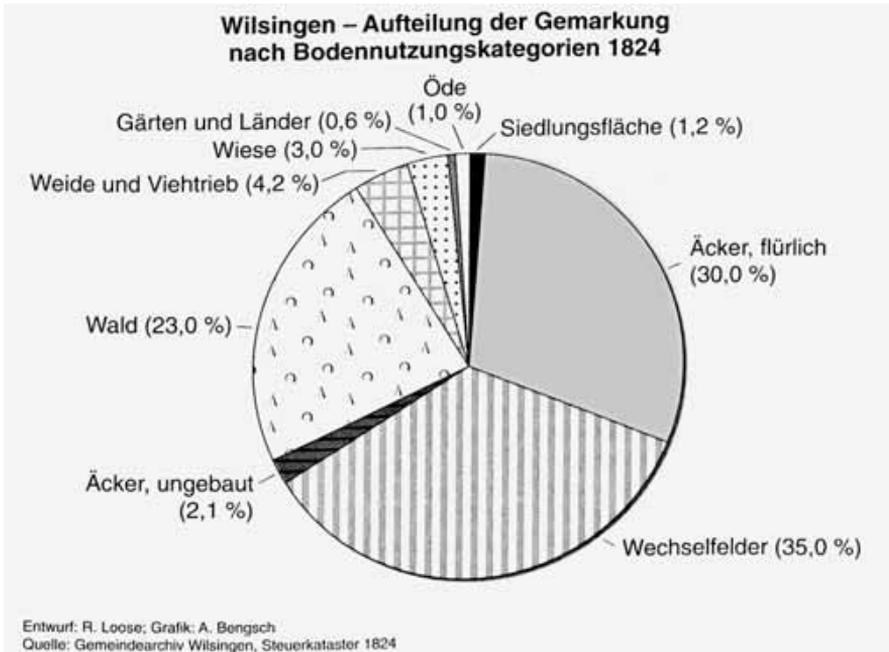
## 5. Vereinödung oder landwirtschaftliche Neusiedlung: eine Diskussion mit Folgen

Als sich mit der Landesvermessung der tatsächliche Umfang der öden Gründe, d. h. der Ausfelder, Wechselfelder und Weitreiten, auf der Mittleren Schwäbischen Alb immer deutlicher abzeichnete, rückte das Thema der landwirtschaftlichen Neu- und Aussiedlung erneut in die Öffentlichkeit. Wieviel extensiv genutzte Fläche es in Albgemeinden gab, verdeutlicht das Diagramm der Bodennutzung der Markung Wilsingen von 1824. Wilsingen ist kein Einzelfall, aber als um 1820 das Thema akut geworden war, weil Rückwanderer aus Russland wieder in die einstigen Heimatgemeinden im Remstal aufgenommen werden mussten, dachte man nicht an die öden Flächen der Mittleren Schwäbischen Alb, sondern an die Ostalb. Schultheißen des Oberamtes Schorndorf sahen zuerst die Möglichkeit, diese armen Leute in Gemeinden mit großen Arealen unangebauten Feldes auf der Heidenheimer Alb anzusiedeln. Zwanzig Jahre später hat der Zwiefalter Unteramtsarzt Franz Xaver Wörz in einem Vortrag bei der Jahresversammlung des landwirtschaftlichen Bezirksvereins Münsingen 1840 auf das Problem der Versorgung mittelloser Familien und extensiv genutzter Ländereien hingewiesen.<sup>30</sup> Er dachte an die oberschwäbischen Vereinödungen und schilderte die Vorzüge wie arrondierte Betriebsfläche, individuelle Wirtschaftsweise ohne Flurzwang, Mehrfeldersystem statt Dreifelderwirtschaft und Anbau von Handelsgewächsen wie Raps, Ölmadie (*Madia sativa*, aus Chile stammende Ölpflanze), Hopfen und Runkelzuckerrüben. Das Eintreten für Vereinödungen (wie es ja im Allgäu vor der Säkularisierung durch die Klöster vorgemacht worden war) erregte natürlich Widerspruch vor allem beim Vereinsvorsitzenden, dem Oberamtmann Mann, der darauf hinwies, dass die vereinödeten Höfe sich der Kontrolle der Obrigkeit entzögen. Die Kinder würden nicht zur Schule geschickt, die Leute gingen nicht zur Kirche, und überhaupt versteckten sich bei den Einödbauern Landstreicher, Bettler und Gesindel beiderlei Geschlechts, Personen, die eigentlich der Polizeiaufsicht zu unterwerfen seien. Hinter dieser Formulierung verbirgt sich die Tatsache, dass auf den Höfen Oberschwabens saisonweise Schwabengänger und Schwabenkinder (also Ausländer) aus den benachbarten Alpenländern Vorarlberg, Tirol und Graubünden beschäftigt wurden. Wörz meinte, es könnten in den Gemeinden der Zwiefalter Alb hundert Familien angesiedelt werden.

Die Kontroverse fand im ganzen Land Beachtung. Pfarrer Dieterich, Redakteur des Landwirtschaftlichen Boten für die rauhe Alb, verwies auf den kleinen Hof Walenstetten bei Dürrenstetten, dessen Fläche (insgesamt

---

<sup>30</sup> Einige Worte über den landwirtschaftlichen Betrieb auf der Alp, besonders der Zwiefalter Alp, und ihre materiellen Interessen, mit Rücksicht auf ihre Bevölkerung, in: CWLV NF 21 (1842), S. 288–309.



Bodennutzung der Markung Wilsingen 1824.

66 Morgen) bis 1833 völlig öd lag und welche die Freiherrn von Reichlin-Meldegg dem Niedergundelfinger Bürger Thomas Füssel verliehen hatte. Füssel war aber – rechtlich betrachtet – kein Eigentümer, sondern nur Lehenträger oder Pächter. Als solcher erhielt er keine Darlehen für die Verbesserung und Erweiterung des Hofes, nicht zuletzt konnte er deshalb kein ausreichendes Betriebskapital bilden, um in Saatgut, Ackergeräte, Maschinen und Viehstand (Schweizer Rindvieh) investieren zu können.

Das grundsätzliche Problem bei der Anlage neuer Höfe aber war, dass die Familien zu wenig Eigenkapital mitbrachten und so lange als nicht kreditwürdig angesehen wurden, bis sie das volle Eigentumsrecht besaßen und Sicherheiten in Form von Unterpfändern bieten konnten. Der Tübinger Professor Knaus berechnete den Kapitalbedarf für einen ca. 50 Morgen großen Hof mit ca. 2500 Gulden. Diese Summe besaßen die allermeisten Familien nicht, sodass Bewerber ohne einen entsprechenden Vermögensnachweis keine Chancen bei der Anlage neuer Höfe hatten. Pfarrer Dieterich gründete deshalb einen Verein zur Förderung der landwirtschaftlichen Siedlung, der Kapital sammeln sollte, um Grund und Boden auf der Alb für Siedlungszwecke anzukaufen. Dem Verein blieb freilich die Unterstützung versagt, obwohl bei der Versammlung am 16. September 1842 eine Petition an den König verabschiedet wurde, in dem um die „allerhöchste Genehmigung“ gebeten wurde, neue

Siedlerstellen auf den Ausfeldern und Weitreiten anlegen zu dürfen.<sup>31</sup> Pfarrer Dieterich wurde sogar vorgeworfen, er fördere die Bodenspekulation, was er natürlich energisch zurückwies. 1844 griff der oppositionelle „Beobachter“ das Thema auf und schrieb, dass allein die rd. 11 200 Morgen unangebauten Äcker im Oberamt Münsingen sich für Armenkolonien eigneten und, wenn man die Kosten für die Armenversorgung bedenke, könnten viele Siedlerstellen errichtet werden, welche die Armenpflegen entlasteten. Für die 6000 Gulden, welche z. B. die Stadt Schwäbisch Hall für die Armen ausgabe, könnten ca. 12 Höfe mit je 10 Morgen Ackerland errichtet werden.<sup>32</sup>

Unbeeindruckt von dieser „linken“ Schützenhilfe unterstützten der Landwirtschaftliche Bezirksverein und sein Vorsitzender, Pfarrer Dieterich, jedes Gesuch auf Aussiedlung und Neusiedlung. Freilich erfüllte sich nicht jeder Wunsch. Besonders enttäuscht zeigte sich der Vorstand, als die Einödbaugesuche des Carl Fehler aus Anhausen und Gottlieb Franck aus Wittlingen von den höheren Behörden, d. h. von der Centralstelle, abgewiesen wurden. Pfarrer Dieterich beklagte sich darüber in der Ausschusssitzung vom 6. März 1844: „Er habe es für einen Ehrenpunkt des Vereins bisher angesehen diese großartige Verbesserung unserer Alblandwirtschaft kräftigst zu unterstützen“.<sup>33</sup>

1844 wollte das Oberamt Vaihingen/Enz wissen, ob eine Übersiedlung von Hohenhaslacher Familien auf die Alb zweckmäßig sei. Der Münsinger Vereinsausschuss schrieb, dass es noch weite Strecken für Ansiedlungen gebe; es sei wünschenswert, wenn neue Arbeitskräfte für die Landwirtschaft auf der Alb gewonnen würden, für die Ernährung einer Familie benötige man mindestens 6 Morgen Land und den Taglohnverdienst, der sich auf benachbarten großen Höfen leicht verdienen ließe. Für einen Morgen müsse man 40–50 Gulden aufwenden, dazu kämen noch die Kosten für den Hausbau.

Ob Familien aus dem Oberamt Vaihingen auf die Alb kamen, entzieht sich meiner Kenntnis. Angeben kann man aber, dass nach und nach neue Höfe angelegt wurden, wie folgende Übersicht zeigt:

#### Neusiedlungen auf der Mittleren Schwäbischen Alb (ca. 1820–1864)

Hofname	Markung	Jahr	Gründer
Oberheutal	Münsingen	Anfang 19. Jh.	Hartlieb, Apfelstetten
Unterheutal	Münsingen	1830	Haub, Mehrstetten

<sup>31</sup> Der Landwirtschaftliche Bote für die rauhe Alb Jg. 1842, Nr. 23, S. 89–90.

<sup>32</sup> Der Beobachter Nr. 3 vom 6. Januar 1844, S. 9.

<sup>33</sup> Der Landwirtschaftliche Bote für die rauhe Alb Nr. 7 vom 30. März 1844, Sp. 54.

Hofname	Markung	Jahr	Gründer
Fausershöhe	Münsingen	1833, 1838, 1850	Joh. Jak. Fauser, Buttenhausen
Ludwigshöhe	Hart	1831	Ludwig Frhr. v. Ellrichshausen
Hopfenburg	Münsingen	um 1820	?
Wahlenstetten	Dürrenstetten	1838	Thomas Füssel
Bühlhof	Zwiefalten	1850	Posthalter Eisenlohr, Zwiefalten
Maxfelden	Ehestetten	1850	Rentamtman Kühner, Ehrenfels
Fladhof	Hundersingen	1859	Bernheimer, Buttenhausen
Haldenegg	Hundersingen	1842	Pfr. Haldenwang, Buttenhausen
Birkenhof	Gächingen	1843	?
Haidhöfe	Trochtelfingen/ Großengstingen	ab 1829	?
Ludwigshof	Ödenwaldstetten	ca. 1860	?
Neubuchwald, Domäne geplant	Geisingen/ Ohnhülben		Kameralamt Zwiefalten
Weilerhöhe	Hohenstadt/ Laichingen	1842	Kaufm. Bäumler, Merklingen
Pistre	Ittenhausen/ Inneringen	um 1856	?

Inspiziert vom Vereinödungsdiskurs, bemühte sich auch das Kameralamt Zwiefalten um die Genehmigung zur Errichtung neuer Staatsdomänen. Das Kameralamt in Zwiefalten hatte nämlich 1838/39 und 1840 auf der Markung Geisingen (OA Münsingen) rund 289 Morgen Ausfelder erworben, die eigentlich aufgeforstet werden sollten.<sup>34</sup> Den Geisinger Bauern waren die Ausfelder zu entlegen, sodass sie sich zum Verkauf an das Kameralamt entschlossen. Um die Errichtung einer neuen Staatsdomäne in die Wege leiten zu können, mussten aber die Weidrechte des Pächters der Domäne Ohnhülben abgelöst werden. Der Pächter Jakob Lamparter machte geltend, dass ihm durch den Verlust der Weidrechte ein großer Schaden entstünde. Ein Ausgleich müsse ihm geboten werden, wenn er Verzicht leisten solle. Wie hoch

<sup>34</sup> StA Sigmaringen Wü 125/7 T 1, Nr. 349 (Staatsdomäne Ohnhülben, Akten betr. landwirtschaftliche Benutzung der Weidefläche Neubuchwald 1840–1864), Unterfasz. 12 (Schreiben des Kameralamts Zwiefalten an die Oberfinanzkammer in Stuttgart, datiert Zwiefalten/Geisingen 4. Januar 1851).

freilich die Entschädigung sein durfte, war aus Sicht des Kameralamtes eigentlich kein Problem. Doch genau darüber, über die angebotene Summe, entzündete sich ein Streit, der sich bis zum Ende der Pacht von Lamparter (1851) hinzog. Als die neue Pacht ausgeschrieben wurde und ein neuer Bewerber die Pachtsumme von Lamparter überbot, hatte er verloren. Obwohl er gern geblieben wäre, kam er nicht zum Zug, sondern musste die Domäne verlassen. Jetzt hatte das Kameralamt Zwiefalten freie Hand und arbeitete Pläne für eine neue Domäne auf den ehemaligen Geisinger Ausfeldern aus. Der Kameralbeamte schrieb, dass die erworbenen Wechselfelder zu den besseren Feldern auf Geisinger Markung gehörten; sie seien, weil zu entlegen, wohlfeil erworben worden. In wenigen Jahren könnte die jetzt als Weideland dienende Fläche in fruchtbares Feld umgewandelt werden. Erforderlich wäre ein einfaches Wohnhaus mit Stallung für 45 bis 50 Stück Rindvieh, 2 bis 4 Pferde und 150 bis 200 Schafen, eine Scheuer für das Futter, ein Wagen- und Holzschopf sowie zwei Zisternen, wie sie auf der wasserarmen Zwiefalter Alb unabdingbar seien. Notfalls könnte auch der Ziehbrunnen auf der Domäne Ohnhülben der Wasserversorgung der zu errichtenden Domäne dienen. Die Baumaterialien (Kalk, Bruchsteine, Ziegelsteine und Dachplatten) seien in der Nähe vorhanden und zudem in guter Qualität billig von der Ohnhülber Ziegelhütte zu beziehen. In Erwägung zu ziehen seien auch die guten Absatzchancen für die Ackerfrüchte (Dinkel, Gerste, Hafer), zumal jetzt der Eisenbahnbau den Verkauf in die Schweiz erleichtere. Die ursprüngliche Absicht, die erworbene Fläche in eine „Waldanlage“ umzuwandeln, sei gegenwärtig nicht zu realisieren, da das Kameralamt Zwiefalten keine billigen Tagelöhner bekommen könne; man sei jetzt schon im Rückstand mit der Waldanlage in Pfronstetten. Der Kameralbeamte schlug noch vor, schon einmal die ersten 25 Morgen Ausfelder umzubrechen, damit spätestens in drei Jahren ein höheres Pachtgeld für die noch als Weide dienende Fläche im Distrikt *Neubuchwald* eingezogen werden könne. Leider waren alle Bemühungen vergeblich. Die Abteilung Domänen der Oberfinanzkammer in Stuttgart schrieb am 23. Januar 1851 zurück, dass sie keine neue Domäne wünsche. Stattdessen solle das Kameralamt Zwiefalten Vorschläge machen, wie man die Fläche wieder günstig verkaufen könne. Das Verkaufsoffert sei aber zur Genehmigung einzureichen, bevor in den öffentlichen Blättern eine Anzeige erscheine.

Abgesehen davon ist noch darauf hinzuweisen, dass das Verhältnis zwischen der Centralstelle und den landwirtschaftlichen Bezirksvereinen sich nicht zum Besten entwickelte. Die Erfahrungen, welche die Bezirksvereine mit der Centralstelle machten, brachten die Vorstände von Ehingen, Biberach, Riedlingen und Münsingen zur Überzeugung, dass ihre Anträge und Wünsche nur dann in Stuttgart Gehör fänden, wenn sie von einer großen Zahl von Delegierten einmütig unterstützt würden. Sie wollten, dass endlich die wirklich wichtigen Themen wie die Zehnt- und Grundlastenablösung, eine allgemeine Gesindeordnung, die Feldregulierung mit Wegebau einer gesetz-

lichen Lösung näher gebracht würden und sie forderten mehr Studien- und Ausbildungsplätze in Hohenheim und in den Ackerbauschulen von Ochsenhausen und Ellwangen. Kurzum: Sie wollten nicht länger nur Befehlsempfänger der Regierung und der Centralstelle sein, sondern bei der wirtschaftlichen Entwicklung des Königreichs und der Gestaltung ihrer Zukunft mitreden und mitwirken. Daher der Zusammenschluss zu sogenannten Gauversammlungen, die nach dem oberschwäbischen Vorbild bald über das ganze Land streuten. Freilich entziehen konnten sich die Bezirksvereine vorerst nicht der Aufsicht der Centralstelle, denn sie entsandte jeweils einen hochrangigen Beamten zu den Gauversammlungen, welcher die Sicht der königlichen Regierung den versammelten Vereinsmitgliedern zu vermitteln hatte. Jedoch ohne Erfolg!

Der nächste Schritt folgte schnell, als eine Gruppe von Vereinsvorsitzenden, Pfarrern (darunter die Pfarrer Dieterich und Eduard Süskind<sup>35</sup> aus Suppingen), adeligen und bürgerlichen Gutbesitzern 1843 zu einer Versammlung württembergischer Land- und Forstwirte nach Göppingen aufrief, wo die Regierung massiv unter Druck geriet, weil die Redner der Centralstelle in allen wichtigen Fragen der landwirtschaftlichen Erneuerung Versagen und Reformunfähigkeit vorwarfen. Abwechselnd trafen sich nun die württembergischen Landwirte einmal im Jahr an verschiedenen Orten des Königreichs. Vielen Teilnehmern ging es aber immer noch zu langsam voran. Die „linken Wühler“ – wie die Regierung sie verteufelte – formierten sich zu oppositionellen landwirtschaftlichen Vereinen wie jenem vom Ulmer Oberjustizprokurator Anton Wiest geführten Landwirtschaftlichen Verein für Oberschwaben, der über seine Vertreter im Landtag mächtig Druck machte.

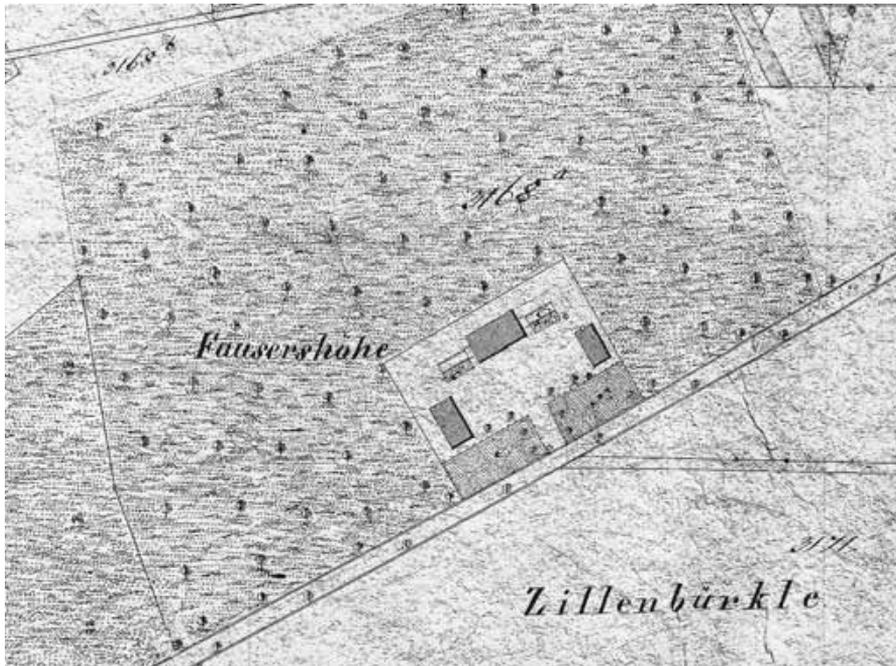
## 6. Johann Jakob Fauser, im Selbststudium zum „Musterlandwirt“

Wie man mit dem Wissen der Zeit zu einem vorbildlichen Landwirt auf der Alb werden konnte, dafür gibt es etliche Fälle. Genannt seien die Namen: Carl von Späth auf Schülzburg, Hasel (Gutsaufseher auf der Ludwigshöhe), Kühner (Gutsaufseher in Ehrenfels und Maßhalderbuch), Haas (Gestütsverwalter in Marbach), Graf Normann Ehrenfels, Fauser (Gutsbesitzer auf der Fauserhöhe), Wilhelm Rath (Gutspächter in Aglishart).

Herausgegriffen sei der Fall des Johann Jakob Fauser. Fauser war kein Äbler, sondern gebürtig aus dem Heilbronner Unterland. Auf die Alb kam er im Herbst 1817 als Pächter der gutsherrlichen Schäferei in Buttenhausen; 1821 konnte er das Maiereigut in Buttenhausen hinzupachten<sup>36</sup>. Von Anfang an konzentrierte Fauser sich auf die Verbesserung der Schafzucht mit edlen

<sup>35</sup> Vgl. die Untersuchung von L. Benz (wie Anm. 1), S. 114 ff.

<sup>36</sup> Beschreibung der Wirthschaft des Gutspächters Fauser zu Buttenhausen, in: CWLV NF 12 (1837), S. 291–297.



Das Hofgut Fausershöhe. Ausschnitt aus der Württembergischen Flurkarte S.O. XII.27 von 1847.

Merinoböcken, um feinwollige Tiere zu erhalten, und auf den Futterkräuterbau mit Klee und Esper. Es gelang ihm die Schafherde von 300 auf 600 Tiere zu vergrößern und deutlich mehr Futter zu gewinnen, als er für die Überwinterung seiner Schafe benötigte. Der Verkauf des überschüssigen Heus brachte gutes Geld wie auch die feine Wolle von den Tuchmanufakturen in Esslingen und Metzingen gesucht war. Er erhielt beim Cannstatter landwirtschaftlichen Fest wiederholt erste Preise für seine Merinos und für die feinen Wollvliese (1825, 1830, 1834), beim landwirtschaftlichen Fest in Münsingen 1823 auch einen ersten Preis in der Schweinezucht. Mit dem erwirtschafteten Geld kaufte er Äcker und Wiesen. 1833 errichtete er das Hofgut Fausershöhe, das er 1838 und 1850 durch Zukauf erweiterte, sodass der Wert des Hofgutes bei seiner Heirat mit Catharina Knehr, Tochter des Adlerwirts in Buttenhausen, 1843 rund 35 000 Gulden betrug<sup>37</sup>. Darauf lasteten allerdings 12 500 Gulden Schulden mit Zinsen, die aber das Aktivvermögen und den Bestand des Hofes nicht

<sup>37</sup> StadtA Münsingen, Mue 1 Nr. 1197 (Beibringens-Inventarium des Gutsbesitzers J. Fauser zu Fausershöhe und Ehefrau Catharina, geb. Knehr, datiert 29. Februar 1844).

gefährdeten. Als er 1860 starb, hinterließ er seiner Frau und seinen beiden unmündigen Töchtern ein Erbe, das zusammen auf 40 000 Gulden taxiert wurde.

Das Beibringensinventar, das bei der Eheschließung am 14. November 1843 von dem Münsinger Gerichtsnotar Kappler in Gegenwart beider Eheleute aufgenommen und am 29. Februar 1844 beurkundet wurde, gibt Einblick in die Ausstattung der Hofguts Fauserhöhe, die für die Wirtschaftsweise eines „rationellen Landwirts“ auf der Alb recht aufschlussreich ist. Schauen wir uns die Angaben etwas genauer an! Zunächst zu den Produktionsmitteln Feld, Hof und Viehstand!

Der Hof bestand damals aus dem zweistöckigen Wohnhaus, 72 Fuß lang, 35 Schuh breit (= 20,63 x 10,03 Meter) und aus Holz, d. h. in Riegelfachwerk errichtet, das im Erdgeschoss ein Wasch- und Backhaus besaß und teilweise unterkellert war. Getrennt davon war ein 90 Schuh langes, 50 Fuß breites (= 25,78 x 14,32 Meter) zweistöckiges Stallgebäude, und ebenfalls separiert davon die Scheune, die 80 x 40 Schuh maß (= 22,92 x 11,46 Meter) und aus Holz errichtet war sowie einen Keller besaß. Es gab zwei Brunnen und eine Dunglege. Zum Gut gehörten insgesamt 187,5 Morgen Felder in 16 Schlägen mit zwei unterschiedlichen Fruchtfolgesystemen. Eingesät waren auf einer Fläche von 18 Morgen Dinkel und rund 23 Morgen Mischlingsfrucht als Winterfrüchte (wahrscheinlich Hafer/Gerste oder Linsen/Hafer). Das Grünland war mit 21 Morgen Holzmäher und 23 Morgen Gras- und Baumgärten eher knapp bemessen, was wiederum ein Hinweis auf starken Futterkräuteraanbau ist. Denn der Raufutterertrag der Holzmäher reichte sicherlich nicht für die Überwinterung und Ernährung seines Viehstandes, der sich aus 2 Pferden, 4 Ochsen, 12 Milchkühen, 6 Stück Schmalvieh (Kälber), 290 Schafen und 2 Schweinen zusammensetzte. Tatsächlich ist aus dem Beibringensinventar zu erfahren, dass er 700 Zentner Heu und Öhmd sowie etliche Simri Esper- und Kleesamen vorrätig hatte, die im nächsten Frühjahr ausgesät werden sollten. Beim Rindviehbestand ist festzuhalten, dass er sich aus 4 Allgäuer-, 3 Rotschicken- (Schweizer Vieh?) und 5 gelbroten Landrasse-Kühen zusammensetzte. Diese Mischung deutet auf eine langsame Verbesserung durch edle Zuchtfarren aus dem Allgäu und der Schweiz hin, wobei erstaunt, dass er keinen eigenen Zuchtstier hatte. Wo und von wem ließ er seine Kühe decken? Bei den Schafen wird verschwiegen, ob es sich um reine Merinos oder um Bastard- oder um Landrasse-Schafe handelte. Außerdem lebten noch neun Bienenstöcke und ein Hahn mit vier Hennen den Hof.

Für Hofarbeiten und Feldbewirtschaftung standen zur Verfügung: 1 Wasserwagen samt Fass, 1 zweirädriger Ochsen-Karren, 1 Milch- oder Handwägle, 1 Walze, 2 Pferchkarren samt 24 Hurden und 4 Salztröge, 4 Suppinger Pflüge, 2 Untergrund- und 1 Flandrischer Pflug, 1 Häufel- und 1 Feldpflug, 1 Repssämaschine, 1 eiserne und 2 hölzerne Brabanter Eggen, 4 Wägen mit Holz-, Heu- und Dungleitern, Wehrbaum, Wellen, Seilen und Ketten, 1 Chaise, 1 Berner-Wägle, 1 Rennschlitten (?) und 3 beschlagene Holz-

schlitten, dazu Zaumzeug, Sattel, Kummeter, Joche und vieles mehr, insgesamt Geräte, die für eine moderne Landwirtschaft stehen.

Die Bücherbesitzliste, auf der die Buchtitel nur grob aufgeführt sind, lehrt uns, dass Fauser offenbar Freude am Lesen hatte, für einen Mann, der als Soldat gegen Napoleon in Preußisch Schlesien gekämpft hatte, keine Selbstverständlichkeit. Neben Schillers Werken finden sich ein „Conversations-Lexikon“ im Wert von 6 Gulden und historische Werke wie Rottecks, Allgemeine Weltgeschichte,<sup>38</sup> Die Befreiungskämpfe gegen Napoleon von Zimmermann,<sup>39</sup> ein Geographiebuch<sup>40</sup> und landwirtschaftliche Fachliteratur. Hervorzuheben sind: Scherz, Anleitung zum praktischen Ackerbau, Die Bewirtschaftung des Berkheimer Hofes (bei Weilimdorf) von Reinhardt, das Lehrbuch der Landwirtschaft von Burger, „Der verständige Bauer Simon Struef“, das Handbuch der Landwirtschaft von Schlipf,<sup>41</sup> Merino-Schafzucht von Wagner und die Schafzucht von Elsner,<sup>42</sup> schließlich noch zwei Abhandlungen von August von Weckherlin über Rindviehzucht Württembergs und die englische Landwirtschaft<sup>43</sup> sowie acht Hefte landwirtschaftlicher Blätter. Bei den „landwirtschaftlichen Blättern“ könnte es sich um das „Correspondenzblatt des Landwirtschaftlichen Vereins“ handeln, das die Centralstelle des Landwirtschaftlichen Vereins in Stuttgart herausgab und in dem er 1837

---

<sup>38</sup> Um welches Konversationslexikon es sich handelt, ist nicht exakt zu eruieren; vermutlich ist das damals stark verbreitete Konversations-Lexikon von Brockhaus, 6. Auflage, Leipzig 1824 gemeint; bei Rotteck (Carl von) ist unklar, welche Bände des Werks „Allgemeine Weltgeschichte für alle Stände“ Fauser in seinem Bücherregal hatte (4 Bände, Stuttgart 1832).

<sup>39</sup> Wilhelm Zimmermann: Die Befreiungskämpfe der Deutschen gegen Napoleon, Stuttgart 1835.

<sup>40</sup> Karl Friedrich Vollrath Hoffmann: Die Erde und ihre Bewohner: Ein Hand- und Lesebuch für alle Stände, 4. Auflage, Stuttgart 1835–1836.

<sup>41</sup> Die bibliographischen Angaben zu den einzelnen Titeln lauten: Johann Nepomuk von Scherz: Anleitung zum practischen Ackerbau, 3 Bände, Stuttgart–Tübingen 1823–1828; Immanuel Friedrich Gottlieb Reinhardt: Die Bewirtschaftung des Berkheimer Hofes. Ein Beitrag zur Beschreibung der Landwirthschaft in Württemberg, mit besonderer Berücksichtigung der landwirthschaftlichen Verhältnisse im Strohgäu, Stuttgart 1843; Johann Adam Schlipf: Populäres Handbuch der Landwirthschaft in besonderer Beziehung für den würdigen Bauernstand im Großherzogtum Baden, Königreich Württemberg und deren benachbarten Ländern [...], Reutlingen 1841; Johann Burger: Lehrbuch der Landwirthschaft, Wien 1830; Johann Evangelist Fürst: Der verständige Bauer Simon Struef, eine Familiengeschichte: allen Ständen zum Nutzen und Interesse, besonders aber jedem Bauer und Landwirthe. Ein Lehr- und Exempelbuch, 2 Teile, Passau 1819.

<sup>42</sup> Johann Philipp Wagner: Über den gegenwärtigen Stand der Merino-Schafzucht, Berlin 1835; Johann Gottfried Elsner: Handbuch der veredelten Schafzucht, Stuttgart–Tübingen 1832.

<sup>43</sup> Die Rindviehzucht Württembergs, mit Vorschlägen zu deren weiterer Emporbringung. Ein Beitrag zur landwirthschaftlichen Beschreibung des Königreichs, Stuttgart–Tübingen 1839; Über englische Landwirthschaft und deren Anwendung auf andere landwirthschaftliche Verhältnisse, insbesondere Deutschlands, nach eigener Anschauung, Stuttgart–Tübingen 1842.



Preismedaille des landwirtschaftlichen Vereins für das Landwirtschaftliche Fest in Cannstatt 1818 von der Königin Catharina (C) gestiftet. Die Rückseite (rechte Abb.) zeigt Symbole der landwirtschaftlichen Erneuerung und des Cannstatter landwirtschaftlichen Festes: Ceres, die römische Göttin des Ackerbaus und der Fruchtbarkeit, sitzt am Rand einer Ebene, begrenzt von einer Siedlung (Cannstatt). Die Schafe stehen für feinwollige Merinos, der zweirädrige Pflug für Verbesserung des Ackerbaus durch neue Ackergeräte. Spaten, Haue, Obstbaum und Bienenkorb weisen auf den von der Königin besonders geförderten Obstbau und die Bienenzucht hin. Ruderboote auf dem Neckar und zwei Reiter im Wettrennen bzw. im Ringstechen zeigen Volksbelustigungen beim landwirtschaftlichen Fest. Drei Kränze in Händen des Engels stehen für die drei Preisstufen. Am unteren Rand der Medaille steht der Name des Künstlers: WAGNER F[ecit], (d. i. Theodor [von] Wagner [1800–1880]).

einen Aufsatz über das Hofgut Fauserhöhe<sup>44</sup> veröffentlicht hatte. Oder um den „Landwirthschaftlichen Bote(n) für die rauhe Alb“, welcher seit 1842 im Verlag des Münsinger Buchdruckers Hohloch erschien und von dem Böttlinger Pfarrer Konrad Dieterich redigiert wurde. Haus- und Tier-Arznei-Bücher, eine Bibel, Andachts- und Predigtbücher sowie Gesangbücher fehlen ebenfalls nicht; seine Frau brachte noch ein wertvolles Gesangbuch mit silbernem Schloss in die Ehe.

Die landwirtschaftliche Fachliteratur und insbesondere jene zur Schafzucht macht deutlich, dass Fauser sein Wissen größtenteils daraus bezog und die Theorie sehr wohl in die Praxis umzusetzen verstand. Er hatte offenbar auch Kontakte zu Agrarwissenschaftlern geknüpft. Zwei Schriften in seinem Bücherverzeichnis erinnern nämlich daran, dass er an der sechsten Versammlung deutscher Land- und Forstwirte in Stuttgart 1842 teilgenommen hatte:

<sup>44</sup> Beschreibung der Wirtschaft des Gutspächters Fauser zu Buttenhausen, OA Münsingen, in: CWLV NF 12 (1837), S. 291–297.

die Festgabe,<sup>45</sup> die den Mitgliedern der Versammlung bei ihrem Eintreffen überreicht wurde, und der amtliche Bericht<sup>46</sup> darüber, in dem er auf der Teilnehmerliste verzeichnet ist.

Die Einzelheiten über die Ausstattung des Fauser'schen Haushalts und die Vorräte seien hier ausgeklammert. Festgehalten sei aber, dass der Herr auf der Fauserhöhe auch die Jagd ausübte, worauf zwei Jagdgewehre, ein Pulverhorn, Schrotbeutel, Kugelzieher und eine Jagdtasche aufmerksam machen.

Gleichsam als Krönung seiner Bemühungen um die Landwirtschaft und Schafzucht auf der Alb erhielt Fauser 1841 beim landwirtschaftlichen Hauptfest in Cannstatt den landwirtschaftlichen Preis von 30 Dukaten und eine silberne Medaille. Die Centralstelle begründete die Auszeichnung damit, dass das unter dem Namen „Fauserhöhe“ geschlossene Gut von 204 Morgen, zwischen Münsingen und Grafeneck gelegen, durch zweckmäßige Bewirtschaftung zu einer Zierde und zu einem Muster der Gegend geworden sei.<sup>47</sup> Fauser widerlegte damit das Vorurteil seiner Mitbürger, das da lautete: Wer nicht als Äbler geboren sei, wisse nicht, wie die Landwirtschaft auf der Alb zu betreiben sei und werde scheitern. Darin haben sich die eingeborenen Äbler gründlich getäuscht.

## 7. Gewerbeförderung

Mit der Schwäbischen Alb und insbesondere mit Urach, Münsingen, Laichingen, Blaubeuren, Ulm und Heidenheim verbindet sich das Bild einer blühenden Leinenindustrie. Flachs-anbau, eine überall ausgeübte Leinenweberei und die Leinwandbleichanstalten in Urach und Blaubeuren sind in den Köpfen so präsent, dass es schwierig ist, anderes für das 19. Jahrhundert zu behaupten. Und doch sprechen die Quellen in dieser Frage eine klare Sprache. Um 1820 hatte der Niedergang der Leinenindustrie längst eingesetzt. Die Leinwand, die auf der Alb erzeugt wurde, ließ sich auf den traditionellen Märkten in Italien und im übrigen Mittelmeerraum kaum verkaufen. Vom württembergischen Konsul G(u)ebhard in Livorno ist eine Nachricht überliefert, dass sich 1823/24 die Leinwand des Kaufmanns Pommer aus Urach nur als Sargleinen für die Bestattung von Toten verkaufen ließ. Diese Nachricht schreckte die Verantwortlichen bei der Centralstelle des Landwirtschaftlichen Vereins, der die Förderung der landwirtschaftlichen Gewerbe übertragen war, auf. Wegen

<sup>45</sup> Die Königlich Württembergische Lehranstalt für Land- und Forstwirtschaft in Hohenheim. Festgabe der Centralstelle des landwirtschaftlichen Vereins in Stuttgart für die Mitglieder der Sechsten Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe, Stuttgart 1842.

<sup>46</sup> Amtlicher Bericht über die Sechste Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Stuttgart vom 21. bis 28. September 1842, Stuttgart 1843; dort auf S. 5 unter Nr. 119: Fauser. Wohnort: Fauserhöhe in W[ürttemberg].

<sup>47</sup> CWLV NF 20 (1841), S. 169–172.

der sozialen Brisanz konnte die Regierung nicht untätig bleiben. Gab es laut Oberamtsbeschreibung hier doch 585 Webermeister mit 77 Gesellen. Wie aber sollte der Not leidenden Leinenindustrie geholfen werden?

In diesem Rahmen kann nicht auf jede Kommission und deren Vorschläge, den Flachsanzbau, die Flachsbereitung, das Spinnen der Fasern und Weben der Leinwand sowie das Bleichen und Appretieren der Leinwandstücke zu verbessern, eingegangen werden. Es muss genügen darauf hinzuweisen, dass die Oberamtsversammlung Münsingen 1825 Prämien zur Beförderung der Flachs-Industrie auslobte. Unter den 19 Bewerbern um den Garnpreis erhielt den ersten Preis von 4 Gulden die Tochter des Friedrich Götz aus Mehrstetten, die ein rein gesponnenes, 16-schnelleriges Garn vorlegte.<sup>48</sup> Der Flachs-Preis konnte nicht vergeben werden, weil die Qualität des Gespinnstes nicht den Vorstellungen der Juroren entsprach, was vermutlich mit der Art der Flachsröstung (Tau- oder Wasserröste) zusammenhing. Nach langem Hin und Her 1838 wurde in Urach die erste mechanische Flachsspinnerei mit staatlicher Hilfe durch das Züricher Maschinenbau-Unternehmen Escher, Wyß und Co. errichtet. Sie konnte allerdings nicht recht gedeihen, weil im Land und damit auf der Alb nicht genügend Flachs erzeugt wurde, weshalb sie belgisches Flachsgespinnst hinzukaufen musste.<sup>49</sup>

Als um 1830 die Jacquardwebstühle im deutschen Südwesten bekannt wurden, sollten auch in Württemberg solche neuartigen „Maschinen“ von Damastleinenwebern oder Bildwebern angeschafft werden. Sie waren teuer, vor allem benötigte man einen guten Dessinateur, der die Bildmuster auf Lochkarten für den Webstuhl übertragen konnte. Die Jacquard-Maschine hatte den Vorzug, dass von einer Vorlage große Stückzahlen hergestellt werden konnten. Die Rede ist von tausend und mehr Stück pro Muster. Sollte dies gelingen, dann konnte endlich billiger und schneller hochwertiges Damastleinen produziert werden.

In Münsingen fertigten Vater und Sohn Johann Jakob Ruöß in ihren Werkstätten schönes Damastleinen auf herkömmlichen Handwebstühlen, freilich nur auf Bestellung. Die Ware war so schön, dass sie selbst König Wilhelm I. Anerkennung und Lob abverlangte, als er 1823 anlässlich des landwirtschaftlichen Bezirksfestes Münsingen die Weberei von Ruöß besuchte. Um aber in die Massenfertigung einzusteigen, dazu fehlte ihnen das Betriebskapital für die notwendigen Investitionen. Laut dem „Verzeichniß der im Königreich Württemberg befindlichen Fabriken und Manufakturen“ von 1830<sup>50</sup> hatte Jo-

---

<sup>48</sup> CWLV 9 (1826), S. 385; 16-schnelleriges Garn meint 16 Schneller von je 1000 Fäden und 2 Ellen Weite.

<sup>49</sup> Zu ihr neuerdings Alfred Lutz: Industrialisierung in Urach. Gewerbe, Industrie, Eisenbahn, Wasserversorgung und Elektrizität, in: Thomas Braun (Hrsg.): Geschichte der Stadt Urach (Uracher Geschichtsblätter, Bd. 4), Bad Urach 2016, S. 431–482, hier S. 436–443.

<sup>50</sup> Württembergische Jahrbücher Jg. 1832, H. 1, S. 205.

**RECHNUNG**

für Herrn Stadtrath Löhlin, Dahier  
von Joh. Jacob Ruoss, Damast & Leinwandfabrikant.

		über:		fl.	fr.
1838. Juli	2 1/2 C. Leinwand für den Herrn Graf von				
	Storrmann Ehrenfels abgaben. p. C. a	14. x			35.
15. Septbr.	1 1/2 C. Leinwand für den Herrn Ober Amtmann				
	Mann abgaben. p. C. a	23. x			29.
				11. x	64.

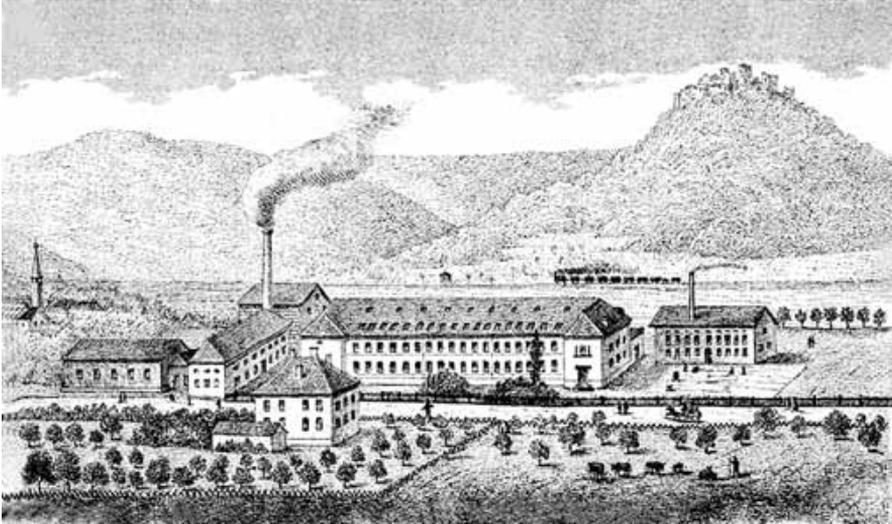
*den Empfang bezeugt  
Joh. Jacob Ruoss.*

Rechnung für Herrn Stadtrath Löhlin, Dahier (d. i. Münsingen) von Johann Jacob Ruoss, Damast- und Leinwandfabrikant von 1838.

hann Jakob Ruoss sen. die Leinwandfabrikation 1788 begonnen. Er beschäftigte innerhalb der Fabrik 20 und außerhalb (d. h. in Heimarbeit, wohl im Verlagssystem) weitere 50 Weber, betrieb zugleich einen Leinwandhandel. Die eigenen Waren – wie auch die seines Sohnes – setzte er in Frankreich, Baden, Schweiz und Italien ab. Sein Sohn Jakob beschäftigte weitere 18 Damastweber. Gegründet hat er die Bildweberei 1816. Vater und Sohn gaben ein Steuerkapital von zusammen 31 Gulden an, eine Summe, die auf einen wenig auskömmlichen Gewerbebetrieb hindeutet.

Ermuntert von anderen erfolgreichen Anträgen bei der Centralstelle, stellten sie deshalb 1833 einen ersten Antrag auf staatliche Finanzhilfe.<sup>51</sup> Der Antrag wurde aber abgelehnt. 1840 reichten sie ein neues Darlehensgesuch in Höhe von 10 000 bis 12 000 Gulden ein, mit der Begründung, sie wollten die Bildweberei jetzt im Großen betreiben. Diese hohe Summe muss die Bürokraten ziemlich fassungslos gemacht haben. Wie in solchen Fällen üblich wurden Gutachten eingeholt und die Vermögensverhältnisse der Antragsteller durchleuchtet. Das dauerte alles seine Zeit, zu lange für die Antragsteller, sodass sie sich an den Finanzminister von Herdegen wandten. Ein solcher Schritt war aber voreilig und dürfte die Sache negativ beeinflusst haben. Nach über einem Jahr kam endlich der Bescheid, das Gesuch könne nicht befürwor-

<sup>51</sup> HStA Stuttgart, E 146 Bü 6771.



Mechanische Flachsspinnerei Urach. Lithographie von ca. 1875.

tet werden, Vater und Sohn Ruoff könnten keine Sicherheiten stellen. Zwei Jahre später (1844) schließlich ein dritter Versuch. Vater und Sohn Ruoff begrenzten ihr Gesuch auf 10 000 Gulden. Da sie inzwischen Ablehnungsgründe kannten, schrieben sie, dass sie Vermögenwerte in Form von Immobilien und Webstühlen im Wert von 8000 Gulden besäßen. Für den Rest würden sich angesehene Bürger verbürgen.<sup>52</sup> Auch jetzt zahlte sich die Hartnäckigkeit nicht aus. Selbst ein Appell an den König, in dem sie ihre Auszeichnungen in Erinnerung riefen,<sup>53</sup> bewirkte nichts, obwohl Wilhelm I. das Gesuch grundsätzlich für unterstützungswürdig hielt. Inzwischen hatte sich die Haltung der Ministerien des Innern und der Finanzen geändert. Die neue Technik der Jacquardweberei war zwischenzeitlich im Land so weit verbreitet, dass die Minister eine Förderung für nicht mehr erforderlich ansahen. Vater und Sohn Ruoff hatten 1845 den Anschluss an die industrielle Entwicklung verpasst.

<sup>52</sup> In diesem Zusammenhang sei daran erinnert, dass Johann Jakob Ruoff Vater zu den Mitgliedern und Teilhabern des Vereins für die Veredelung der Pferdezucht auf der Alb gehörte, die unter dem Vorstand, dem Marbacher Stallmeister Autenrieth, die Weideplätze im Münsinger Hardt erwarben und 1826 wegen zu geringer Teilnahme in wirtschaftliche Schwierigkeiten gerieten und deswegen die Auflösung beschlossen hatten, vgl. StA Sigmaringen, Wü 85/20 T 1 (OA Münsingen, Fohlenweide im Hardt 1820–1829, hier: Auszug aus dem Amtsversammlungsprotokoll des Oberamts Münsingen, datiert 29. April 1826).

<sup>53</sup> Bei der Kunst- und Industrie-Ausstellung zu Stuttgart 1827 hatte Johann Jakob Ruoff Sohn eine Medaille erhalten; seine Damaste zeichneten sich durch besseren Geschmack und fleißige Arbeit aus (HStA Stuttgart, E 146 Bü 7518, n. 33).

Ob es auf der Mittleren Schwäbischen Alb weitere Förderungen von Gewerben durch die Regierung gegeben hat, ist nicht bekannt; zumindest fehlen die Akten dafür und auch die Notwendigkeit. Denn außer der Leinenindustrie bestand im Oberamt Münsingen nur noch die Papiermühle in Gossenzugen als nennenswertes Gewerbe. Die Wasserkräfte von Zwiefalter Ach und Großer Lauter lockten offenbar keinen Unternehmer an, um beispielsweise in effizientere Mahl- und Mühlentechniken, wie sie bereits in den sogenannten amerikanischen Kunstmühlen existierten, zu investieren. 1820 heißt es resignierend im Kameralamtsgrundbuch Zwiefalten: (Es ist) „nur zu bedauern, daß der Kunst- und Gewerbsfleiß in dem ganzen District gleichsam noch in der Wiege liegt“. Nebenan im Oberamt Riedlingen, auf Ohnhülber Markung, gab es noch die Ziegelei, die 1837 ein neues Trocknungshaus erhielt, aber erst 1867 wurden Gebäude und Brennofen gründlich erneuert.<sup>54</sup> Neben Lehm und Ton gab es abbauwürdige Steine und etwas Eisenerz, die sich industriell hätten verwerten lassen, aber das Bohnerz, das von Tagelöhnern bei Upflamör, Ohnhülben, Inneringen und Oberwilzingen (Flurname: Erzgrube) gegraben und zu den königlichen Eisenhütten in Schussenried und Ludwigs- tal bei Tuttlingen zur Verhüttung gebracht wurde, hatte keine Folgen für die Alb, wo das Roheisen etwa für die Landmaschinenfertigung hätte verwendet werden können. Die Mechanische Werkstätte und das Hammerwerk Schwarz in Zwiefalten sind erst 1891/92 anstelle einer älteren Hammerschmiede entstanden.

Und doch gab es Pläne für die Industrialisierung der Alb, wie wir aus einem Bericht des oppositionellen Blattes „Der Beobachter“ vom 23. Juli 1845 erfahren.<sup>55</sup> Der anonyme Einsender schlug vor, in Zwiefaltendorf oder Mochenwang (Gde. Wolpertschwende, OA Ravensburg) eine Fabrik für Eisenbahnschienen zu errichten. Wegen der großen Wasserkräfte käme Zwiefaltendorf für ein Schienenwalzwerk besonders in Frage, das Roheisen müsste von Wasseralfingen oder Schussenried bezogen werden, als Brennmaterial könnte der Torf Oberschwabens, der in Gasgeneratoren verschwelt werden müsste, verwendet werden. In Wasseralfingen habe man mit Torf bei der Verhüttung der Eisenerze gute Erfahrungen gemacht. Eine Verarbeitungskapazität sei mit 50000 Zentner angemessen, allerdings müsse sichergestellt sein, dass auch Bayern aus diesem Werk Schienen beziehe. Einziger Wermutstropfen: Das Walzwerk selbst und andere erforderliche Werkseinrichtungen müssten im Ausland gekauft werden. Die Spezialausrüstung im Ausland zu kaufen, das ging im sparsamen Württemberg nicht – und damit hatten sich die Pläne schon erledigt!

---

<sup>54</sup> StA Sigmaringen, Wü 125 T 1 Nr. 520 (Domäne Ohnhülben, Gemeinde Dürrenwaldstetten, Bauzeichnungen 1808–1897).

<sup>55</sup> Der Beobachter Nr. 208, S. 834.

## 8. Distanz und Skepsis – Kritik der Reformpolitik Wilhelms I.

Deutlich dürfte geworden sein, dass nicht jeder Ratschlag und jede Anordnung der Regierung und der Centralstelle zur Verbesserung der Landwirtschaft und Viehzucht klaglos hingenommen wurden. Die Bauern auf der Alb hatten oft andere Vorstellungen von einer ertragreichen Landwirtschaft als die in Hohenheim ausgebildeten rationellen Landwirte, die zumeist arrondierte Güter besaßen und ein freieres Bewirtschaften von Äckern und Wiesen praktizierten. Auch untereinander war man sich nicht einig, welches die bessere Lösung beispielsweise bei der Viehzucht sei, ob besser Pferde oder Ochsen gezüchtet werden, ob man Tiroler (wie in Wilsingen)<sup>56</sup> oder Schweizer Farren erwerben sollte. Woher aber das Geld für den Viehkauf nehmen, wenn die Bevölkerung so arm war und nicht überall Viehlehkassen wie in Hayingen bestanden? Die Bauern der Zwiefalter Alb entschieden sich zugunsten der Pferde, weil für Ochsenfuhrwerke nur schwer Knechte zu bekommen seien, und dies trotz des Wissens, dass Ochsen den größeren Nutzen für den Landwirt hätten.<sup>57</sup>

In der Frage der Dreifelderwirtschaft mit Futterkräuteranbau gingen die Meinungen ebenfalls auseinander. Der Vorschlag, das Dreifelder- in ein Sechsfeldersystem umzuwandeln, damit Luzerne, Klee und Esparsette zwei, drei Jahre nacheinander auf einem Feld gebaut werden könne, wurde abgelehnt. Also blieb alles wie es war. Im Rahmen der Dreifelderwirtschaft mit Flurzwang war es zudem schwierig, neue Anbaufrüchte wie den Talavera-Weizen, der eine wesentlich längere Reifezeit hatte, anzubauen. Gerade weil nicht überall die ganzjährige Stallviehhaltung eingeführt war, galt es im Frühjahr und Herbst auf die Viehhalter Rücksicht zu nehmen, die Weiderechte auf der Markung geltend machten. Und warum ausgerechnet den Talavera-Weizen, eine Hartweizensorte, anbauen, der einen gut gedüngten Acker erforderte, wenn der betriebseigene Viehdung knapp war und der heimische Dinkel auf den Getreidemärkten in Ulm, Urach, Biberach und Riedlingen sich gut verkaufen ließ? Getreidehändler aus der Nordschweiz deckten sich hier mit preiswertem Getreide ein. Warum sollte die Ölmadie, die auf der Alb aufgrund ihrer Wärmeansprüche nicht recht gedeihen wollte, angebaut werden, wenn der Raps besser in die Fruchtfolge passte? Und was sollte die Empfehlung, Angoraziegen zu halten, wenn unsicher war, ob der Winter kalt genug wird, damit sich die begehrten feinen Haare im Unterpelz der Ziegen bilden? Die arg von Hagelunwettern heimgesuchten Oberstetter Bauern

---

<sup>56</sup> Vgl. dazu Rainer Loose: „Wilsingen, ein Ort auf den Alpen unweit Trochtelfingen“. Ein Beitrag zur Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte der Zwiefalter Alb, in: Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte, NF 34 (1998), S. 79–104, hier S. 100.

<sup>57</sup> Der Landwirtschaftliche Bote für die rauhe Alb Jg. 1843, Sp. 131–132 (Bericht des Vorstands des Filialvereins für die Zwiefalter Alb, Posthalter Friedrich vom 22. Juli 1843).

wünschten sich eine für alle verbindliche Hagelversicherung, aber die Regierung wollte diesem Wunsch nicht folgen. Anfang der 1840er-Jahre wurde der Stadtschultheiß Steimer von der Centralstelle in die Kurpfalz und ins Großherzogtum Hessen geschickt, wo er sich von den dort bereits durchgeführten Flurbereinigungen ein Bild machen sollte. Zu Hause in Hayingen gelang ihm mit Mühe aber nur eine bescheidene Gewinnregulierung mit Feldwegebau,<sup>58</sup> weil viele Landwirte mehr Nachteile als Segen befürchteten, vor allem, weil sie nicht die gleiche Parzelle mehr bewirtschaften durften und außerdem Grund und Boden für den Wegebau abgeben mussten.

Dies alles waren unnütze Ratschläge, die auf Unkenntnis der naturräumlichen und sozialen Produktionsbedingungen, besonders der Bodenverhältnisse und klimatischen Verhältnisse auf der Alb, beruhten! Die „Herren in Stuttgart“ mussten sich vorhalten lassen, dass sie die Landwirtschaft auf der Alb nicht kannten. Dabei hätten sie wissen können, dass die Alb keine unfruchtbare, „von der Natur vernachlässigte Gegend war, die ihre Bewohner kümmerlich nährt, und höchstens nur Viehzucht und für die Schaafzucht eine günstige Gelegenheit darbietet. Dieß ist eine ganz falsche Meinung [...] Es giebt Gegenden auf der Alp, welche mit den besten Gegenden des Landes an Fruchtbarkeit wetteifern [...] Pferde, Rindvieh, Schaaf und Ziegen werden in keiner Gegend des Landes mit größerem Vortheil erzogen als hier“, so ist schon in den „Annalen der württembergischen Landwirtschaft“ von 1819<sup>59</sup> zu lesen. Wenn man zudem weiß, dass Pfarrer Dieterich als vorbildlich wirtschaftender Landwirt in Böttingen keinesfalls geneigt war, seine Ernteüberschüsse auf lokalen Märkten zu verkaufen, sondern seinen Verwandten in Stuttgart und Ulm zukommen ließ – wofür sie ihm wegen der „Wohlfeilheit der Früchte“ sehr dankbar waren –, dann wird die Diskrepanz von Wunsch und Wirklichkeit landwirtschaftlicher Erneuerung auf der Alb deutlich. Die Bauern produzierten auf der Alb so preiswert, dass die „Herren in Stuttgart“ sich Dinkel, Hafer, Gerste und Holz leisten konnten, und sie verkauften ihr Getreide noch immer gut auf den lokalen Märkten.

Waren also Reformen zugunsten der Landwirtschaft auf der Alb gar nicht erforderlich? Diese Frage zielt auf die Lebensumstände der bäuerlichen Familien. Tatsächlich gingen die Wünsche der Ackerbau und Viehzucht treibenden Bevölkerung in eine ganz andere Richtung. Die Landgemeinden des Oberamtes Münsingen sandten 1843 eine Petition an den König, in der sie forderten, dass endlich eine Zehntfixierung vorgenommen und der Novalzehnt entschädigungslos aufgehoben würde.<sup>60</sup> Sie hielten überhaupt die Grundrechte der adeligen Standesherrn und des Staates für das Hauptproblem, das jeden

<sup>58</sup> 70 Morgen konnten 1846/47 bereinigt und mit befestigten Wegen erschlossen werden (Wochenblatt für Land- und Hauswirtschaft Nr. 7 vom 12. Februar 1848, S. 17).

<sup>59</sup> Annalen der württembergischen Landwirtschaft 2 (1819), S. 306 f.

<sup>60</sup> Der Landwirtschaftliche Bote für die rauhe Alb 2. Jg. (1843), Nr. 8, S. 57–58.

Fortschritt bei der Erneuerung der Landwirtschaft hemmte. Und sie wussten, dass in einzelnen Grundherrschaften bereits die Ablösung der Grundgütern und Zehnten gegen Geld möglich war, wie beispielsweise in jener der Fürsten von Thurn und Taxis, wo die Gefällpflichtigen in den Rentämtern Buchau, Scheer und Obermarchtal 1832 und 1833 bereits die Zehnt- und Teilgebühren ablösen durften, oder in Bichishausen, Gundelfingen, Bremelau, wo die Fürsten von Fürstenberg 1840 die Umwandlung des Zehnten in eine fixe Geldabgabe ermöglichten.<sup>61</sup>

Abgesehen davon blieben doch einige Anregungen hängen und wurden von den Äblern aufgegriffen. Die Bauern erkannten rasch die Brauchbarkeit des den Böden auf der Alb angepassten Flandrischen oder Hohenheimer Pflugs, der aber nur deshalb keine schnellere Verbreitung fand, weil er teuer war. Der Vorstand des landwirtschaftlichen Bezirksvereins setzte darum seine Hoffnung in tüchtige Schmiede und Wagner, welche die neuen Ackergeräte billiger fertigen könnten. In dieser Annahme sollte er Recht behalten.

Schließlich sei noch auf den Obstanbau aufmerksam gemacht. Sieht man von den Obstbäumen an den Landstraßen ab, die schon die herzogliche Regierung angepflanzt wissen wollte, dann hat sich um die Verbreitung der Obstbaumzucht besonders der Pomologische Verein, der der Centralstelle des Landwirtschaftlichen Vereins untergeordnet war, verdient gemacht. Nicht nur, dass durch seine Initiative die Schulmeister angehalten waren, den Kindern in gemeindeeigenen Baumschulen Grundkenntnisse in der Pflege der Obstbäume zu vermitteln, sondern auch, dass 1840 in Bernloch eine erste Gemeindebaumschule auf der Alb angelegt worden ist, aus der dann später 1895 die zwölf Hektar große Neuanlage in den Neuwiesen mit über 1200 Apfel-, Birn- und Zwetschgenbäumen hervorging.<sup>62</sup>

## 9. Das Charadenlied aus dem Landwirtschaftlichen Boten für die raue Alb lässt hoffen

Zieht man abschließend ein Resümee, dann kommt man nicht umhin festzustellen, dass die unter König Wilhelm I. gesäte Saat der Reformen nur langsam aufging. Die Veränderungen brauchten Zeit und sie wurden nach und nach in den Neusiedlungen und in der Viehzucht sichtbar. Die Schwäbische Alb war inzwischen – und erst recht, als der König 1864 starb – keine Wüstenei mehr, wie noch der Sänger im Charadenlied, das der Landwirtschaftliche Bote für die raue Alb 1842, um Aufklärung bemüht, seinen Lesern zur Kenntnis brachte:

<sup>61</sup> CWLV NF 21 (1842), S. 64–82.

<sup>62</sup> OAB Münsingen, 2. Bearb., Stuttgart 1912, S. 585.

1

## Der landwirthschaftliche Bote

für die rauhe Alb.

---

**N<sup>o</sup>. 1.                      Münsingen.                      1842**

---

<p>Als ein verrufnes Land gelt ich im Reich Gemeiden wird vom Wand'rer mein Bereich Als ein sibirisch Land schreit man mich aus, „Ich sey für Füch' und Wölfe nur ein Haut!“ Ihr kennt mich nicht!</p> <p style="text-align: center;">Herbei, herbei!</p> <p>Mein Gast zu seyn, gereut Euch wahrlich nicht!</p> <p>Mit einem ew'gen Kranz bin ich geschmückt, Den weder Sturm noch Hagel je zerknickt, Als höhre Wächter schau'n ins nied're Land Mein Jollern und mein Stausen, unbekannt! Ihr kennt mich nicht!</p> <p style="text-align: center;">Herbei, herbei!</p> <p>Und schaut Euch um von meinen lichten Höf'n!</p> <p>Wenn heimel's nicht am Quell des klaren Bachs Zu ruh'n im Schatten eines Felsendach's? Wer lauscht nicht gern da munterm Vogel'sang Und fernem Heerden hellem Olofenklang? Ihr kennt mich nicht!</p> <p style="text-align: center;">Herbei, herbei!</p> <p>Ich biete Quell und Grotte, Sang und Klang!</p> <p>Wenn Sonnengluth die zarte Pflanze senzt, Wenn dumpfe Schwüle Geist und Brust beengt, Sucht Euer Auge, von dem Klange wund, Nach einem milden, schattigrünen Grund, Ihr kennt mich nicht!</p> <p style="text-align: center;">Herbei, herbei!</p> <p>Ergetzet Euch in meiner Suchen Hain!</p>	<p>Wohl hält mich lang des Winters kalt Gewand, Und meine Kraft wird unter'm Eis gebannt. Doch sieht das meine Kinder wenig an, Und voller Leben ist des Eises Bahn! Versuch't's nur auch!</p> <p style="text-align: center;">Herbei, herbei!</p> <p>Mein frischer Winter wird Euch nicht gereu'n!</p> <p>Und wenn dann meines Winters Schlaf vorbei, Mit Einem Schlag erscheit Alles neu; Ein saftig Grün deckt ringsum Höf' und Grund; Von schöner Blumen Schmuck ist Alles kund. Das wißt Ihr nicht!</p> <p style="text-align: center;">Herbei, herbei!</p> <p>Und schaut meines Frühlings Zauberfunk!</p> <p>Dann ziehen meine Kinder fröhlich aus, Dann ist der Acker und der Wald ihr Haus, Der Sämann streut getrost den Saamen ein, Um bald sich reicher Erndte zu erfreu'n. Ihr kennt mich nicht;</p> <p style="text-align: center;">Herbei, herbei!</p> <p>Und nehmet selbst die Füll und Augenschein!</p> <p>Und wenn auf öde Stellen fällt der Mist, So weiget nicht so scheu davor zurück! Reicht mir nur Eure Kraft und Eure Kunst Und ich erwerb mir sicher Eure Gunst! Drum sucht mich auf!</p> <p style="text-align: center;">Herbei, herbei!</p> <p>Mein Gau ist wahrlich keine Wüstenei!</p>
--	---

---

Charadenlied von 1842 (Landwirtschaftliche Beilage zum Intelligenzblatt für den Oberamtsbezirk Münsingen Nr. 1; 1842).

Und wenn auf öde Stellen fällt der Blick,  
so weicht nicht so scheu davor zurück!  
Leih mir nur Eure Kraft und Eure Kunst  
Und ich erwerb' mir sicher Eure Gunst!  
Drum sucht mich auf! Herbei, Herbei!  
Mein Gau ist wahrlich keine Wüstenei!

In dieser Strophe des Charadenliedes, also eines Rätsels in Liedform, ist alles über die Landwirtschaft und Kulturlandschaft der Alb gesagt. Es gibt noch zu kultivierenden Grund und Boden genug, den Bürger mit Kapital und guten Kenntnissen der Landwirtschaft erwerben können. Wenn Geld und Wissen zusammenkommen, wird ein blühender Gau entstehen, der sich dann von unwissenden Bürgern nicht mehr als „Wüstenei“ schmähen lassen müsste. Die unwissenden Bürger hatten auch nicht wahrgenommen, dass zur besseren Kenntnis der Alb und ihrer Bewohner inzwischen auch die aufstrebenden Naturwissenschaften, vorzüglich Professor Gustav Schübler (1787–1834) und seine Schüler in Tübingen, mit Untersuchungen über Klima und Witterung, Pflanzenwelt sowie die Böden und Gesteine Wesentliches beigetragen hatten, welche aber offenbar nur wenigen Fachwissenschaftlern bekannt geworden waren.



## 900 Jahre Bronnweiler – Aspekte der Ortsgeschichte

Werner Ströbele

Im Jahr 2015 beging die Reutlinger Bezirksgemeinde Bronnweiler das Ortsjubiläum. Unter dem Titel „900 Jahre Bronnweiler“ wurde daran erinnert, dass man den Namen Bronnweiler für die Gemeinde an der Wiesaz seit etwa 900 Jahren kennt, genau genommen, dass die Bezeichnung für den Ort schriftlich auftaucht. Die Quelle, auf die man sich bei der Ersterwähnung bezieht, lässt kein genaues Jahr der Datierung zu. Aber es gab weitere Gründe, das Jahr 2015 in Bronnweiler zu einem Jubiläumsjahr zu machen. Vor genau 700 Jahren kam es zum Verkauf Bronnweilers an eine Reutlinger Familie (Hurnbog), damit begann die enge Beziehung zu Reutlingen.<sup>1</sup> Und genau vor 600 Jahren war die Grundsteinlegung am Chor der Marienkirche. Das sind schon Anlässe, um auf die Geschichte zurückzublicken, zu reflektieren – und auch zu feiern.<sup>2</sup>

Bezugsquelle für das 900. Jubiläum ist eine Notiz in einer spätmittelalterlichen Handschrift, die sich im Hauptstaatsarchiv in Stuttgart befindet: Im sogenannten Hirsauer Codex. Dem Eintrag zufolge schenkte Egilolf von Pfullingen dem Kloster Hirsau im Schwarzwald fünf Hufen in Bronnweiler. Der Hirsauer Codex (lat.: Codex Hirsaugiensis) ist ein Schenkungsbuch des Klosters Hirsau, das um 1500 handschriftlich entstanden ist.<sup>3</sup>

Es wurden u. a. Stiftungen, Erwerbungen und Tauschgeschäfte, die Ende des 11. Jahrhunderts und im 12. Jahrhundert getätigt wurden und an denen das Kloster beteiligt gewesen war, abgeschrieben. Der Schreiber ist unbekannt. Die Original-Handschrift ist in lateinischer Sprache verfasst. Sie umfasst 70 Pergamentblätter. Die auf älteren Vorlagen beruhende Handschrift gilt als sehr zuverlässig und ist eine der wichtigsten Quellen für die Geschichte des Südwestens im Mittelalter. In dem Güterverzeichnis werden viele Ortschaften und Adelsfamilien aus der Region erstmals genannt. So auch Bronnweiler, das zum ersten Mal als „Brunwiler“ erwähnt wird.

Die Ersterwähnung zum Anlass zu nehmen, die Entwicklung der Gemeinde sich vor Augen zu führen, ist landauf, landab üblich und auch für

<sup>1</sup> Hauptstaatsarchiv Stuttgart, B 201 U 274 a.

<sup>2</sup> Der vorliegende Text geht weitgehend auf das Manuskript eines Vortrags am 6.2.2015 in Bronnweiler zurück.

<sup>3</sup> Codex Hirsaugiensis, hrsg. von Eugen Schneider (Württembergische Geschichtsquellen, Bd. 1), Stuttgart 1887.



Ansichtskarte Bronnweilers, 1930er-Jahre. Sichtbar wird hier die beherrschende Lage der abgegangenen Alteburg über der Wiesaztalgemeinde.

Bronnweiler angebracht, zumal es nicht ganz selbstverständlich ist, dass Siedlungen so lange überdauern. Es hätte Bronnweiler wie den benachbarten Siedlungen Hugenberg und Alteburg gehen können, die beide abgegangen sind.<sup>4</sup> Alteburg ist heute ein Aussichtsturm sowie ein Hofgut und Hugenberg ist gänzlich von der Landkarte verschwunden.

Also Grund genug, sich mit der Entwicklung Bronnweilers zu beschäftigen, die einige bemerkenswerte Umstände und Rätsel aufweist. Das erste Rätsel: Wie alt ist die Siedlung an der Wiesaz, wie alt ist Bronnweiler wirklich? Es ist keine Frage: Historiker und Mittelalterarchäologen gehen davon aus, dass Bronnweiler wesentlich älter ist als 900 Jahre. Orte mit *-weiler*-Endungen gelten als Siedlungen, die im Zusammenhang mit dem sogenannten fränkischen Landesausbau im 7. oder 8. Jahrhundert entstanden sind. Das ist auch die Zeit der Christianisierung unseres Raumes durch iro-schottische Mönche wie z. B. Gallus, den irischen Mönch, der im 7. Jahrhundert den Bodenseeraum misso-

<sup>4</sup> Hugenberg lag auf dem „Eichhölzle“, einer südwestlich der Alteburg gelegenen Anhöhe, auf der die Friedenslinde steht. Möglicherweise stand dort eine Burg, zu der ein Weiler gehörte. Das letzte Hofgut von Hugenberg ging anfangs des 16. Jahrhunderts ab. Die zugehörige Markung kam zu Bronnweiler. Hugenberg dürfte auf den Namen Hugo zurückgehen (der Berg eines Hugo). Die Herren von Hugenberg treten in Urkunden des 12. Jahrhunderts auf und dürften mit den Stöfflern eng verwandt gewesen sein.

nierte und das Kloster St. Gallen gründete. Dazu passt auch, was eine archäologische Untersuchung 1968 in der Kirche von Bronnweiler ergab: Einen ersten Bau aus dem 7./8. Jahrhundert und einen zweiten Bau, einhundert Jahre später, aus der Zeit um 800. Und so könnte man sich auch die Gründung der Ortschaft vorstellen: Ein fränkischer Adliger, der Bruno hieß, erhielt das Land im Wiesaztal zwischen Gönningen und Gomaringen und siedelte dort einige Bauern an. Und er baute eine Kirche. Gönningen und Gomaringen sind *-ingen*-Orte, somit alemannische Gründungen, drei, vier Jahrhunderte älter. Dazwischen gab es offenbar noch freies Land. Es wäre dann der Weiler des Bruno – Bronnweiler. Es muss eine Vermutung bleiben.

Es gibt eine weitere Vermutung: Die Kirche, die in Bronnweiler entstand, sei die älteste und für lange Zeit die Hauptkirche im Wiesaztal? Der fränkische Adlige war demnach bereits christianisiert und baute eine Kirche in seiner neuen Siedlung. Die Bauern, die er ansiedelte, hatten ebenfalls bereits den christlichen Glauben angenommen. In der Beschreibung des Oberamts Reutlingen von 1824 steht, dass einer Sage zufolge die Bronnweiler Kirche Pfarrkirche von Gönningen gewesen sein soll.<sup>5</sup> Diese Vermutung hat sich lange gehalten – kann aber nicht weiter begründet werden.

Eine andere Erklärung des Ortsnamens ist die Ableitung aus dem althochdeutschen *brunno* oder dem mittelhochdeutschen *brun(n)* für Quelle, Brunnen. Das hat eine gewisse Plausibilität, weil die Wiesaz bei Bronnweiler durch eine – wie es bereits 1824 in der Oberamtsbeschreibung heißt – „ansehnliche Quelle“ gespeist wird (wohl das heutige Kohlengrubenbächle).<sup>6</sup> Was genau war, bleibt im Dunkeln. Zumindest vorläufig, bis evtl. neue Erkenntnisse auftauchen.

Mit den ersten schriftlichen Notierungen wird die Geschichte nachvollziehbarer. Es sind Besitzgeschichten, Besitzwechsel, die aufgeschrieben werden, um im Zweifel Ansprüche geltend machen zu können. Dabei geht es mehr oder weniger um den gesamten Ort und die ansässige Bevölkerung.

Die Zuweisung von Land oder gar von einem Dorf durch einen Fürsten an einen Adligen diente der Versorgung. Die Adligen waren damals als Ritter Teil des Militärsystems oder als Ortsherren Teil der Verwaltung des Herrschaftsbereichs. Und die Bezahlung der Funktionsträger lief – in einer Zeit ohne entwickelte Geldwirtschaft – über die Zuteilung von Land bzw. von Bauernhöfen, die mit ihren Abgaben die Entlohnung erwirtschafteten. Im Fall von Bronnweiler befanden sich die Herrschafts- und Besitzrechte in der Hand von Geschlechtern, die in engem, wohl verwandtschaftlichem Verhältnis zu den Achalmgrafen standen.<sup>7</sup>

<sup>5</sup> Beschreibung des Oberamts Reutlingen, Stuttgart 1824, S. 116.

<sup>6</sup> Ebd. S. 25.

<sup>7</sup> Der Landkreis Reutlingen, hrsg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Reutlingen, Bd. 2, Sigmaringen 1997, S. 396.

## Bronnweiler Ortsherren

Zunächst treten die Herren von Pfullingen auf, ein Egilolf, der hier zusammen mit dem 1098 verstorbenen Achalmgrafen Liutold erscheint, einem der angesehensten Adligen seiner Zeit.<sup>8</sup> Der genannte Egilolf von Pfullingen übergibt in der ersten schriftlichen Erwähnung des Ortes, also um 1100, fünf Huben in Bronnweiler an das Kloster Hirsau. In der gleichen Notiz ist erwähnt, dass er auch drei Huben in Pfullingen und zwei in Bodelshausen verschenkt hatte. Eine Hube ist die damalige Bezeichnung für den Anteil an der Gemeindeflur, den eine Bauernfamilie brauchte, um überleben zu können. Es waren vermutlich etwa 20 Hektar.

Besitzungen des Klosters Hirsau in Bronnweiler sind später nicht weiter überliefert. Der Besitz dürfte bald weiterveräußert worden sein, denn es treten neue Besitzer auf, die Herren von Stöffeln, die auf dem Stöffelberg oberhalb Gönningens (und in Metzingen) residierten.<sup>9</sup>

Sie waren wahrscheinlich zunächst im Schwarzwald zu finden, sind um 1100 nach Gönningen übersiedelt und nannten sich nach dem Berg ihrer neuen Burg: von Stöffeln. Bis ins 13. Jahrhundert erlangten sie wichtige Bedeutung in unserem Raum. So finden wir 1275 Albert von Stöffeln als Kirchherr von Bronnweiler. 1280 verkaufen die Herren von Stöffeln Bronnweiler (sowie Hugenberg und Alteburg) an die Johanniterkommende in Hemmendorf. Diese Niederlassung des Ritterordens war wenige Jahre zuvor gegründet worden.

Der hohe und niedere Adel der Region hat diese Ordensniederlassung eingerichtet und ausgestattet. Die Komture, die geistlichen und weltlichen Vorgesetzten der Ritterordenseinrichtung, waren Mitglieder des Adels. Die Kommende hat dann bald ihre Besitzungen auf die Hemmendorfer Umgebung konzentriert und ihre Bronnweiler Liegenschaften mit allen kirchlichen und herrschaftlichen Rechten weiterverkauft.

Und zwar vor 700 Jahren, also 1315. Käufer waren Werner Hurnbog, ein Reutlinger Patrizier, und Volker Amann aus Rottenburg. Die Hurnbogs und Amanns waren verwandt. Und die Amanns waren im 14. Jahrhundert ebenfalls Bürger in Reutlingen. Damit begann die enge Beziehung von Bronnweiler zu Reutlingen. Zunächst über Reutlinger Bürger. Sie hatten im Ort auch Vogteirechte, also gewisse Herrschafts- und Gerichtsrechte. Aus den Jahren 1393 und 1435 kennt man drei weitere Urkunden, aus denen hervorgeht, dass Teile des Besitzes des Geschlechterverbandes der Hurnbogs/Amanns an

---

<sup>8</sup> Sönke Lorenz: Graf Liutold von Achalm – ein Klosterstifter im Zeithorizont des Investiturstreits, in: Heinz Alfred Gemeinhardt; Sönke Lorenz (Hrsg.): Liutold von Achalm, Graf und Klostergründer, Reutlingen 2000, S. 11–56.

<sup>9</sup> Irene Göhler: Die Herren von Stöffeln. Zur Geschichte einer mittelalterlichen Adels herrschaft, in: Gemeinhardt/Lorenz (wie Anm. 8), S. 147–164.

Reutlinger Patrizierfamilien weitervererbt und verkauft worden sind. Auch der Reutlinger Patrizier Heinrich Spiegel muss im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts – vielleicht über Heiratsverbindungen zu den Hurnbogs – Rechte in Bronnweiler erworben haben.

1437 wurde die Siedlung Bronnweiler mit allem Drum und Dran an die Stadt Reutlingen verkauft. Bronnweiler gehörte nun zum Territorium der Reichsstadt und der Reutlinger Rat setzte alsbald einen Schultheißen ein. Seit-her übte Reutlingen die Ortsherrschaft unangefochten aus – bis 1802. Zu Bronnweiler hatten die Reutlinger – möchte man meinen – eine besondere Beziehung.

### Die Bronnweiler Marienkirche

1315 ging auch die Bronnweiler Kirche vom Johanniterorden in den Besitz der Reutlinger Familie Hurnbog/Amann über. Damit kommen wir zum nächsten Datum, das es zu feiern bzw. zu gedenken gilt: Die Grundsteinlegung des Chores der Bronnweiler Marienkirche 1415, also vor 600 Jahren. „Anno Domini 1415, an dem dritten Tag des Monats April legt Heinrich Spiegel den ersten Fundamentstein an dem Chor.“ So steht es in der Inschrift im Chor. Über der Inschrift ist das Wappen der Familie Spiegel angebracht: Eine Art achteckiger Stern, in dessen Mitte eine rote Scheibe – ein Spiegel der damaligen Zeit – in gelbem Ring ist. Die Familie Spiegel war eine der bedeutendsten unter den Reutlinger Patriziern. Sie hatten ihren Hauptsitz am Marktplatz, nannten sich ausdrücklich Edelleute und besaßen etliche Höfe, Lehen und Zehnten in den Dörfern der Umgebung. Ihre Angehörigen waren Richter und Bürgermeister in Reutlingen. Heinrich selbst war Richter und Ratsherr in der Reichsstadt. Sein Grabstein steht heute im Erdgeschoß des Heimatmuseums. Er selbst legte den Grundstein des neu zu errichtenden Chores.

Der Chor ist nach wie vor etwas Besonderes, außergewöhnlich für eine Dorfkirche, „eine der edelsten gotischen Dorfkirchen“ wurde sie genannt.<sup>10</sup> Warum wurde der Chor gebaut? Warum so aufwendig? Wer war der Baumeister? Das ist ein weiteres Rätsel in der Geschichte Bronnweilers. Er müsse „aus der unmittelbaren städtischen Nachfolge der Parler stammen“, schreibt Ehrenfried Kluckert.<sup>11</sup> Die Parler waren eine berühmte Baumeisterfamilie, sie wirkten z. B. in Schwäbisch Gmünd und vor allem in Prag am Veitsdom.

---

<sup>10</sup> Eduard Paulus: Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg, Bd. 2, Stuttgart 1897, S. 262.

<sup>11</sup> Ehrenfried Kluckert: Zur Baugeschichte der Bronnweiler Marienkirche, in: Schwäbische Heimat 31 (1980), S. 246–258, hier: S. 251.



Die Marienkirche in Bronnweiler. Aufnahme vom Beginn des 20. Jahrhunderts.

Jörg Widmaier, der sich zuletzt im Rahmen einer Abschlussarbeit an der Universität Tübingen mit der Kirche beschäftigte,<sup>12</sup> sieht den Baumeister eher im Umfeld der ab dem frühen 15. Jahrhundert in Esslingen, Straßburg und Ulm tätigen Baumeisterdynastie Ensinger. Den hohen Anspruch des Baus belegen auch die Skulpturen, die einst zur Kirche gehörten, vor allem die großen, die Ende des 19. Jahrhunderts an das Landesmuseum Württemberg gingen. Besonders sind weiterhin das Chorgestühl mit zwölf Plätzen, die gotische Nische sowie die Tür- und Fensterbeschläge. Mit dem Chor verbunden ist auch die Legende, dass Reste des Baumaterials der Bauhütte der Marienkirche in Reutlingen in Bronnweiler verwendet worden sein sollen. Sie geht auf eine Mitteilung in der Reimchronik des Reutlinger Chronisten Fizion zurück. In seinen Zeilen über „Bronweilen“ schrieb er, dass – nachdem die Reutlinger Marienkirche fertig war – der Bronnweiler Chor mit dem übrig gebliebenen Baumaterial erstellt worden sei. Wörtlich heißt es bei Fizion:

„Blib übrig vil von Stain und Sannd  
 Alls man Lettslich thett abrummen;  
 Da hör man dann hatt Ursach gnommen  
 Ein kürch z’bawen in fleckhen ein  
 Unnd setzen auch ein Pforer drein.“<sup>13</sup>

<sup>12</sup> Jörg Widmaier: Die Marienkirche in Reutlingen-Bronnweiler, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 51 (2012), S. 9–60.

<sup>13</sup> Johann Fizion: Cronica unnd Grindliche beschreibung des Hailigen Römischen Reichs Statt Reuttlingen, Stuttgart 1862, S. 112.

Mit anderen Worten: Beim Bau der Reutlinger Marienkirche blieben viele Steine und Sand übrig, beim Abräumen hat man sich dann entschlossen, im Flecken Bronnweiler eine Kirche zu bauen und einen Pfarrer einzusetzen. Die Sage entbehrt jeglicher Begründung, heißt es in der Oberamtsbeschreibung von 1893.<sup>14</sup> Ist sie plausibel für uns heute? Die Reutlinger Kirche war 1343 fertig – der Chorbau wurde 1415 begonnen. 72 Jahre später. Fizion schreibt seine Chronik fast 200 Jahre später. Es bleibt ein Rätsel. Weniger rätselhaft erscheint mir die Frage, ob Bronnweiler einst ein Wallfahrtsort war, Ziel einer Marienwallfahrt. Dieser Umstand könnte der Grund für den großzügigen Ausbau des Chores gewesen sein. Der Archäologe Jörg Widmaier bestreitet das in einem Aufsatz in den Reutlinger Geschichtsblättern.<sup>15</sup> Er vertritt die Auffassung, die gehobene Ausstattung der Kirche gehe auf besondere Zuwendungen der Reutlinger zurück, die Kirche sei als Objekt zur Machtdemonstration so gestaltet worden. Hintergrund: Reutlingen befand sich in der Auseinandersetzung mit Württemberg, 1377 kam es zur Schlacht zwischen den beiden Kontrahenten. Der Nachbarort Gönningen war württembergisch. Und Reutlingen hätte in Bronnweiler ein Zeichen setzen wollen. Heinrich Spiegel hätte im Auftrag der Stadt Reutlingen 1415 den Grundstein gelegt. Dabei kam Bronnweiler erst 1437 in das Eigentum der Stadt.



Grabstein (Epitaph) des 1425 verstorbenen Hans Spiegel mit dem auch in Bronnweiler angebrachten Wappen der Reutlinger Patrizierfamilie. Heute im Heimatmuseum Reutlingen.

<sup>14</sup> Beschreibung des Oberamts Reutlingen, 2. Bearb., hrsg. vom K. Statistischen Landesamt, Stuttgart 1893, Teil 2, S. 314.

<sup>15</sup> J. Widmaier (wie Anm. 12), S. 56.

Die Befürworter der Wallfahrtskirchen-These<sup>16</sup> sagen: Die Wallfahrt war erfolgreich, sie brachte auch Einnahmen. An der Kirche waren damals vier Priester tätig. Der Chorraum sollte mehr Platz für Pilger und Geistliche bieten. Es spricht schon einiges dafür, dass damals die Kirche ein Wallfahrtsort war. Eine Marienwallfahrt, bei der kinderlose Paare um Kindersegen bitten konnten. Eine der Begründungen bezieht sich auf die Stiftungsurkunde einer Gedenkmesse aus dem Jahr 1442, in der Bronnweiler als Ort genannt wird, „da unsere Frau gnädig ist“.<sup>17</sup> Herter von Herteneck stiftete diese Messe. Er stammte aus Dusslingen. Zur Begründung des Wallfahrtsortes gehört auch die Marienfigur, die einst in der Bronnweiler Kirche zu finden war: Eine lebensgroße, aus Weidenholz geschnitzte Darstellung der schwangeren Maria.<sup>18</sup> Die Figur passt gut zur Marienwallfahrt, bei der es um den Kindersegen ging.

Sie wurde in Ulm hergestellt, und zwar um das Jahr 1425, also bald nach der Grundsteinlegung für den Chor. Lange war die Figur in Bronnweiler in der Kirche, wahrscheinlich als Teil der Wallfahrt. Zudem gibt es weitere Figuren, die Teil der Kirchengestaltung in katholischer Zeit waren: Zwei trauernde Frauen und das Fragment eines Kruzifixes, alle ebenfalls aus Weidenholz, ebenfalls in Ulm um 1425 geschaffen.<sup>19</sup> Das Figurenprogramm kreist um Maria, als Gottesgebärerin, als trauernde Mutter.

Die Bildwerke aus Bronnweiler unterstreichen die Bedeutung der Kirche, können Zeugnisse der Marienwallfahrt sein, die sich von 1400 bis etwa 1500 dort etabliert hatte und zahlreiche Heilsuchende anlockte. Mit der Reformation verlor sie ihre Bedeutung. 1895 wurde die Marienfigur dann an die königliche Kunstsammlung nach Stuttgart verkauft.

Für die Wallfahrt spricht noch Weiteres: Die Marienkirche erhielt in erheblichem Umfang Stiftungen, mit denen sie ihre Einnahmen vermehrte. Ihr gehörten das Fischwasser in der Wiesaz und zahlreiche eigene Güter und Zinse in Bronnweiler, Gönningen, Gomaringen, Reutlingen, Pfullingen, Mössingen, Talheim und Stockach.

Die Wallfahrt war wohl lange auch noch im Bewusstsein der Bevölkerung. Diese Einschätzung können wir z. B. den Berichten der Bronnweiler Pfarrer entnehmen, die diese regelmäßig an die obere Kirchenbehörde in Stuttgart zu machen hatten und die im Landeskirchlichen Archiv noch zu finden sind.<sup>20</sup> So schreibt Pfarrer Karl Ludwig Ehmann im April 1828: „Nach unzweifelhafter Sage wurde in katholischen Zeiten häufig hierher (zu unseren lieben Frauen in Bronnweiler, deren Bild in Lebensgröße von Holz noch vorhanden)

<sup>16</sup> Ebd. S. 48 ff.

<sup>17</sup> StadtA Rt., A 2 Nr. 1754.

<sup>18</sup> Figuren des Heils. Begleitheft zur gleichnamigen Ausstellung im Heimatmuseum Reutlingen, Reutlingen 2009, S. 54.

<sup>19</sup> Figuren des Heils (wie Anm. 18), S. 56.

<sup>20</sup> Pfarrberichte aus Bronnweiler. Landeskirchliches Archiv Stuttgart, A 29 Nr. 695.



Mariensulptur (um 1425) aus der Bronnweiler Kirche, heute im Landesmuseum Württemberg.

gewallfahrtet.“ Pfarrer Reinhold Planck stellt 1905 fest: „Viele Reutlinger lassen ihre Ehen hier einsegnen (vielleicht letzter Rest der alten Wallfahrtsgewohnheit; zu Letzterem gehörte wohl auch der starke Besuch des Orts an Ostern u. Pfingsten aus der ganzen Umgebung, wie er bis ca. 1900 im Brauch war) [...]“. Pfarrer Bernhard Adolf Kirn berichtete 1912: „Der Ostersonntag-nachmittag ist der leider sehr verweltlichte Rest der alten Wallfahrt zu ‚unserer lieben Frau‘.“ Auch diese Einschätzungen sprechen dafür, dass die Bronnweiler Kirche einst Ziel von Wallfahrten war.

Es gibt weitere besondere Beziehung zu Reutlingen: Die Heiligenpfleger wurden nicht wie sonst üblich aus der Einwohnerschaft des Dorfes genommen, sondern sie waren stets angesehene Reutlinger Bürger und Amtspersonen. Und die Beziehung zu Reutlingen war natürlich ausschlaggebend dafür, dass die Reformation früh eingeführt wurde. Danach waren die Pfarrer fast durchweg Angehörige Reutlinger Familien und bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts zugleich für Ohmenhausen zuständig.

## Die Einwohner Bronnweilers und ihre Beschäftigung

Wie sah Bronnweiler in früheren Zeiten aus? Bei der Erstnennung des Ortes war von fünf Huben die Rede. Das waren – wie erwähnt – vermutlich fünf Bauernhöfe. Um 1500 und bis ins frühe 19. Jahrhundert geht man von nur noch vier Meierhöfen aus, die den Ort ausmachten, und die links und rechts der Kirche zwischen der Wiesaz und der Straße von Gomaringen nach Gönningen lagen.<sup>21</sup> Außerdem befand sich hier noch eine Mühle, die 1358 von der Stadt Reutlingen erworben wurde. Reutlinger Einrichtungen – das Spital, die Sondersiechenpflege, die Heiligenpflege – also die Grundherren am Ort bezogen die sogenannten Gefälle, also die Abgaben, die anfielen.

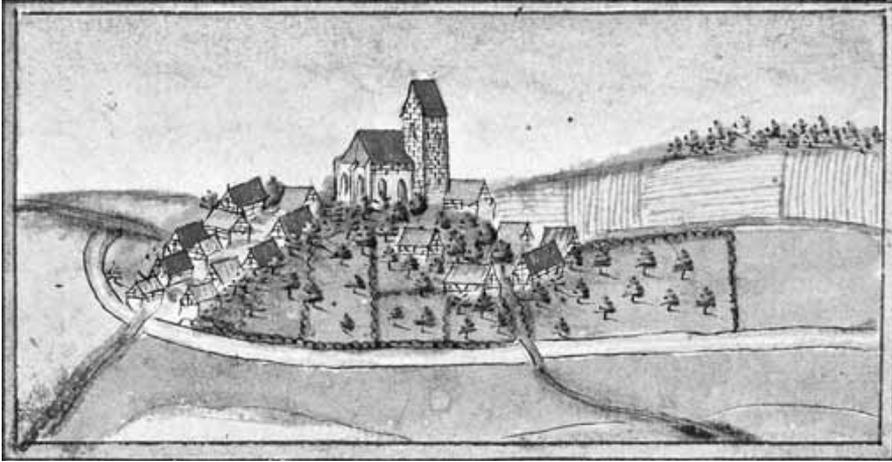
Die Hofbesitzer oder Meier hatten seit dem Übergang an Reutlingen genau festgelegte Zinsen und Gülten abzuliefern. Diese wurden noch im 15. Jahrhundert bzw. anfangs des 16. Jahrhunderts in eine „Landgarbe“ umgewandelt. Das heißt, die Bauern hatten die vierte Garbe anzugeben.<sup>22</sup> Die Dörfer der ehemaligen Reichsstadt Reutlingen hatten relativ hohe Grundlasten zu tragen. Das wurde schon in der Oberamtsbeschreibung 1893 festgestellt und als Grund genannt, warum der Ackerbau in diesen Orten hinter dem der württembergischen Dörfer zurückgeblieben sei.<sup>23</sup>

Was wissen wir über die Bevölkerung? Zunächst lernen wir sie – in den Quellen – als Leibeigene kennen. Leibeigene der jeweiligen Ortsherren werden 1315, 1393 und 1405 genannt. Im 15. Jahrhundert besaß auch Württem-

<sup>21</sup> Der Landkreis Reutlingen (wie Anm. 7), S. 396.

<sup>22</sup> Ebd. S. 398.

<sup>23</sup> Beschreibung des Oberamtes Reutlingen, 2. Bearb. (wie Anm. 14), S. 308.



Bronnweiler um 1683. Aquarellierte Zeichnung im Forstkartenwerk Andreas Kiesers.

berg einige Eigenleute. 1729 gehörten sechs Personen, darunter vier Kinder, dem Reutlinger Spital. Die Bevölkerung setzte sich im Wesentlichen aus den Familien der Hofmaier und wenigen Hintersassen, also von ihnen abhängigen Bauern, zusammen. 1445 hatte der Ort zwölf Steuerzahler. Wenn man davon ausgeht, dass zu jedem Steuerzahler etwa fünf bis acht Personen dazugehören, muss man damals mit rund 60 bis maximal 100 Einwohnern rechnen. Im 30-jährigen Krieg war die Entvölkerung so stark, dass zwischen 1639 und 1648 nur 17 Kinder geboren wurden.<sup>24</sup> Es gab nur noch vier Familien. Übrigens kann für die Zeit nach dem 30-jährigen Krieg – wie vielfach im Land – die Ansiedlung von Schweizern hier nachgewiesen werden. Während des 30-jährigen Krieges ist ja die Bevölkerung hierzulande teilweise massiv dezimiert worden. Angeblich sollen halbe Dörfer auf der Alb und in unserer Region von der Schweiz aus besiedelt worden sein. Zwischen 1656 und 1770 lässt sich für Bronnweiler und Alteburg der Zuzug von Schweizer Hirten – überwiegend – aus dem Simmental belegen. Und als Reutlingen 1707 auf der Alteburg ein Hofgut anlegte, auf dem eine intensive Viehzucht betrieben werden sollte, rekrutierte man die Pächter des Hofguts aus den Reihen der Simmentaler Schweizer. Die Bezeichnung „In der Schweiz“ für den nördlichen Ortsrand des Dorfes – sie geht auf die Schweizer Zuwanderer im 17. und 18. Jahrhundert zurück.

Trotz der Verluste im 30-jährigen Krieg kam es in der frühen Neuzeit zu einem Wachstum der Bevölkerung. Noch im 18. Jahrhundert war die Teilung

<sup>24</sup> Wie Anm. 14.

der Meierhöfe auf vier Besitzer üblich. Die Bürgerliste von 1717 führt 17 Bürger und fünf Witwen auf, sodass mit einer Einwohnerzahl von 80 bis 100 Personen gerechnet werden kann. 1803 wurden 140 Einwohner gezählt.

In Bronnweiler lebte man natürlich von der Landwirtschaft.<sup>25</sup> Die Markung umfasste 1824 332 Morgen Wirtschaftsland (104 ha), von denen 119 Morgen Äcker waren (37,5 ha). Es herrschte die Dreifelderwirtschaft und da galt der Flurzwang, d. h., die Äcker mussten von allen gleich bewirtschaftet werden. Die Zelgen waren: Plattach (links der Wiesaz), Birkach und Räth (rechts der Wiesaz). Daneben gab es einige wenige, die neben der Landwirtschaft noch einen Handwerksberuf ausübten.

In den Steuerbüchern der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sind genannt: Weber, Schneider, Schmied, Zimmermann, Schuhmacher, Maurer und Wirt. Etwa ein Viertel der steuerzahlenden Einwohner ging am Ende des 18. Jahrhunderts als Weber oder Schneider dem Textilgewerbe nach.<sup>26</sup>

Bronnweiler wurde dann 1803 von Reutlingen getrennt. Das war eine Folge der Neuordnung Europas durch Napoleon. Württemberg war Profiteur dieser Entwicklung. Es musste Gebiete im heutigen Frankreich abgeben, v. a. Mömpelgard. Der Reichsstadt-Status Reutlingens wurde aufgehoben, die Stadt zur württembergischen Oberamtsstadt degradiert. Bronnweiler erhielt den Status einer württembergischen Gemeinde der III. Klasse mit rund 120 Einwohnern. Es gab nun z. B. Religionsfreiheit: In den württembergischen Ort durften nun Personen aller Konfessionen zuziehen. 1894 gab es eine katholische Person.

Wie hat sich Bronnweiler dann ohne Reutlingen entwickelt? Zunächst gab es einen Rückgang der Bevölkerung. Etliche Menschen sind weggezogen. Es kam auch zu Auswanderungen. Bronnweiler hat dann etwa ab 1830 von allen heutigen Reutlinger Bezirksgemeinden die relativ stärkste Bevölkerungszunahme im 19. Jahrhundert zu verzeichnen.

Von 1819 bis 1895 stieg die Einwohnerzahl um mehr als das Eineinhalbfache auf 312. Die kleine Siedlung hatte im 19. Jahrhundert immer noch eine kleinbäuerlich geprägte Einwohnerschaft.<sup>27</sup> Es waren 1819 nur zwei Handwerker genannt. Zwölf Haushalte waren in geteilten Häusern untergebracht. Ein Drittel der Markungsfläche von 1842 wurde nach den Regeln der verbesserten Dreifelderwirtschaft genutzt. D. h. es gab keine Brache mehr und deshalb mehr Ertrag. Außerhalb des Flurzwangs konnten nach Belieben der Besitzer weitere 99 Morgen (rund 35 ha) angebaut werden. Auf solchen Äckern wuchsen Hanf, Flachs, Kartoffeln, Rüben und Kraut sowie Futtergräser.

---

<sup>25</sup> Heinz Reiff: Bronnweiler am Webstuhl der Zeit. Hrsg.: Bezirksamt Bronnweiler, Reutlingen 2003.

<sup>26</sup> Der Landkreis Reutlingen (wie Anm. 7), S. 400.

<sup>27</sup> Ebd. S. 400 f.

Die Viehhaltung entwickelte sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts auf einen beachtlichen Stand. 1819 gab es zwei Pferde, 1897 dann 22. Bei den Rindern gab es eine Steigerung von 100 auf 146 am Ende des 19. Jahrhundert. Fast zwei Drittel des Rinderbestandes waren Kühe, Milcherzeugung stand also im Vordergrund. Es gab natürlich auch Schweinezucht (68 Tiere) und Ziegenhaltung (27 Tiere).

Und, Überraschung: Noch im 19. Jahrhundert findet man Weinbau in Bronnweiler! Schon 1349 ist in Quellen von Weinbau die Rede. Seit dem 17. Jahrhundert gab es richtige Anlagen von Weingärten. In Bronnweiler wurde 1842 auf einer Fläche von knapp 7 Morgen (2 ha) Weinbau betrieben. Im Ort war eine Kelter vorhanden, die der Stiftspflege Reutlingen gehörte. 1830 bemühten sich 18 Weinbauwillige um neue Rebsorten: Clevner, Ruländer, Altburgunder, Rot- und Schwarz-Urban.<sup>28</sup> Die Reben sollten am Neugereutweinberg angebaut werden. Die Gesellschaft für Weinverbesserung konnte aber die gewünschte Anzahl Rebenschnittlinge nicht liefern. Stattdessen gedieh der Obstanbau.

Der Obstbau stand in hoher Blüte. Auf 46 Morgen (14 ha) des Ackerlandes waren Obstbäume gepflanzt. Das war wohl ein Verdienst des in Bronnweiler wirkenden Pfarrers Ferdinand Gottlob Sammet (1841–1848). Angepflanzt wurden überwiegend Apfel-, Birnen- und Zwetschgenbäume. Den Ertrag hatte man teils gemostet, teils getrocknet und die Zwetschgen auch zu Branntwein gebrannt. 1860 existierten angeblich zehn Branntweimbrenner. Und es gab zwei Wirtschaften. Das Lamm, dessen Wirt auch Schnaps brannte, und seit 1836 die Schankwirtschaft von Jakob Friedrich Dürr. Es gab übrigens auch zwei Samenhändler. Die Landwirtschaft war kärglich, die Betriebe überwiegend klein. 1895 hatten nur zwei Bauern mehr als 5 ha Betriebsfläche, die übrigen 57 landwirtschaftlichen Betriebe bewirtschafteten nicht mehr als 5 ha, darunter besaßen 18 weniger als einen Hektar.

Handwerker waren bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts kaum vertreten.<sup>29</sup> Die Gewerbesteuerrolle von 1824 verzeichnete 15 Leinenweber, zwei Schneider und drei Schuhmacher, die ihren Beruf sämtlich im Nebenerwerb ausübten. 1860 sind insgesamt zehn Handwerker in die Steuerrolle eingetragen. In Bronnweiler richtete nach einer längeren Unterbrechung 1846 der Schultheiss Friedrich Renz wieder eine Getreidemühle mit drei Mahlgängen und einem Gerbgang. 1849 heiratete der Mahlknecht Johannes Kehrer, der aus Mittelstadt kam, die älteste Tochter des Müllers. Er war ein fleißiger Mann, hatte sieben Kinder mit der Müllerstochter und – so wird in Bronnweiler erzählt – weitere sieben mit der Magd. Damit begann der Aufstieg der Familie Kehrer in Bronnweiler. Soweit die allgemeinen Aussagen über die landwirtschaftliche Situation und das bäuerliche Gepräge des Ortes.

---

<sup>28</sup> Ebd. S. 401.

<sup>29</sup> Ebd. S. 401.

## Nachrichten aus Pfarrberichten

Aber wie ging es den Bewohnern des Ortes? Darüber erfahren wir von den Pfarrern.<sup>30</sup> Sie hatten im 19. Jahrhundert regelmäßig Pfarrberichte an die obere Kirchenbehörde nach Stuttgart zu liefern. Sie geben unterer anderem auch interessante Einblicke in die Mentalität der Ortsbevölkerung, allerdings geprägt von der subjektiven Sichtweise der Geistlichen, die fast immer Fremde im Ort waren und deshalb einen besonderen Blick hatten. Und ihre Profession brachte es mit sich, dass ihre christliche Moral ihr Augenmerk lenkte – immer wieder auch auf „Randerscheinungen“. So erfahren wir von Pfarrer Karl Ludwig Ehmann vom April 1828 Folgendes:

„In Betreff der geistigen und sittlichen Eigenschaften zeichnen sich die Einwohner aber nicht, weder zu ihrem Vortheil noch zu ihrem Nachteil aus, allein in Sachen der Religion verdienen sie den Vorwurf des Indifferentismus (Gleichgültigkeit), so wie sie auch im Ökonomischen, besonders beim Feldbau zu gleichgültig sind; daher der Nahrungsstand ein besserer sein könnte und sollte, als er ist und sie sehr verschuldet sind.“

Pfarrer Ehmann berichtet 1840, dass „wie überall in der Gegend [...] viel Aberglaube unter den Leuten“ herrsche. Und er stellte fest, dass die Bewohner des Ortes, „ob sie wohl meistens mit einander verwandt, nicht einig unter einander sind.“ Das merkten auch später die Pfarrer immer wieder an. 1912 z. B. wird erwähnt, dass sich Feindschaften aus elendem Anlass entwickeln würden, „wie z. B. aus dem Kratzen einer Henne in Nachbars Garten [...]“

Die Pfarrer versuchen natürlich, die Sittlichkeit hochzuhalten. So schreibt Pfarrer Ehmann 1840: „Gegen fleischliche Sünden wird, soweit es schicklich ist, in Kirche und Schule gesprochen. Auch ist in vielen Jahren kein uneheliches Kind hier geboren worden.“ Im Pfarrbericht von 1846 wird die Lage schon ernster beschrieben, damals gab es richtige Hungerkrisen: „[...] Kleinere Felddiebstähle, sowie Holzfrevel sind auch diesmal nicht ausgeblieben. Dazu drängt leider die Armut.“ Autor war Ferdinand Gottlob Sammet. Was die Sittlichkeit anbelangt, vermeldete er zuerst: „Ein uneheliches Kind ist wieder nicht geboren worden“, um dann in Klammer nachzubessern: „Wenigstens erst am 11. Februar hat sich ein solcher Fall eingestellt.“ Zum sonstigen Verhalten bemerkt der Pfarrer: „Trunkenheit zeigt sich selten, und nicht als Gewohnheit [...]. Die Ehen sind fast durchweg friedlich.“

Im Pfarrbericht von 1848 wird erneut von „Waldfrevel, Feld- und Holzdiebstählen berichtet. „Dazu“, schreibt der Geistliche, „drängt leider die Armuth, Mangel an Waldbesitz der Gemeinde, die Masse der Schulden der Privaten seit ungefähr 30 Jahren und die Theuerung der letzten Jahre.“

---

<sup>30</sup> Zu den Pfarrberichten vgl. Anm. 20.

„Theuerung“, das war die Preissteigerung der Lebensmittel, die vor allem in den Jahren 1846 und 1847 im ganzen Land zu verspüren war und in manchen Städten wie Tübingen oder Ulm zu richtigen Tumulten führte.

In den Aufzeichnungen des Pfarrers galt das Augenmerk darüber hinaus wieder der Sittlichkeit der Bewohner, die in zwei Bemerkungen zum Ausdruck kommt: „In den 2 letzten Jahren ist je ein uneheliches Kind geboren worden.“ Und: „Der Wirthshausbesuch ist meist Gewohnheit.“ Für erwähnenswert hielt der Pfarrer die Tatsache, dass neuerdings zwei pietistische Familien im Ort zu finden waren. Er hält fest: „Privatversammlungen von Pietisten beginnen gehalten zu werden, indem 2 Familien hier sind, bei welchen wechselnd an Sonntag Nachmittagen eine Predigt gelesen und nachgesprochen wird, wozu sich wenige andere einfinden [...]. Jene 2 besuchen öfters auch Auswärtige.“

1856 äußerte sich Pfarrer Gottlieb Friedrich Werner zunächst über die Jugend und die Dienstboten: „[...] Die ledige Jugend ist nicht ganz frei von Fehlern und Ausgelassenheit, doch auch nicht geradezu verwildert und zuchtlos. Die wenigen Dienstboten sind in geordneten Familien untergebracht, wo für ihr leibliches und geistliches Wohl so viel als möglich gesorgt wird und sie selbst zur Ordnung und Sparsamkeit angehalten werden.“ Dann kam er auf die herrschende Armut zu sprechen:

„Im Zusammenhang mit ihrem mühsamen und teilweisen geringen Erwerb leben sie im Ganzen einfach und sparsam. Erst durch die letzten Notjahre, wo auch die Armenfürsorge tätiger eingreifen musste, wurden einige Familien zum Betteln getrieben. Doch wird gesagt werden dürfen, dass nur eine unverbesserliche Bettlerin, welche schon mehrmals bestraft wurde, und auch gegenwärtig im Arbeitshause sich befindet, hier ist. Die übrigen haben sich wieder davon abbringen lassen; wenigstens werden die Kinder nicht mehr dazu angehalten [...].“

Pfarrer Wilhelm Theodor Zeller sprach dann 1870 bereits von einem Proletariat in Bronnweiler, meinte jedoch arme Leute damit. Er berichtete, dass hier „das Proletariat verhältnismäßig etwas weniger bedeutend ist als in manchen anderen Orten, wiewohl Bronnweiler zu den ärmeren Orten gehört. Auf den meisten hiesigen Bürgern liegt eine große Schuldenlast.“ Er fügte an: „Die Gemeinde besteht im Übrigen aus einem kräftigen und fleißigen Menschen-schlag.“

## **Wirtschaftliche Neuerungen. Die Buntweberei Bernheim**

Soweit Eindrücke der Pfarrer über das Leben ihrer Schäfchen in Bronnweiler. Wir sehen: Es lebten überwiegend Bauern in Bronnweiler – viele offenbar arm, verschuldet, einfach, sparsam. Einige hatten Webstühle in ihren Häusern



Eine Momentaufnahme aus Bronnweiler zur Jahrhundertwende. Ortsbildprägend ist nun neben der Kirche und dem Schulhaus die mechanische Buntweberei Bernheim.

– Handwebstühle. Dabei hat sich vor allem bei der Herstellung der Textilien damals eine große Veränderung ergeben. Im 19. Jahrhundert begann überall die Industrialisierung. Und bald machte sich diese Entwicklung auch in Bronnweiler bemerkbar. Zu den Handwebstühlen im Ort gesellten sich plötzlich mechanische Webstühle. Denn 1873 erhielt der Ort für lange den wichtigsten Gewerbebetrieb, die mechanische Buntweberei der Fabrikanten Klein und Künkele. Georg Klein aus Pfullingen erkannte das Potenzial der Wiesaz. Er nutzte die Wasserkraft, um Webstühle anzutreiben.

In den Betrieb trat schon im Gründungsjahr 1873 der jüdische Hechinger Stoffgroßhändler Rudolf Bernheim ein.<sup>31</sup> Etwa zehn Jahre später (1882) übernahm er die Weberei ganz. Das Gewerbesteueraufkommen in Bronnweiler verdoppelte sich dann durch die Baumwollweberei. Die Fabrik lag zunächst 300 Meter außerhalb des damaligen Dorfes. Der Betrieb entwickelte sich rasant: 1893 liefen 60 Webstühle, 1898 bereits 148. 1905 wurde eine Filiale in

<sup>31</sup> Patricia Stegenssek: Mechanische Buntweberei Bronnweiler Bernheimer & Cie, Masterarbeit an der Universität Tübingen, Tübingen 2013; Benigna Schönhagen; Wilfried Setzler (Hrsg.): Hanna Bernheim (1895–1990). „History of my life“ (Beiträge zur Tübinger Geschichte), Stuttgart 2014.



Familienfoto der Bernheims vor dem Wohnhaus in Tübingen, 1937.

Gomaringen aufgebaut mit weiteren 46 Webstühlen. In den 1920er-Jahren betrieb die Firma 246 Webstühle. Die Fabrik veränderte den Ort, das schlug sich auch in den Pfarrberichten nieder.

So schrieb Pfarrerverweser Planck 1892: „[...] Die ledige Jugend (männlich. und weiblich) findet ihre Beschäftigung in der mechanischen Weberei von Gebr. Bernheim, ältere Arbeiter sind nur wenig angestellt. Das Geschäft ist solide, ein sittlich nachteiliger Einfluss daher kaum zu bemerken. Der Sonntag ist frei. Bei dem geringen doch genügenden Verdienst ist die Bevölkerung mäßig u. zufrieden.“

Und im Jahr 1900 lesen wir von Pfarrer Planck: „[...] Die Verhältnisse der hiesigen Fabrik (Buntweberei v. Bernheim) sind leider d. Z. keine musterhaften, sie führten im Herbst 1899 zu einem Streik; u. seit der Zeit ist das Geschäft noch nicht wieder recht ins Gleis gekommen.“ 1905 schreibt er: „[...] Die Ortsarmenbehörde hat, seitdem mit der Fabrik lohnender Verdienst eingezogen ist, nur selten zu tun.“ Und 1908 gibt Planck folgende Einschätzung ab: „[...] Erwerb und Beruf der Familien sind noch größtenteils landwirtschaftlich; Hausweberei ist nur noch in einer größeren Familie im Betrieb. Dagegen sind nunmehr eine ganze Anzahl je ganzer Familien auf Fabrikarbeit des Vaters (anfangs auch der Mütter) gegründet, während noch vor 10 Jahren nur die ledige Jugend zur Fabrikarbeit ging. [...] Im politischen Leben macht sich der Fabrikarbeiterstand allmählich bemerkbar.“

Nicht nur das politische, auch das Freizeitverhalten änderte sich stark, zumal es 1902 einen Bahnanschluss gab. Im Bericht von Pfarrer Kirn heißt es dazu 1912: „Aber auch bei Hiesigen steigern sich Sonntagsvergnügen, Eisenbahnfahrten, am Bahnhof geht es bei den Abendzügen mit dem Heimkommen der Hiesigen und mit dem Abreisen der Gäste oft städtisch lebhaft und laut her [...] Die jungen Burschen finden sich zusammen im Turnverein. Auch besteht für die Älteren ein Feuerwehrverein. Seine Tätigkeit beschränkt sich auf gemeinsames Trinken eines Schoppens nach den Übungen [...] Aber während noch vor 12 Jahren bloß lediges Volk zur Fabrik ging, sind es bereits 18 Hausväter, insgesamt ca. 40 Gemeindemitglieder, darunter auch einzelne Frauen, die in der Fabrik arbeiten [...]. Das politische Leben bringt neuerdings eine starke Kluft in die Gemeinde. Die alten Schulzenwahlstreitereien [...] treten mit ihrer Harmlosigkeit zurück gegenüber der Verwüstung durch die sozialdemokratische Agitation. Die jüngeren Leute, Fabrikler und Bauern haben 1912 fast ohne Ausnahme sozialdemokratisch gestimmt. Es ist betrüblich zu beobachten, wie wohlmeinende Warnungen des Ortsvorstehers und des Pfarrers, die mit und in der Gemeinde Leben, auf die Seite geschoben werden, sobald irgend ein Schwätzer und Hetzer aus der Oberamtsstadt auf 2 Stunden in den Ort kommt.“

Wir sehen: Die Fabrik brachte auch in Bronnweiler zahlreiche Veränderungen mit sich, bei der Arbeit, in der Freizeit, in der Politik. Aber zunächst soll noch kurz dargestellt werden, wie es mit der Fabrik weiterging: 1907 wurde ein Arbeiterwohnheim gebaut – für die Arbeiter von auswärts. In den 1920er-Jahren geriet die Buntweberei auch in Schwierigkeiten wegen der Inflation, schlechter Auftragslage und Rohstoffmangel. Es kam zu einer Kürzung der Arbeitszeit, zuerst von 6 auf 5, dann auf 4 Tage. Entsprechend verringerte sich der Verdienst. Dann kam das Jahr 1933, die Machtergreifung Hitlers. Die Arbeit wurde für die jüdischen Fabrikbesitzer zunehmend erschwert. Die Wirtschaft sollte „judenfrei“ werden. Die Bernheims bekamen Schwierigkeiten, es gab kaum mehr Gespinste, überhaupt kaum noch Rohstoffe. 1938 kam es dann zur Arisierung, wie es hieß. Die Bernheims emigrierten nach England.

In Bronnweiler waren sie bis auf zwei Ausnahmen von Diskriminierungen wegen ihres Jüdisch-Seins verschont geblieben. Die Familie Bernheim war in Bronnweiler beliebt, angesehen und viele bedauerten die Aufgabe der Fabrik und den Wegzug. Die mechanische Buntweberei Bernheim & Cie in Bronnweiler ist ein Exempel für die vielen jüdischen Unternehmen, die während der nationalsozialistischen Herrschaft ihren Betrieb aufgeben mussten.

Der neue Besitzer war Heinrich Prechtl. 1941 wurde der Betrieb kriegsbedingt stillgelegt und konnte erst ab 1946 mit 50 Arbeitern wieder weitergeführt werden. In den 1960er-Jahren übernahm Heinrich Rieber die Fabrik, er stellte Großküchen her. 2011 wurde diese Produktion auch aufgegeben. Durch diese Fabrik, aber noch mehr durch die Industrialisierung und die damit



Die Aufnahme der 1970er-Jahre vermittelt das Bild einer idyllisch gelegenen Gemeinde.

verbundenen Lebensumstände insgesamt veränderte sich Bronnweiler enorm. Von der Landwirtschaft konnten viele früher schon nicht mehr recht leben. Fabrikarbeit erwies sich als einträglicher. So kam es im 20. Jahrhundert zur Abkehr von der Landwirtschaft. Heute gibt es noch einen landwirtschaftlichen Hof – allerdings mit Pferdehaltung. Die Bronnweiler Bevölkerung arbeitete mehr und mehr in der Industrie, im Gewerbe, in Dienstleistungsunternehmen, oft in Reutlingen. Parallel war es zu einer Reihe von Modernisierungen gekom-

men: Der Bahnanschluss 1902, wie bereits erwähnt, die Einrichtung einer Poststelle 1902, Wasserversorgung 1914, Stromversorgung seit 1920.

### Entwicklung nach 1945

Der wirtschaftliche Aufschwung nach dem Zweiten Weltkrieg verstärkte diesen Prozess. Es kamen Flüchtlinge und Vertriebene in den Ort, dann sogenannte Gastarbeiter, aber auch Bauplatzsuchende und Zuwanderer. Aus dem Bauerndorf wurde eine Wohngemeinde. Mit der Eingemeindung nach Reutlingen 1971 hat sich die Situation noch verfestigt. Im Ortsentwicklungsplan von 2002 heißt es wörtlich: „Bronnweiler übernimmt vorwiegend die Funktion des Wohnens für die Kernstadt Reutlingen.“ Man geht weitgehend auswärts der Erwerbsarbeit nach. Die Kinder besuchen in Gönningen oder Reutlingen die Schule. Man kauft in der Stadt ein, in Supermärkten oder inzwischen gleich in Internet. Lediglich die Freizeit verbringt man noch im Dorf, etwa in Vereinen. Auf alten Fotos im Heimatbuch von Heinz Reiff<sup>32</sup> kann man den Wandel nachvollziehen: Die Bauernhöfe, die verschwunden sind, die Mühle, die bis in die 1950er-Jahre noch Mehl gemahlen hatte, die Fuhrwerke mit Ochsen und Pferden, die es nicht mehr gibt. Traktoren, die nur noch in der Freizeit genutzt werden. Die Scheunen, die es nicht mehr gibt, ebenso wie die Misthäufen und Güllegruben. Wenn man die Fotos sieht, könnte man meinen, es war ein idyllischer Ort über viele Jahrhunderte. Wenn man an die ärmlichen Lebensumstände denkt, von denen wir gehört haben, weiß man: Es war nicht nur Idylle. Aber die Gemeinde hat sich über 900 Jahre behauptet, hat seit 700 Jahren eine mehr oder weniger enge und fruchtbare Beziehung zu Reutlingen und hat seit 600 Jahre eine ausgesprochen interessante Kirche. Kurzum: Bronnweiler ist eine attraktive Wohngemeinde mit ländlichem Charme, liegt landschaftlich reizvoll im Wiesaztal, umgeben von den schönen Hügeln und Weiden des Albvorlandes, hat funktionierende Vereine, Metzger und Bäcker. Bronnweiler ist eine der kleineren der Reutlinger Bezirksgemeinden – aber eine der schönsten.

---

<sup>32</sup> Wie Anm. 25.

*... daß was vergessen ist, auch vergessen bleibe...*

**Als Gräfin Amalie von Uexküll, geb. Freiin von Gölnitz, Zigeunerin wurde und Hermann Kurz keinen Verleger fand – eine Geschichte aus dem Württemberg des 19. Jahrhunderts**

Matthias Slunitschek

## **Napolina**

Auf einer Lichtung mitten im Schwarzwald, so berichtete der Nachfahre einer Bürstenmacherfamilie,<sup>1</sup> standen einige Zigeunerwagen. Die Riki, der Schnurmichel, die Lärli und der Dornstadter Hani waren zusammengekommen, denn Sofie Reinhardt, Enkelin des einst gefürchteten Räuberhauptmanns Hannikel, hatte ein Kind bekommen. Es war gerade 12 Uhr. Der treue Gotlo hatte einige Igel aufgespürt, die man über dem Feuer röstete.

Da stand plötzlich ein schöner hochgewachsener Mann in Jägertracht vor ihnen. Niemand konnte sich erklären, wo er hergekommen war. An seinem Filzhut steckte eine mächtige Feder, und sein Haar war schwarz wie seine Augen. Ohne etwas zu sagen, ging er zum Wagen der Moadel, wie Sofie unter den Zigeunern genannt wurde.

Er fragte sie, ob ihr Kind schon getauft sei, und er bat darum, dem Mädchen einen Namen geben zu dürfen – keinen anderen als Napolina. Dafür versprach er ein großes Fest. Moadel rief nach ihrem Mann, denn in diesem merkwürdigen Herrn glaubte sie, den Teufel in Jänergestalt erkannt zu haben. Ihr Mann aber beschwichtigte sie, und sie gingen auf den Vorschlag ein.

Gleich brach man in die Stadt auf, wo der Pfarrer das Kind auf den Namen Napolina Rosina taufte. Anschließend kaufte der Jäger alle Kuchen und Weißbrote, Kaffee und Zucker, vier Fässer Bier, einige Flaschen Branntwein und eine halbe Sau, einen Laib Käse und eine Schüssel Heringe. Als die Zigeuner ihm mit den Worten dankten „Gott im Himmel solle ihm alles vergelten“, wurde er zornig und ermahnte sie, Spaß zu haben und tüchtig zu feiern.

Sie gingen zurück zu ihren Wagen, schlemmten, musizierten und tanzten, unter ihnen der geheimnisvolle Gönner. Nur die Moadel blieb abseits, um auf Napolina aufzupassen. Sie hatte Angst, man könne ihr das Mädchen wegnehmen, ja von Weitem meinte sie, unter dem Rock des Fremden zwei Bockfüße entdeckt zu haben.

<sup>1</sup> Vier Zigeunergeschichten. Übertragen von Engelbert Wittich, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 18 (1914), S. 176 ff. sowie Napolina. A South German Gypsy tale recorded by Engelbert Wittich, in: Journal of The Gypsy Lore Society 9 (1930), S. 170–178. Hier auch das aufgezeichnete Originaldokument in jenuischer Sprache.

Schlag Mitternacht. Die meisten Gäste lagen betrunken auf dem Boden, der Jäger aber war verschwunden – so plötzlich, wie er erschienen war. Nur die Moadel hatte ihn noch einmal gesehen, denn er hatte einige Goldstücke für sein Taufkind zurückgelassen. Nun versicherten auch die anderen Zigeuner, dass es nicht mit rechten Dingen zugegangen sei, und man glaubte an ein bevorstehendes Unglück.

Von dieser Stunde an schrie die kleine Napolina, wurde krank und magerte ab. Nach wenigen Tagen starb sie. Noch Jahrzehnte später mieden die Zigeuner die schöne Lichtung im Schwarzwald, wo ihnen der Gottseibeius erschienen war.

Im Kriegsjahr 1914 erreichte Isolde Kurz ein Brief aus Degerloch. Als Absender zeichnete Engelbert Wittich (1878–1937), unser Erzähler, ein fahrender Puppenspieler, der sich bald – durch guten Zuspruch von Karl May<sup>2</sup> – als Schriftsteller und jenuischer Volkskundler einen Namen machte. Wittich trat an die inzwischen berühmte Schriftstellerin heran, weil er erfahren hatte, dass sie die Tochter des Autors von *Schillers Heimatjahre* war. Er lobte die Zigeunerepisoden des Romans, insbesondere die Darstellung des Räuberhauptmanns Hannikel, mit dem Wittich wohl selbst verwandt gewesen war. Weil Isolde Kurz schlecht bei Kasse war, bat sie ihren Bruder Erwin, ihm die *Gesammelten Werke* des Vaters zukommen zu lassen, damit er auch den *Sonnenwirt* kennenlerne.

Nach über zehn Jahren schickte Wittich der Dichterin einen zweiten Brief und legte einen Ausschnitt aus dem *Stuttgarter Tagblatt* bei. Es war die Geschichte der Napolina. Inzwischen glaubte Wittich, in dem mysteriösen Fremden den jungen Hermann Kurz zu erkennen, der sich damals auf einer seiner Romanstudien im Schwarzwald befunden hatte.<sup>3</sup> Was Isolde Kurz über diese haltlose, dabei poetische Annahme dachte, hielt sie in ihrer Lebensrückschau *Pilgerfahrt nach dem Unerreichlichen* (1938) fest.<sup>4</sup>

Aus zwei Gründen, die miteinander zusammenhängen, lohnt es sich, die Geschichte von Engelbert Wittich weiterzuerzählen: Zum einen verdeutlicht sie, dass bald nicht nur Hermann Kurz' Werk, sondern auch seine Lebensgeschichte ein Teil der württembergischen Kulturgeschichte geworden ist. Zum anderen richtet sie den Blick auf den Schwarzwald, wo sein Schriftstellerleben eine entscheidende Wendung genommen hat.

<sup>2</sup> Vgl. Wolfgang Sämmer; Volker Griese: „Bitte, schreiben Sie zuweilen“. Engelbert Wittich und Karl May, in: Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft 2014, Nr. 182, S. 17–26.

<sup>3</sup> Vgl. auch seinen Vortrag: Engelbert Wittich: Napolina. Ein Schwarzwaldlerlebnis des Dichters Hermann Kurz, in: Aus dem Schwarzwald. Blätter des Württembergischen Schwarzwaldvereins 35 (1927), S. 152–154.

<sup>4</sup> Vgl. Isolde Kurz: Die Pilgerfahrt nach dem Unerreichlichen. Lebensrückschau, Tübingen 1938, S. 75 ff.

Moadel, der Zigeunerin, ist Kurz wohl nie begegnet, aber sein biographisch-literarischer Weg kreuzte das Schicksal einer Frau, die sich aus den höchsten Adelskreisen zu den Zigeunern in den Schwarzwald geflüchtet hatte, um ein anderes Leben zu führen. Weil Hermann Kurz ihr Leben, mithin einen vergessenen Skandal aus dem Württemberg des 19. Jahrhunderts, in seinem großen Debütroman verarbeitete, fand er lange Zeit keinen Verleger. Nachdem er den ersten Band abgeschlossen hatte, warteten auf ihn nur Enttäuschung, Selbstzweifel, Geldnot und nicht zuletzt die vieldeutigen Blicke in den Salons. „Das Ding ist mythisch geworden [...]“,<sup>5</sup> schrieb Kurz einmal an seinen Freund Rudolf Kausler. Das Ding war *Schillers Heimatjahre* (anfangs noch betitelt: *Die Wanderungen des Heinrich Roller*), und die Zigeunerin aus Leidenschaft hieß Amalie von Gölnitz, verheiratete Gräfin von Uexküll-Gyllenband (1780–1854).

Ich möchte von ihrer Begegnung berichten, einer Begegnung, die freilich nie stattfand: Kurz modellierte zentrale Episoden seines Werks nach dem unerhörten Lebenswandel der jungen Amalie, dabei missachtete er nicht nur die Empfindlichkeit, sondern auch den Einfluss der Grafen von Uexküll. Die verworrene Werk- und Leidensgeschichte seines Romans hat darin seinen Ursprung. Für Hermann Kurz kamen die sieben Jahre, in denen er für *Schillers Heimatjahre* vergeblich einen Verleger suchte, einem ästhetischen, wirtschaftlichen und persönlichen Rückschlag gleich. Zeitweise soll er nicht einmal mehr Übersetzungsaufträge bekommen haben. Doch von diesem Lebensabschnitt blieb etwas übrig, das aus vielen seiner Werke und Briefe zu uns spricht: Trotz, Humor und eine aufrecht-oppositionelle Haltung gegenüber den württembergischen Verhältnissen. Amalie von Gölnitz, deren Name – wie noch zu zeigen ist – aus den Geschichtsbüchern verschwand, setzte Kurz ein literarisches Denkmal, und zwar in einem bis heute uneingeschränkt lesenswerten Roman.<sup>6</sup> Während die Zeitgenossen in Laura, der fiktiven Nichte des Herzogs Karl Eugen, noch Gräfin Amalie erkannten, war man sich zwei Generationen später nicht mehr sicher, ob überhaupt eine wahre Geschichte hinter den Laura-Episoden zu finden sei.

Warum die mittelbare Begegnung von Hermann Kurz und Amalie von Gölnitz von größter Bedeutung für beide war, möchte ich vorwegnehmen. Setzt man sowohl die Entstehungs- als auch die überraschende Wirkungsgeschichte von *Schillers Heimatjahre* mit dem „schlechten Lebenswandel“<sup>7</sup>

<sup>5</sup> Hermann Kurz an Rudolf Kausler, 26. 10. 1838, in: Hermann Fischer: Hermann Kurz in seinen Jugendjahren. Nach ungedruckten Briefen, in: Süddeutsche Monatshefte 3 (1906), S. 56–67, 246–255, 388–402, 499–514, 620–632, hier 399.

<sup>6</sup> Zuletzt erschienen im Jürgen Schweizer Verlag (Kirchheim unter Teck 1986). Wie immer danke ich Jürgen Schweizer für wichtige Anregungen und kritische Nachfragen sowie Roland Deigendesch für seine Unterstützung.

<sup>7</sup> So die Akte im Hauptstaatsarchiv Stuttgart: „Schlechter Lebenswandel der Amalie von Gölnitz, geschiedene Frau des verstorbenen Obristen Graf von Uexküll, die den Namen ihres



Szene aus Schillers *Heimatjahre*: „Heinrich ritt durch einen der von der Solitude herabführenden Waldstriche“. Abb.: Hermann Kurz: Schillers *Heimatjahre*. Illustrationen von Adolf Cloos, Stuttgart/Berlin/Leipzig 1924.

der Amalie von Gölnitz ins Verhältnis, so wird deutlich: Ohne Gräfin Amalie wäre das Schriftstellerleben von Hermann Kurz wohl anders verlaufen, und ohne Hermann Kurz würde uns Gräfin Amalie heute nicht als eine romantisch-verirrte Schwärmerin begegnen, sondern – nach Aktenlage – als ehrlose Dirne.

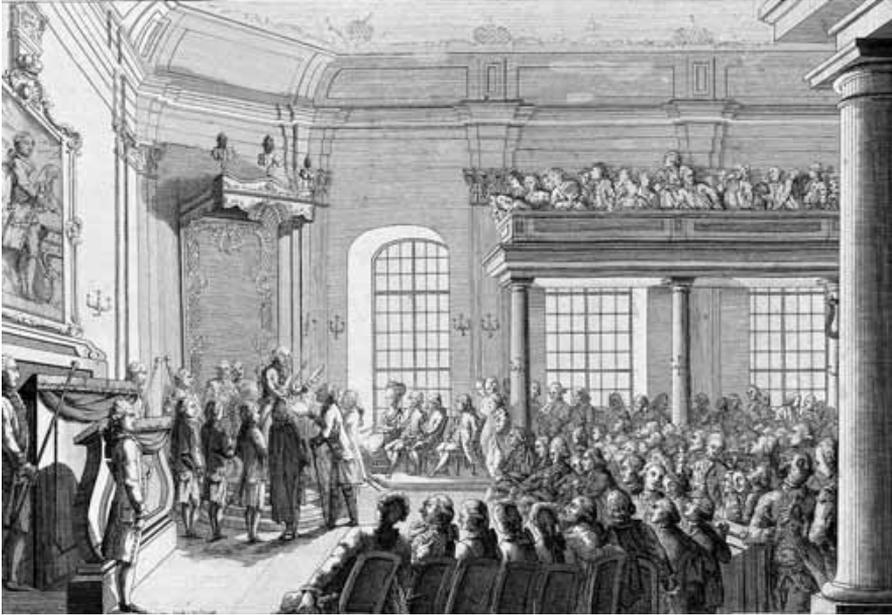
### Laura

*Schillers Heimatjahre* gehört zu den ambitioniertesten Romanprojekten seiner Zeit, denn Hermann Kurz verbindet die historischen Ereignisse mit einer fiktiven Handlung, die deren Bedeutung veranschaulicht. Eigentlich ist Heinrich Roller eine farblose Randfigur aus Schillers *Räubern*, doch Kurz formt ihn zum Romanhelden, der mutig und aufrecht wirkt, bisweilen aber zur Selbstüberschätzung neigt, von seinen Leidenschaften überwältigt wird und sich bald mit den menschlichen und gesellschaftlichen Abgründen konfrontiert sieht.

Dabei hätte Rollers Leben so einfach verlaufen können: Der junge Vikar verlobt sich mit Lottchen, der Pfarrerstochter aus Illingen. Um vom evangelischen Konsistorium die Erlaubnis einzuholen, jene Pfarrstelle seines Schwiegervaters übernehmen zu dürfen, reist er nach Stuttgart. Doch dann trifft er zufällig auf den impulsiven Herzog Karl Eugen, der ihn als Philosophielehrer an die Hohe Karlsschule lockt. Bald wird Roller ein Vertrauter des genialen Jungdichters Schiller, der ihm sogar eine Rolle in seinen *Räubern* widmet. Der Preis für sein neues Leben ist hoch: Vorübergehend verliert er das geliebte Lottchen, verrät ungewollt Christian Friedrich Daniel Schubart, holt die Nichte des Herzogs aus dem Schwarzwald

---

Mannes nicht weiterführen darf, deren Unterbringung in dem Zwangsarbeitshaus in Rottenburg und deren Entlassung jedoch mit Polizeiaufsicht“, HStA Stuttgart, E 146 Bü 5714, 3.



Erhebung der Hohen Karlsschule zur Universität am 11. Februar 1782. Kupferstich von Nikolaus Heideloff, nach einer Zeichnung von Victor Heideloff.

zurück, kommt dabei aber selbst unter den Verdacht, Teil einer Verschwörung gewesen zu sein, und muss auf dem Hohenasperg einsitzen.

Das Lebensbild des jungen Schillers oder Schubarts, die Darstellung Herzog Karl Eugens oder Franziskas von Hohenheim machen *Schillers Heimatjahre* zu einer bedeutenden kulturgeschichtlichen Quelle. Überhaupt kann der Beitrag der Literatur zur Wahrnehmung und Bewertung dieser historischen Gestalten kaum überschätzt werden.<sup>8</sup>

Die Leserschaft zeigte sich aber vor allem begeistert von den Schwarzwald-episoden, vom vermeintlichen Gegenentwurf zur höfischen und bürgerlichen Welt. Im Mittelpunkt dieser Geschichte steht Laura, wohl eine Nichte des Herzogs und Heinrichs Privatschülerin. Sie flüchtet in den Schwarzwald, um dort unter Zigeunern zu leben und einen eigenen Hofstaat um sich zu sammeln. Hermann Kurz verklärt dabei das Zigeunerleben aber nicht zu einem Naturidyll, sondern überführt die anfänglich erfahrene Freiheit in despotische

<sup>8</sup> Vgl. zuletzt den Beitrag von Johannes Moosdiele-Hitzler im Tagungsband: Aufgeklärte Herrschaft im Konflikt. Herzog Carl Eugen von Württemberg 1728–1793, hrsg. von Wolfgang Mährle (Geschichte Württembergs, Bd. 1), Stuttgart 2017, S. 59–83.

Willkür, Lauras Schwarzwaldabenteuer endet in einem Szenario von Gewalt und Bedrohung.

Über „Fräulein Laura“ erfahren wir nur wenig. Doch in jedem Satz deutet sich ein vager Hinweis auf ihre Person an. Sie besucht die *École des demoiselles*, genießt aber eine herausgehobene Stellung und wird nur im Beisein von Franziska von Hohenheim unterrichtet. In Heinrichs Unterricht hat es nun „in mancher guten Stunde das Aussehen, als ob Mutter und Tochter mit einem begünstigten Freunde zusammensäßen.“<sup>9</sup> Hier dringt noch der ursprüngliche Plan durch, Laura als uneheliche Tochter Karl Eugens in die Handlung einzuführen. Später ist zu lesen, „das Gerücht nannte sie die Tochter eines Hauses, dessen Andenken der Herzog ehren wollte“<sup>10</sup>.

Hermann Kurz gibt vor, Schillers berühmte *Lauralieder* seien eben dieser kecken und anmutigen Person gewidmet: Wer den Gedichtzyklus kennt, etwa in *Entzückung an Laura* von trunkenen Ohren und einem wollustheißen Mund gelesen hat, von Blicken, die Liebe lächeln, und von Träumen, die zu Wesen werden, der kann erahnen, welchen Einfluss Laura auf die jungen Männer am Hof ausübt. Heinrich Roller denkt unwillkürlich an Goethes Nixengedicht *Der Fischer*: „Halb zog sie ihn, halb sank er hin.“<sup>11</sup>

Als Laura und Heinrich über Schillers *Räuber* sprechen, wird die spätere Verirrung vorweggenommen: „Wissen Sie auch, was mir am besten an ihm gefällt? Daß er seine Heldin unter die Räuber gehen läßt. Das ist ein Gedanke, der die Hofdamen zur Verzeiﬂung bringt.“<sup>12</sup> Laura lehnt nicht nur die höfische Welt, sondern auch alle Standesunterschiede ab, was in ihrem bürgerlichen Lehrer einige Hoffnungen weckt. Schließlich gesteht sie sogar: „Und wissen Sie auch, daß ich schon eine Amour mit einem Zigeuner gehabt habe?“<sup>13</sup> Als Heinrich erwidert, das habe sie doch sicher nur geträumt, sagt das schlagfertige Mädchen: „Es wird nächstens an der Zeit sein, die Augen zu schließen und den alten Traum fortzusetzen.“<sup>14</sup>

Die angekündigte Flucht findet während einem dieser Maskenbälle statt, die regelmäßig zu Karl Eugens Geburtstag veranstaltet werden. Heinrich hat sich in eine Mönchskutte gehüllt und begegnet einem „wunderschlanken Zigeunerknaben“<sup>15</sup>. Im vieldeutigen Gespräch mit Heinrich offenbart Laura, dass sie bald aus „dieser argen, schlimmen Welt“ gerettet werde: „Und wenn es so wäre? Ich weiß ein Kloster mit viel tausend hohen Säulen, eine blaue Wölbung spannt sich drüber her, und seine Bauart hat ihresgleichen nicht. Gar

<sup>9</sup> Hermann Kurz: Schillers Heimatjahre. Die Wanderungen des Heinrich Roller, hrsg. von Jürgen Schweier, Kirchheim unter Teck 1986, S. 387.

<sup>10</sup> Ebd., S. 388.

<sup>11</sup> Ebd., S. 389.

<sup>12</sup> Ebd., S. 391 f.

<sup>13</sup> Ebd., S. 392.

<sup>14</sup> Ebd.

<sup>15</sup> Ebd., S. 397.

schöne Musik ist darin zu hören, und eine Riesenorgel füllt den weiten Bau mit ihrem Atem aus.“<sup>16</sup> Und Laura fordert ihn auf, ihr nachzufolgen.

Das geschieht postwendend, denn zu Karl Eugen berufen, weiß er sehr zum Argwohn seines Herzogs, wo sich Laura befindet: „Sie gab mehr als einmal zu verstehen, daß sie sich hier von den gemessenen Formen, von der strengen Etikette beengt fühle; sie sprach namentlich mit Vorliebe, mit einer Art Heimweh vom Schwarzwald und wußte ein freies Leben in den dunkelgrünen Tannenzwäldern nicht reizend genug.“ Der Herzog unterbricht ihn mit den Worten: „Sie wird ja wohl gar zum Hannikel gegangen sein. Schweig’ Er von dieser Affäre, so lieb Ihm meine Gnade ist [...]“<sup>17</sup>

Was den Herzog bedrückt, ist nicht die Angst um Laura. Vielmehr befürchtet er, dieses Ereignis könne zu einem Skandal werden. So ermahnt er Heinrich vor der Abreise: „Aufsehen vermeiden! Das ist die einzige Ordre, die ich Ihm mitgeben kann; sonst hat Er unbedingte Freiheit, nach Umständen zu handeln.“<sup>18</sup>

Die teils romantischen, teils erotischen Abenteuer im Schwarzwald enden, als Laura mit ihrer Räuberbande dem über alles gebietenden Hannikel begegnet. Er durchschaut, dass sich hinter dem verkleideten Zigeunerknaben ein bildschönes Mädchen versteckt, und will Laura zur Frau – auch gegen ihren Willen:

„Das Fräulein mochte, nur von einem leichten Teppich bedeckt, in den Kleidern auf dem Bette gelegen haben; jetzt lehnte sie, herabgesprungen und halb in den Teppich verwickelt, am Bett und wehrte sich gegen den Zigeunerhauptmann, der heimlich ins Haus und ins Zimmer eingedrungen



Räuber Hannikel im Sulzer Gefängnis, gemalt von Johannes Hermann 1786/87. Er verkörpert in Schillers Heimatjahre das ebenso despotische Gegenstück zu Herzog Karl Eugen.

<sup>16</sup> Ebd., S. 398.

<sup>17</sup> Ebd., S. 416.

<sup>18</sup> Ebd., S. 420.

war. Ihr schöner Busen, einst die blendende Erscheinung eines Augenblicks, schimmerte aus dem zerrissenen Samtjäckchen hervor. Hannikel deutete mit rohem Lachen darauf.

Seine Mutter hatte sich von ihrem Strohsack aufgegriffen, neben welchem das brennende Nachtlicht am Boden stand; sie hielt ihrem Sohne zitternd einen Arm. „Alter,“ sagte sie mit ihrer dumpfen Stimme, „Alter, sei brav.“

Heinrich hatte einen Augenblick hingesehen. Mit einem Sprunge stand er, den Wildling umgehend, mitten im Zimmer, so daß er die Fenster hinter sich und die Türe vor sich hatte. Er trat dem Zigeuner entgegen und hielt ihm, ohne ein Wort zu sprechen, das Terzerol vor.<sup>19</sup>

Heinrich gelingt es, Laura zu befreien, und sie schlagen sich in den Wald. Längst hat er einen Boten an den Hof geschickt, um ihren Aufenthalt mitzuteilen. Doch als plötzlich Herzog Karl Eugen vor ihnen steht, zückt Heinrich – wie zuvor gegen Hannikel – aus Reflex sein Terzerol, als wolle er seinen Herzog bedrohen. Karl Eugen spannt zwar seine Pistole, schenkt ihm aber das Leben, und er reitet mit Laura davon. Bald kehrt auch Heinrich auf die Solitude zurück, kann aber zu seiner Verteidigung nichts sagen. Als ihn der Herzog fragt: „Was war der Zweck dieser wahnsinnigen Aventure?“, antwortet er wahrheitsgemäß: „Es war die zweckloseste Laune, die es je in der Welt gegeben hat.“<sup>20</sup>

Die Laura-Geschichte erweckt den Anschein, als handle es sich um eine fiktive Gestalt inmitten eines historischen Personals. Schließlich spielt Kurz virtuos mit intertextuellen Verweisen: Er fingiert die Geschichte des Heinrich Roller, der zu Schillers Dramenfigur wird, motiviert Lauras Schwarzwaldsehnsucht durch Schillers *Räuber*, und durch Schillers Gedichtzyklus an Laura erhält die Heldin erst ihre Aura.

Einige Stichworte und Erzähldetails – etwa der Begriff ‚Aventure‘ – verweisen aber unmittelbar auf die Vorlage und Inspiration, auf die Gräfin, Zigeunerin und Dichterin Amalie von Gölitz. Der eingeweihte Leser findet damit ein Bild vor, das auf eine naiv-romantische und poetische, freiheitsliebende und abenteuerlustige, ja egalitäre und selbstbewusste Frau schließen lässt – ein Bild, das sich damals wohl unter anderem durch Hermann Kurz durchgesetzt hat, wie unten zu sehen ist.

<sup>19</sup> Ebd., S. 589.

<sup>20</sup> Ebd., S. 680.



Szene aus Schillers Heimatsjahre: „Elender!“ rief der Herzog, riß eine Pistole hervor und brannte sie ihm ins Gesicht“. Abb.: Hermann Kurz: Schillers Heimatsjahre. Illustrationen von Adolf Cloos, Stuttgart/Berlin/Leipzig 1924.

## Amalie

Nach den Akten im Hauptstaatsarchiv Stuttgart stellt sich der Fall der Amalie von Gölnitz, unserer Laura, anders dar.<sup>21</sup> Sie war gerade 14 Jahre alt, als sie mit dem Obristen Carl Johann Ludwig Otto von Uexküll-Gyllenband (1760–1811) verheiratet wurde, einem zwanzig Jahre älteren Grafen.<sup>22</sup> Amalie brachte vier Kinder zur Welt. Schließlich floh sie von ihrer Familie in den Schwarzwald, um als „Zigeunerin“ zu leben, begleitet vom Sohn eines gewissen Landdragoners Reinhardt. Sie gebar drei uneheliche Kinder, von denen keines überlebte. Im Jahr 1808 ließ sich Amalies Mann scheiden, er starb drei Jahre später vermutlich aufgrund eines Jagdunfalls.

Die Familie Uexküll genoss seit etlichen Generationen bestes Ansehen in Württemberg und bekleidete hohe Militär- und Forstämter. So war ein Vorfahre ihres Manns, der Staatsminister Friedrich Emich Johann von Uexküll (1725–1810), einer der wenigen Trauzeugen der zunächst nicht proklamierten Ehe zwischen Karl Eugen und Franziska von Hohenheim. Von besonderer Bedeutung war der Kunstsammler Karl Friedrich Emich Freiherr von Uexküll-Gyllenband (1755–1832), dessen erster Biograph David Friedrich Strauß wurde. Mit diversen Künstlern von Rang war er ebenso bekannt wie mit Friedrich Schiller und Johann Friedrich Cotta.

Amalies Schwager, der württembergische Kammerherr und Oberforstmeister Carl August Bertram Graf von Uexküll (1761–1812), wandte sich im Jahr 1811 an den König, weil Amalie nach wie vor den Namen ihres geschiedenen Manns führte. Friedrich I. leitete daraufhin ein Untersuchungsverfahren ein, an dem das Innenministerium und diverse Oberamtmänner mitarbeiteten:

„Seine Königliche Majestät ertheilen hiemit dem Minster des Inneren den gdst. Befehl, über die Aufführung und Lebens-Art der abgeschiedenen Frau des verstorbenen Obristen Grafen von Uxkull am. Bericht zu erstatten, und ob dem unter dem 6ten Dieses an Seine Königliche Majestät gebrachten am. Gesuche des Schwagers derselben, Land-Jäger Meisters Grafen v. Uxkull, dieser Frau, die fortfahre, durch ihre sittenlose Lebens-Art den

<sup>21</sup> Ich folge in einigen Punkten dem Kapitel „– wo sein Charakter zu Grunde geht“: Schillers Heimatjahre und die württembergischen Verhältnisse, in: Matthias Slunitschek: Hermann Kurz und die ‚Poesie der Wirklichkeit‘. Studien zum Frühwerk, Texte aus dem Nachlass, Berlin/Boston 2017 (im Druck).

<sup>22</sup> Zum Lebensbild vgl. die biographische Skizze und andere Materialien in: Bernd Friedrich Autenrieth: Die Aventüren der Amalie von Gölnitz oder die Letzte ihres Geschlechts, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 51 (1992), S. 448–460 sowie diverse Zeitungsartikel von Ursula Kuttler-Merz, die in der zeitgeschichtlichen Sammlung des StadtA Rottenburg am Neckar, Bestand D 10 (Zeitungsausschnittsammlung), vorliegen.

Namen des Verstorbenen und der ganzen Familie zu prostituieren, die Fortsagung desselben untersagen zu lassen, entsprechen werden kann.“<sup>23</sup>

Es folgte eine Reihe von teils vagen Anschuldigungen. So meldete der Oberamtmann von Herrenberg am 19. September 1811 an den Hof: „Von deren Aufführung ist mir damals nur die allgemeine Sage, daß ihr jeder, der sie beschlaffen wolle, willkommen sey, zu Ohren gekommen.“<sup>24</sup>

Kronzeuge ihres schlechten Lebenswandels wurde der Oberamtmann von Kirchheim unter Teck, der spätere Geheime Rat Albrecht Friedrich (von) Lempp (1758–1819). Ausgerechnet Lempp, der in *Schillers Heimatjahre* der ersten Lesung von Schillers *Räubern* beiwohnt. Als Karlsschüler stand er in engem Kontakt mit Friedrich Schiller und plante zeitweise sogar ein gemeinsames Werk, wie sein Brief vom April 1784 zeigt: „Mich schmerzt, daß ich nicht noch einige Tage wenigstens unsern angefangnen Discours fortführen konte – wir können uns zwar in den Herzen nicht näher kommen, als wir es schon sind, aber doch wünschte ich in einer Verbindung mit Dir zu seyn, die zu gemeinschaftlichen Entwürfen fruchtbare Gegenstände anböte.“<sup>25</sup> Von seinen Begegnungen mit Amalie von Gölnitz wusste Lempp dem Hof Folgendes zu berichten:

„Königliche Majestät!

In den Jahren 1805 und 1806 hat sich der verstorbene Obrist Graf v: Üxküll mit seiner damals noch nicht geschiedenen Frau in Kirchheim aufgehalten und während dieser Zeit konnte ich das Betragen derselben so beobachten, daß ich mit allem Recht zu sagen mir getraue, daß sie unter die verdorbenen Personen in Hinsicht auf ihre Moralität gehört. Anfänglich wuste sie



Albrecht Friedrich von Lempp trägt als Oberamtmann von Kirchheim unter Teck die Hauptanklage gegen Amalie von Gölnitz vor.

<sup>23</sup> HStA Stuttgart, E 146 Bü 5714, 3, Nr. 1.

<sup>24</sup> Ebd., Nr. 2.

<sup>25</sup> Albrecht Friedrich Lempp an Friedrich Schiller, Mainz-Köln, 22/27.4.1784, zitiert nach: Schillers Werke. Nationalausgabe 33I, S. 27.

noch einen äußeren Schein zu beobachten und da sie in Rücksicht auf Bildung des Verstandes einige Vorzüge hat, von vielen und besonders von moralischen Sätzen zu sprechen weis, so glaubte man, mit ihr in der Gesellschaft fortkommen zu können; bald aber warf sie allen äußeren Schein weg, sie zog die schlechtesten Kupplerinnen der Stadt an sich und überlies sich mit Gutsherren, Knechten und man sie aufreiben konnte, der größten Wollust und der schändlichsten Ausschweifung. Da sie nur unter der niedersten Classe die Mittel zu ihrer Befriedigung suchen und finden konnte, da sie sich nicht scheute, diesen Leuten Briefe zu schreiben, die die größten Sinnlichkeiten ausdrückten und da diese Briefe beim niederen publicum umgetragen wurden, so konnte es nicht fehlen, daß nicht das schändlichste Aergernis dadurch gegeben würde. Die Haushaltung wurde natürlich dabei zerrüttet und das schlimmste war, daß die Erziehung der Kinder besonders der Tochter dadurch unendlich leiden muste.

Seit der Zeit, daß Graf v. Üxküll von hier nach Rottweil zog, konnte ich sie nimmer beobachten, nur ist daraus zu schließen, daß ihre Lebensart sich nicht gebessert habe, daß das Factum worauf sich die Ehescheidung gründete, erst nachher erfolgt ist. Dieser ganz unbändige Hang zur Wollust hat sie auch bei ihrem nachherigen Aufenthalt in Oberjettingen und jezigen Aufenthalt in Sulz begleitet; an beiden Orten gebar sie ein uneheliches Kind, über welche Vergehungen die Berichte vor dem König: Criminal-Tribunal liegen. Die Oberämter von Sulz und Nagold schicken sich darauf ein, diese Scortations-Fälle anzuführen, die – wie es scheint – nicht ungegründeten Sagen aber behaupten, daß sie mit einem verheuratheten Zigeuner herumgezogen sei und nachdem ihr dieser ungetreu worden, dessen Bruder an sich gezogen habe. Nach allem diesem dürfte die Beschuldigung des Hangs zur ausschweifendsten Wollust ihr mit größtem Recht gemacht worden. Bei ihrem letzten – durch den Tod des Grafen veranlasten Hiersein sprach sie von Besserung jedoch mit Furcht vor Recidiren, es dürfte aber ohne Zweifel für die Kinder des Grafen sehr gefährlich sein, ihnen einige Gemeinschaft mit der Mutter zu gestatten. Mit gleicher Gewisheit traue ich mir nicht über ihren weiteren Charakter abzusprechen, aber ihr Aufsuchen schlechter Personen, besonders schlechter Weibsleute zu ihrer Gesellschaft und manche andere Dinge lassen auch auf ein wenig reines Herz schließen.

Ich beharre in tiefster Devotion  
 Euer Königlichen Majestät  
 allerunterthänigst –  
 verpflichtetgehorsamster  
 Oberamtsmann  
 Lempp“<sup>26</sup>

<sup>26</sup> HStA Stuttgart, E 146 Bü 5714, 3, Nr. 6.

Wegen Unzucht und ihrer unehelichen Kinder wurde Amalie von Gölnitz zu Geldstrafen verurteilt. Die Untersuchung, die ihr Schwager anstieß, weil sie den Familiennamen Uexküll „prostituirt“, führte zu einer mehrjährigen Freiheitsstrafe: Am 2. Januar 1812 erging der Haftbefehl. Sie sollte wegen „ihres sittenlosen Lebenswandels in ein Arbeitshaus gebracht und daselbst, abgesondert von Züchtlingen, aber doch unter Verwahrung gehalten werden“<sup>27</sup>. Drei Wochen später brachte man sie nach Rottenburg ins Zucht- und Zwangsarbeitshaus. Von dieser Zeit sind mehrere Gnadengesuche erhalten, die regelmäßig abgelehnt wurden:

„Euer Excelenz!

Habe ich zwar nicht die Ehre persönlich zu kennen, aber durch das allgemeine Urtheil derjenigen Persohnen die das Glück Hochdero Bekantschaft haben erfuhr auch ich, daß Eo: Excelenz in hohem Grade Gerechtigkeits:Liebe mit schonender Billigkeit u: Humanität verbinden – u: gerne bei unserem erhabenen Monarchen ein Wort für die leidende Menschheit sprechen. –

In dieser festen Überzeugung naht sich Eo: Excelenz eine Unglückliche die entfernt von aller menschlichen Gesellschaft schon 1 halbes Jahr in der Gefangenschaft schmachtet. Diese Unglückliche bin ich! –

Zwar mus ich leider gestehen, daß meine vorherige Lebens:Weise von der Art war; daß ich mein jeziges Unglück als eine ganz gerechte Folge derselben ansehen mus – wiewohl ich auch nicht umhin kann zu sagen, daß meine Feinde, besonders die v. Uxküllische Familie, meine Schwachheiten durchs Mikroskop betrachteten: u: als vergrößert auf der schwärzesten Seite Sr: Majestät vortrugen: kein Wunder also, daß der gerechte Monarch aufgebracht, u: ich in das hiesige Spinnhaus abgeliefert wurde. Jetzt bereue ich freilich schmerzlich meinen vorherigen Lebens:Wandel, der mich nicht nur um die Achtung der Welt um Frieden u: Gewissens Ruhe brachte – sondern durch den eigentlich auch meinen Feinden selbst die Macht in die Hände gegeben habe mir so zu schaden. Aber, bei Gott! eben so tief, so ernstlich als meine Reue über das Vergangene, ist auch mein Vorsatz von nun an, weiser u: besser zu werden – genau nach den Gesezen der Tugend und Sittlichkeit meine Lebens:Art einzurichten – damit ich nicht nur Harmonie u: Ruhe in mein eigenes Ich bringe, das Wohlgefallen Gottes u: die Achtung der Rechtshaffenen wieder erhalte; sondern auch vorzüglich deswegen, daß meine guten Kinder, die mir über alles am Herzen liegen, nimer zu erröthen Ursache haben, wenn man ihre Mutter nennt. –

---

<sup>27</sup> Ebd., Nr. 27.

Hoch: das mächtige Fürwort zu unterstügen - u: zu beför.  
 den daß ich bald möglichst aus diesem so traurigen Aufenthalte  
 entlassen, und in Freiheit gesetzt werde.  
 Eo: Excelenz werden in der Folge gewis die sichere Überzeugung erhal-  
 ten, daß Hochdieselben gegen keine Unwürdige gnädig  
 waren - u: den in demselben Stande zu seyn dem Verachtungswürdigen  
 Gnade mit Menschen: mein Herz, ja für nicht anders mehr als  
 für Religionen und Tugenden schlagen soll.  
 Mit geistlicher Hochachtung vermerke ich mich,  
 Eo: Excelenz  
 ganz gehorsamster Dienerin  
 Amalie von Gölitz.

Gnadengesuch der Amalie von Gölnitz, Rottenburg, 25. Juli 1812.

Um aber ernstliche Besserung zu beweisen, um Früchte einer wahren anhaltenden Reue zu bringen; mus ich in völliger Freiheit, in gesellschaftlichen Verbindungen, wenigstens doch nicht ganz isolirt leben: denn in meiner wirklichen Lage, kann ich bloß durch Worte; nicht aber durch Handlungen, die aus der Überzeugung des Bessern, Edlern entspringen, Beweise einer geänderten Denk:Art an den Tag thun.—

Doch alles dieses, alle meine Gründe, warum ich um Freiheit bitte werden Eo: Excelenz in der Supplike bereits schon gelesen haben die ich vor ungefähr 14 Tagen, an Sr: Majestät verfertigte.

Ich bitte also Hoch. dieselben gehorsamst, u: so dringend als man nur bitten kann meine submis. Bitte um Freiheit, bey Sr: Majestät durch Hoch:dero mächtiges Fürwort zu unterstützen – u: zu befördern daß ich bald möglichst aus diesem so traurigen Aufenthalte entlassen, und in Freiheit gesetzt werde.

Eo: Excelenz werden in der Folge gewis die sichere Überzeugung erhalten, daß Hochdieselben gegen keine Unwürdige gnädig sind – u: den in-

nigsten Dank zolle Ihnen dann verehrungswürdigster Graf und Minister! Mein Herz, so für nichts anderes mehr als für Religion und Tugend schlagen soll.

Mit größter Hochachtung nenne ich mich  
 Eo: Excelenz  
 ganz gehorsamste Dienerin  
 Amalie von Gölnitz“<sup>28</sup>

Erst nach dreijähriger Haft, am 24. Februar 1815, kam sie wieder frei, sollte aber unter polizeiliche Aufsicht gestellt werden.<sup>29</sup> Sie blieb auf eigenen Wunsch in Rottenburg und gelobte, einen von der Gesellschaft weitestgehend zurückgezogenen Lebensstil zu pflegen: „Wird mir ein anderer Ort als Rottenburg zum Aufenthalte gnädigst bestimmt so bitte ich unterthänigst vorzügl: auf eine sehr interessante Gegend (interessante Gegenden sind ja in Württemberg nicht selten) Rücksicht zu nehmen – die schöne Natur mus mir Ersatz sein; für die Genüße des geselligen Lebens.“<sup>30</sup> Völlig mittellos starb sie im Jahr 1854.

## Begegnungen

Laut den Akten galt Amalie als sitten- und skrupellose Frau, und sicher hatte sie weithin auch einen zweifelhaften Ruf. In literarischen Kreisen sind aber durchaus Belege dafür zu finden, dass ihre Flucht vor Familie, Stand und Gesellschaft in einem anderen Sinn gedeutet wurde, so etwa bei Emma von Suckow (1807–1876). Über Justinus Kerner lernte sie Hermann Kurz spätestens in den Jahren 1840/41 näher kennen, obwohl der Schriftsteller für die Weinsberger Gesellschaft zu „studentisch“ und „proletarisch“ gewesen war.<sup>31</sup> Suckow war auch mit *Schillers Heimatjahre* vertraut, denn Kurz hatte bei seinen Besuchen aus dem bislang unveröffentlichten Roman vorgelesen.

In ihrer Biographie *Lenau in Schwaben* (1853), die sie unter dem Pseudonym Emma Niendorf veröffentlicht hat, findet sich eine vielsagende Arabeske zu Amalie von Gölnitz: Am 21. Juli 1842 ging sie mit Justinus Kerner und Nikolaus Lenau spazieren, und man erzählte sich Anekdoten. Als literarisches Kuriosum wurde zuletzt ein Gedicht von Amalie von Gölnitz vorgelesen, das Kerner besaß.

<sup>28</sup> Ebd., Nr. 34.

<sup>29</sup> Ebd., Nr. 41.

<sup>30</sup> So schrieb sie nach ihrer Entlassung am 12. März 1816, ebd., Nr. 44.

<sup>31</sup> Vgl. diverse Briefstellen in: Stuttgarter Gesellschaft um 1850. Justinus Kerner und Emma von Suckow. Briefwechsel 1838–1861, hrsg. von Hans-Ulrich Simon, 2 Bde., Stuttgart 2012.

Wie es in seinen Besitz gekommen war, kann nur vermutet werden. Offenbar zirkulierten Amalies Gedichte in ganz Württemberg, denn Bernd Friedrich Autenrieth teilte in der Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte Abschriften ihrer Gedichte aus seinem privaten Familienarchiv mit. Andererseits könnte Amalie es Kerner persönlich zugesendet haben. Bereits am 12. März 1834 hatte sie wegen der *Seherin von Prevorst* (1829) einen Brief an ihn geschrieben: „Euer Wohlgeboren werden sich ohne Zweifel sehr wundern einen Brief von ganz fremder Hand zu bekommen, dessen Verfasserin Sie vielleicht nicht einmal dem Nahmen nach kennen.“<sup>32</sup>

In besagtem Sommer 1842 holte Kerner „eine ziemlich vergelbte Handschrift herbei“<sup>33</sup>. Es war eine lange Briefepistel, unterschrieben mit „Amalie, die Zigeunerin“. In einem Nebensatz weist Emma von Suckow darauf hin, dass Hermann Kurz ihre Lebensgeschichte in *Schillers Heimatjahre* eingeflochten habe:

O Gott! an meines Liebchens Brust  
 Durchschauert mich die frömmste Lust,  
 Ich fühle mich in meinem Sinn  
 So reich wie eine Königin!  
 Ich seh', daß Du begierig bist.  
 Zu wissen, wer dies Liebchen ist.  
 Denkst immer: was ist's wohl für Einer?  
 Ich g'steh es Dir, s'ist ein Zigeuner!  
 Des Landdragoner Reinhardt' Sohn,  
 Ich gäbe ihn um keinen Thron.<sup>34</sup> [..]

Emma von Suckow berichtet, dass man Amalie als Landstreicherin in eine Zwangsanstalt eingesperrt habe – „und es war vielleicht nichts anderes, als ein verunglücktes poetisches Gemüth, das hinausdürstete aus starren Formen und enger Umpfählung, aus dem Scheinleben der Convenienz.“<sup>35</sup> In der Lebensgeschichte der Zigeunerin Amalie sieht von Suckow sogar einen „verfrühten Emancipationsversuch“, spricht von „Naturwahrheit“ und „Naturfreiheit“<sup>36</sup>.

In diesen Jahren lebte Amalie bereits zurückgezogen in Rottenburg. Ihre „Aventuren“, wie sie selbst ihr Gedicht überschrieb, waren aber noch bekannt, ja legendär. Hermann Kurz trat also mit einem durchaus heiklen Stoff auf, als er Georg von Cotta (1796–1863), dem bedeutendsten deutschen

<sup>32</sup> Amalie von Gölnitz an Justinus Kerner, 12. 3. 1834, Deutsches Literaturarchiv (künftig: DLA) Marbach, A: Kerner, Justinus KN 1552. S. a. Anm. 22.

<sup>33</sup> Emma Niendorf [d. i. Emma von Suckow]: Lenau in Schwaben. Aus dem letzten Jahrzehnt seines Lebens, zweite billige Ausg., Leipzig 1853, S. 115.

<sup>34</sup> Ebd.

<sup>35</sup> Ebd.

<sup>36</sup> Ebd., S. 117.

Verleger, seinen Roman anbot. Cotta war durchaus von dem Romanentwurf überzeugt, zahlte Kurz Vorschüsse und lobte auch noch den Roman in seiner letztgültigen Gestalt. Doch sowohl 1838 als auch 1842 lehnte er den Verlag von *Schillers Heimatjahre* ab.

Die siebenjährige Verzögerung, mit der dieses große Erstlingswerk bei Franckh in Stuttgart erschien, erschwerte Kurz, sich auf dem Buchmarkt als Schriftsteller zu etablieren. Noch vor Karl Hoffmeister (1796–1844) und Gustav Schwab (1792–1850) hätte er eine erste große, wenn auch fiktive, so doch „nach mündlichen Ueberlieferungen von noch lebenden Zeitgenossen“ geschriebene Schillerbiographie vorlegen können, wie es in der Verlagsanzeige hieß. Ursprünglich wollte er Schillers Werk einen ganzen Band widmen. Erst durch die anziehende Konjunktur der Schillerliteratur konzipierte er den Roman als ausgedehntes Landschaftsportrait.

Bald wurde es zum Gemeinplatz, dass die Veröffentlichung des Romans von höchster Stelle verhindert worden war. Karl Goedeke (1814–1884) schrieb etwa in *Deutschlands Dichter von 1813 bis 1843* (1844): „Jüngst erschienen ist ein schon lange fertiger, früher auf höhern Wunsch, wegen der ungünstigen Schilderung des Herzogs Karl v. Württemberg, zurückgehaltener Roman [...]“. <sup>37</sup> Dagegen betonte Kurz in seinem handgeschriebenen Lebenslauf, *Schillers Heimatjahre* konnte erst so spät erscheinen, „nicht weil er, wie man sagt, unterdrückt oder aus Rücksichten zurückgehalten war, sondern weil sich nicht eher ein Verleger dazu fand“ <sup>38</sup>. Das ist insofern richtig, als nach Cottas Absage kein anderer wagte, den Roman zu verlegen. Ich bin mir aber sicher, dass die Gründe durchaus in einer gewissen Rücksichtnahme zu sehen ist – nicht gegenüber der Herzogs- und Königsfamilie, sondern gegenüber den Grafen von Uexküll-Gyllenband.

Hermann (von) Fischer (1851–1920) arbeitete intensiv an der Frage, warum Kurz’ Roman keinen Verleger fand. Gleich mehrfach stand er mit Kurz in Verbindung: Sein Vater Johann Georg Fischer (1816–1897) war ein Weggefährte von Hermann Kurz, ebenso wie sein akademischer Lehrer Adelbert von Keller (1812–1883). Als Stiftler (ab 1869) hatte er Kurz wohl auch in der Universitätsbibliothek Tübingen kennengelernt. Der Name Amalie von Gölnitz taucht aber in Fischers Aufsätzen an keiner Stelle auf.

Einige Zeit verfolgte Fischer die Theorie, der Grund für die vergebliche Verlegersuche sei in den Laura-Episoden begründet. Weil er vom Hörensagen annahm, es handele sich aber um irgendeine „Stuttgarter Dame“ <sup>39</sup>, so fiel dies

<sup>37</sup> *Deutschlands Dichter von 1813 bis 1843*. Eine Auswahl von 872 Gedichten aus 131 Dichtern, mit biographisch=literarischen Bemerkungen und einer einleitenden Abhandlung über die technische Bildung poetischer Formen hrsg. von Karl Gödeke, Hannover 1844, S. 134.

<sup>38</sup> Zitiert nach dem Manuskript, DLA Marbach, A: Kurz, Hermann, 27 484.

<sup>39</sup> Hermann Fischer: Beiträge zur Litteraturgeschichte Schwabens, zweite Reihe, Tübingen 1899, S. 233.

auch weiter nicht ins Gewicht. Und angesichts der vermeintlich eindeutigen Entstehungschronologie des Romans maß er der Figur der Laura keine größere Bedeutung mehr zu. Über Cotta schrieb er in seinen *Beiträgen zur Litteraturgeschichte Schwabens* (1899):

„Er hatte, wie es Kurz schien, zwar Zutrauen zu dem Erfolg des Buches, aber „große Bedenklichkeiten in puncto loyalitatis“. Ich und andere haben das früher auf die Laura=Geschichte bezogen. Das ist aber nicht möglich. Daß Kurz an den Szenen mit Hannikel erst 1842 gearbeitet hat, geht aus einem seiner damaligen Briefe deutlich hervor; von der ganzen Räuber-geschichte ist 1838 noch keine Silbe fallen gelassen!“<sup>40</sup>

Auch wenn Kurz erst 1842 die betreffenden Episoden vollendete, so war die Laura-Geschichte in *Schillers Heimatjahre* von Anfang an vorgesehen. Cotta lag bereits damals ein erster Entwurf vor, den Hermann Fischer 1903 selbst publizierte. In dieser Skizze finden sich bereits die entsprechenden Handlungs-fäden angelegt. Laura sollte auf einem einsamen Waldschloss leben und das leibliche Kind von Herzog Karl Eugen sein – „während dieser auf eine gute Partie für sie bedacht ist, hegt sie eine romantische Leidenschaft zu einem Zigeuner, dessen Stamm zu der Bande des berüchtigten Hannikel gehört [...]“<sup>41</sup>

Cotta hatte das Manuskript des ersten Bands bei der königlichen Zensur eingereicht. Friedrich von Lehr (1780–1854) war als Legationsrat und späterer Direktor der Hofbibliothek vor allem auch mit der Literatursauswahl für den württembergischen Monarchen betraut.<sup>42</sup> An König Wilhelm I. von Württemberg schrieb er, der Druck des ihm durchweg missfallenden Buchs sei nach seinem Ermessen hinsichtlich der Darstellung Karl Eugens zu gestatten, „da der Dichter den Herzog auch in seiner Lichtseite dem Leser vorführt“. Er setzte aber hinzu: „Ob aber aus Familien-Rücksichten nicht zu wünschen sey, daß was vergessen ist, auch vergessen bleibe, vermag nur allein die Weisheit Euer Königlichen Majestät zu ermessen und zu bestimmen.“<sup>43</sup> Als der Staatssekretär Christian von Vellnagel (1764–1853) Cotta das Manuskript zurücksandte, betonte auch er, dass der Druck erlaubt sei, gab aber inso-

<sup>40</sup> Ebd., S. 237.

<sup>41</sup> Hermann Fischer: Der älteste Entwurf zu Hermann Kurz' Roman „Schillers Heimatjahre“, in: Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Nr. 50, 3. 3. 1903.

<sup>42</sup> Zu Lehr vgl. die Einleitung von Magda Fischer zu: Die Handschriften der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart, Reihe 2: Die Handschriften der ehemaligen königlichen Hofbibliothek, Bd. 5: Codices Wirtembergici. Codices militares, Wiesbaden 1975, S. IX ff.

<sup>43</sup> Zitiert nach: Gregor Wittkop: Hermann Kurz 1813–1873 – Eine Chronik zu Leben und Werk, in: „Ich bin zwischen die Zeiten gefallen“. Hermann Kurz – Schriftsteller des Realismus, Redakteur der Revolution, Übersetzer und Literaturhistoriker. Katalog und Ausstellung zum 175. Geburtstag, hrsg. von der Stadt Reutlingen, Reutlingen 1988, S. 83–192, hier 118.

fern eine ablehnende Haltung vor, als „Se. Königl. Majestät zwar nicht wohl annehmen können, daß die Cotta'sche Buchhandlung sich mit dem Verlage desselben werden befassen wollen“<sup>44</sup>. Hier klingt an, was Kurz in seinem Roman über den Fall der durchgebrannten Laura schrieb: Der Herzog wolle das Andenken eines bestimmten Hauses ehren, die einzige Ordre sei deswegen – Aufsehen vermeiden!

Als der Berater und Zensor Friedrich von Lehr von „Familien-Rücksichten“ sprach, davon, „daß was vergessen ist, auch vergessen bleibe“, so kann damit nur dieser delikate und allgemein bekannte Fall der Amalie von Gölnitz gemeint sein. Nur Bruchstücke des Romans erschienen in Cottas Zeitschrift *Morgenblatt für gebildete Stände*. Die Laura-Episoden wurden aber ausdrücklich übergangen. So heißt es in *Das Pfarrhaus auf dem Schwarzwalde* darüber nur: „Eine junge Dame, in der von Herzog Karl von Württemberg gestifteten École des Demoiselles erzogen, ist unter sonderbaren Umständen von der Redoute verschwunden, und man hat Grund zu vermuthen, daß eine romantische Laune sie auf den Schwarzwald und wohl gar zu den Zigeunern gefördert habe.“<sup>45</sup>

Statt in Cotta einen verlässlichen Verleger zu finden, verteilte sich das gesamte Werk von Hermann Kurz fortan auf verschiedene kleinere Verlage, die größtenteils in Stuttgart ansässig waren. *Schillers Heimatjahre* erschien schließlich 1843 in der neu gegründeten Verlagshandlung von Gottlob Franckh (1802–1845), der Cottas Bedenken nicht nachvollziehen konnte. Der Verleger hatte einst mit seinem Bruder billige Taschenausgaben verlegt, etwa von Hauffs *Mitteilungen aus den Memoiren des Satan* (1826), und war gerade vom Hohenasperg entlassen worden. Dort saß er als Hauptverantwortlicher der sogenannten Franckh-Koseritz'schen Verschwörung (1833), der württembergischen Parallelaktion zum Frankfurter Wachensturm, ein. Nicht der Höfling Cotta also übernahm den Roman, sondern der Hochverräter Franckh.

Ein Artikel in *Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit* zeigt, dass noch im frühen 20. Jahrhundert Amalie von Gölnitz – sofern sie bekannt war – im Sinn von Hermann Kurz und Emma von Suckow betrachtet wurde. Über die jungen Schülerinnen der École des demoiselles heißt es: „Eines dieser Fräulein, Amalie von Gölnitz, dessen Schicksale Stoff zu einer Romanepisode gegeben haben (vgl. Kurtz: Schillers Heimatjahre) machte dem Herzog durch ihre romantische Naturanlage viel Sorge. Es sind von ihr noch ungedruckte Briefe vorhanden, die eine nicht gewöhnliche Begabung und

<sup>44</sup> Christian von Vellnagel an Georg von Cotta, 8.5.1838, zitiert nach: Helmuth Mojem: „Glückselig Suevien ...“. Die Entdeckung Württembergs in der Literatur. Marbacher Magazin 97, Sonderheft, Marbach 2002, S. 79.

<sup>45</sup> Hermann Kurz: *Das Pfarrhaus auf dem Schwarzwalde*. Bruchstück des Romans: Schillers Heimatjahre, in: Cottas *Morgenblatt* 37 (1843), Nr. 95–105, 21.4.–3. 5. 1843, hier Nr. 95.

ungezügeltten Freiheitsdrang erkennen lassen.“<sup>46</sup> Ernst Salzmann konnte 1909 noch Amalies Namen vergegenwärtigen, ließ sich dabei aber offensichtlich von *Schillers Heimatjahre* beeinflussen, denn die betreffenden Eskapaden fanden lange nach Karl Eugens Tod statt.

## Christophine

Berühren die Laura-Episoden für sich schon ein heikles Thema, so auch im Romanzusammenhang, denn der Autor erhebt den Anspruch auf historische Authentizität. In dieser Weise wurde er auch gelesen. Der Rezensent in Wolfgang Menzels *Literatur-Blatt* schrieb, es wäre „schon nach 8 bis 10 Jahren weit schwieriger, wo nicht unmöglich gewesen, ihn so wie er ist, zu schreiben. Nur der persönliche Verkehr des Verfassers mit den wenigen Männern, die jene Zeit selbst noch sahen, wurden eine Menge charaktvoller Züge zu uns herüber gerettet, die ohne sein Werk entweder ganz verloren gegangen wären, oder nur hie und da in einigen zerstreuten Anekdoten sich erhalten hätten.“<sup>47</sup> Der Chronist Heinrich Wagner (1783–1863) nannte Kurz in der *Geschichte der Hohen Carls-Schule* (1856) sogar „unser beliebter Autor“<sup>48</sup>, und mit „uns“ hatte er nicht nur die deutsche Leserschaft im Allgemeinen, sondern im Besonderen die ehemaligen Karlsschüler im Blick.

Eine „Quelle eigener Art“ führte Eduard Boas (1815–1853) im ausführlichen Quellenbericht zu seiner Biographie *Schillers Jugendjahre* (postum 1856) an:

„Christophine las den Roman von Hermann Kurtz: ‚Schillers Heimathjahre‘, und wo die Darstellung ihr recht lebendig, recht wahrheitsgetreu erschien, strich sie den Satz mit Bleistift an, oder schrieb wohl auch die Namen der bezeichneten Personen an den Rand. Dies interessante Buch ist gegenwärtig im Besitz von Schiller’s Tochter Emilie, Baronin von Gleichen-Rußwurm, die es mir zur Benutzung freundlich überließ.“<sup>49</sup>

Das Buch, in dem Schillers Schwester die authentischen Passagen anstrich, wurde für Boas selbst zur biographischen Quelle. Das Handexemplar von Christophine Reinwald, geb. Schiller (1757–1847), wird in der Herzogin

<sup>46</sup> Ernst Salzmann: Die Ecole de demoiselles, in: Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit, hrsg. vom Württembergischen Geschichts- und Altertums-Verein, Bd. 2, Esslingen 1909, S. 115–124, hier 117.

<sup>47</sup> Wolfgang Menzel: [Rez.] Schiller’s Heimathjahre. Vaterländischer Roman von Hermann Kurtz. Drei Bände. Stuttgart, Franckh’sche Verlagsbuchhandlung, 1843, in: Literaturblatt, Nr. 130, 22. 12. 1843.

<sup>48</sup> Heinrich Wagner: Geschichte der Hohen Carls-Schule, Bd. 1, Würzburg 1856, S. 7.

<sup>49</sup> Eduard Boas: Schillers Jugendjahre, hrsg. von Wendelin von Maltzahn, Hannover 1856, S. 30f.

Anna Amalia Bibliothek aufbewahrt. Ihre Nichte Emilie von Gleich-Rußwurm (1804–1872) notierte auf dem Vorsatz: „Die angestrichenen Stellen sind als wahr u. charakteristisch gefunden worden von Tante Reinwald, geb. Schiller.“<sup>50</sup>

Christophine, die erst 1847 neunzigjährig starb, verbrachte ein häusliches Leben, erst im Familienkreis, dann als Ehefrau. Im höheren Alter aber widmete sie sich der Aufgabe, das Andenken an ihren Bruder zu pflegen. Für den privaten Kreis verfasste auch sie eine kleine Biographie ihres Bruders, die 1870 unter dem Titel *Schillers Jugendjahre* erschien. Zur Lektüre von *Schillers Heimatjahre* wurde sie angehalten von Wilhelm Arthur Passow (1814–1864), Lehrer am herzoglichen Gymnasium in Meiningen, wo die Witwe Reinwald bis zu ihrem Tod lebte. Im Juni 1845 schrieb sie über Passow an ihre Nichte:

„Er ist ein sehr braver und geschickter Mann der zuweilen auch zu mir kommt und mir den komischen Roman, die Jugenth Jahre von Deinem Vater zum lesen brachte, und hat, weil er die Rezension darüber zu machen aufgefordert wurde, mich gefragt, ob das, was von meinem Bruder hier gesagt wäre, auch wahr sey. Ich laß also diese 3 Bände mit großer Begierde durch, und ich mußte gestehen das alles wahr wäre denn ich erinnerte mich sehr genau jener Zeiten wo dieß geschehen wahr – aber sonderbar ist es doch, daß man noch immer fortfahrt alles aufzufinden was Er gewiß nicht wünschte [...]. Wahrscheinlich hast Du den Roman längst gelesen.“<sup>51</sup>

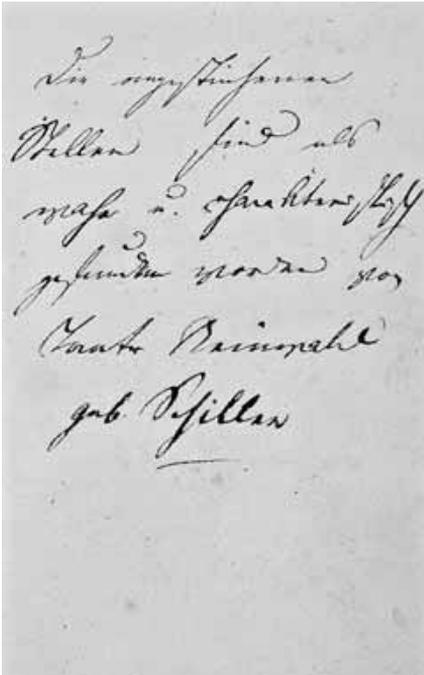
Der Philologe plante für die *Blätter für literarische Unterhaltung* eine ausführliche Rezension, um „zu der verdienten allgemeinen Anerkennung desselben



Schillers *Heimatjahre* aus dem Nachlass von Emilie von Gleich-Rußwurm, Schillers Tochter.

<sup>50</sup> Vgl. das Weimarer Exemplar in der Herzogin Anna Amalia Bibliothek, Sig. N 3195.

<sup>51</sup> Christophine Reinwald an Emilie von Gleich-Rußwurm, 26. 6. 1845, zitiert nach: Joseph Eduard Wackernell: Schillerreliquien aus Tirol, in: *Euphorion* 12 (1905), S. 142–151, hier 149 f.



„Die angestrichenen Stellen sind als wahr u. charakteristisch gefunden worden von Tante Reinwald, geb. Schiller“.

kungsgeschichte auf, als ich sie bislang aufgezeigt habe. Marie von Brunnow, verheiratete Kurz, begegnete ihrem Mann das erste Mal auf dem Esslinger Fastnachtsball 1848. Ob Kurz eine Mönchskutte trug, ist nicht überliefert, aber Marie von Brunnow hatte sich als Zigeunerknabe verkleidet, oder besser: als Laura. Hermann Kurz wollte nie Pfarrer von Illingen werden und Marie von Brunnow kein braves Lottchen. Zwar krönte sich Marie auch später weder zum Räuberhauptmann noch zur Zigeunerkönigin, dafür wurde sie aber der Mittelpunkt einer bedeutenden Künstlerfamilie.

In Bad Liebenzell fand die Familie Kurz tatsächlich noch eine kurzzeitige Heimat im Schwarzwald. Seit 1913 erinnert ein Gedenkstein, seit 2013 eine Gedenkeiche an diese Lebensstation von Hermann Kurz. Hier schrieb er am

ein Weniges beizutragen“, und wollte sich dabei auf Christophine Reinwalds Urteil berufen: „So viel sei gleich hier im Allgemeinen davon erwähnt, daß die treffliche Frau sich durch das genannte Buch auf das erfreulichste zu erneuerter Rück Erinnerung an ihre Jugend veranlaßt sah, daß sie der historischen Treue desselben die vollste Anerkennung zollte, daß sie in jeder Beziehung durch dasselbe befriedigt und erfreut war.“<sup>52</sup> Wie Hermann Kurz in seinem Nachwort nahelegte, so bestätigte auch Passow, „nicht blos der auf dem Ganzen ruhende Geist, sondern auch alle einzelnen Notizen sind als vollkommene und reine Wahrheit zu betrachten“.<sup>53</sup> Und eben dies war für die Verleger zu befürchten.

## Marie

Die Schwarzwaldabenteuer der Amalie von Gölnitz weisen noch eine vielleicht bedeutendere Wir-

<sup>52</sup> Wilhelm Arthur Passow: [Rez.] Schiller's Heimatjahre. Vaterländischer Roman von Hermann Kurtz. Drei Theile. Stuttgart, Franckh. 1843. 8. 6 Thlr., in: Blätter für literarische Unterhaltung 1844, Nr. 301, 27. 10. 1844.

<sup>53</sup> Ebd.

*Weihnachtsfund* und am *Sonnenwirt*. Und einen Gegenentwurf zur württembergischen Residenz fanden sie im Schwarzwald allemal: „Es waren schöne sonnenhelle, duftige Tage, die wir hier so im Schoose der Natur zubrachten und deren Zauber mir noch lange in den schwülen staubigen Straßen Stuttgarts vorschwebte.“<sup>54</sup>

Das war im Jahr 1854, und in diesem Jahr starb die verarmte Amalie von Gölnitz in Rottenburg. Von ihrer kontrastreichen Lebensgeschichte, der Scheidung und der erzwungenen Aberkennung ihres Grafentitels und Namens nahmen die Adelsannalen keine Notiz.

Der „schlechte Lebenswandel der Amalie von Gölnitz“ muss die Familie Uexküll-Gyllenband aber noch lange Zeit beschäftigt haben, das zeigt der sogenannte *Gotha* an, das *Genealogische Taschenbuch der deutschen Gräflichen Häuser*. Der erste Jahrgang nach Amalies Tod erschien 1856. Bislang wurde ihr Name Jahr für Jahr korrekt in den neuen Band übertragen. 1856 verschwindet er plötzlich, und stattdessen wird eine gewisse „Amalie, geb. Frein Göler von Ravensburg“<sup>55</sup> angeführt. Anders ist dies nicht zu erklären: Jemand muss einen Korrekturantrag an die Redaktion gesandt haben. Wer immer das war, hatte Erfolg mit seinem Vorhaben, denn im Stammbaum der Familie Uexküll, deren Name sich heute vor allem mit der Stiftung des Alternativen Nobelpreises verbindet, ist nichts mehr von Amalie von Gölnitz zu lesen, im *Gotha* nicht und nicht in der *Wikipedia*.

---

<sup>54</sup> Die „Tagebücher“ der Marie Kurz geb. von Brunnow, hrsg. von Hella Mohr, Tübingen 1998, H. 5, S. 4. Als Manuskript gedruckt, in: Stadtbibliothek Reutlingen (Hermann-Kurz-Kabinett), Dok Kurz, H. 13.9; DLA Marbach, A: Kurz °Kurz, Marie HS. 1999.0040.00001; WLB Stuttgart, 60 a/80 208; online URL: <http://kilchb.de/hella-mohr/heft0.html> (01. 02. 2017).

<sup>55</sup> Gothaisches genealogisches Taschenbuch der deutschen Gräflichen Häuser auf das Jahr 1856, S. 802.



## Saisonarbeiter – auf Dauer. Zum Leben italienischer Arbeiter in Reutlingen vor dem Ersten Weltkrieg

Christoph Schlemmer

### 1. Vorbemerkung

Mitte August 1914 herrschte in Reutlingen große Aufregung. Der soeben ausgebrochene Erste Weltkrieg, welcher sich bis Ende des Jahres zu einem mörderischen Stellungskrieg entwickeln sollte, beschäftigte seit mehreren Wochen die Reutlinger Bürgerschaft.<sup>1</sup> In diesen Augusttagen verwandelte sich das Chaos des Kriegsausbruchs langsam in eine triste Normalität – einen Kriegsalltag.

So wunderte es viele Reutlinger möglicherweise nicht, dass in den Tagen nach dem 21. August 1914 mehrere Familien mit großen Leiterwagen voller Möbel aus der Stadt zogen.<sup>2</sup> Nach Kriegsausbruch verließ eine größere Zahl<sup>3</sup> italienischer Arbeiter auf die Aufforderung ihres Konsulats hin Reutlingen und zog in das bis dato neutrale Italien. Bis 1914 hatten in Reutlingen seit knapp zwei Jahrzehnten durchgehend Italiener gelebt und gearbeitet. Dass die Reutlinger diesen Menschenzug dabei nach den Erinnerungen Karl Keims „nüchtern“ hinnahmen,<sup>4</sup> mag am aufkommenden Kriegsalltag gelegen haben.

Untersuchungsgegenstand dieses Aufsatzes sind jene italienischen Arbeiter, die zwischen 1900 und 1914 in Reutlingen Arbeit, Unterkunft und manchmal auch Familie gefunden hatten.

Dabei waren die Italiener in Reutlingen beileibe kein Einzelphänomen: Im Zuge des wirtschaftlichen Aufschwungs seit den 1890er-Jahren hatte es immer

<sup>1</sup> U. a. Karl Keim: Alt-Reutlingen. Bilder, Berichte, Erinnerungen, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 13 (1975), S. 5–161, hier S. 143 ff.; leider fehlt bis heute eine umfassende Darstellung Reutlingens im Ersten Weltkrieg. Einen Überblick über die geschichtliche Entwicklung bietet: Der Landkreis Reutlingen, hrsg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Reutlingen (Kreisbeschreibungen des Landes Baden-Württemberg), Bd. 2, Sigmaringen 1997 (künftig: KB Reutlingen), hier S. 300–381; Eindrücke aus dem Leben Reutlinger Bürger zwischen 1914 und 1918 vermittelt: Antonia Jeismann: Im Krieg gemeinsam? Die Feldpostbriefe des Ehepaars Goerlich. Eine Fallstudie zu ‚Front‘ und ‚Heimat‘ im Ersten Weltkrieg, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 52 (2013), S. 223–290.

<sup>2</sup> K. Keim (wie Anm. 1), S. 145.

<sup>3</sup> StadtA Rt., Ortsarmenpflege Einzelfallakten ab 19. Jahrhundert, Nr. 13722–25; 13728–30; 13733–40. Die genaue Zahl italienischer Arbeiter, die in jenen Tagen Reutlingen verließen, geht (allein) aus den Unterstützungsakten jedoch nicht hervor.

<sup>4</sup> K. Keim (wie Anm. 1), S. 145.



Italienische Arbeiter  
bei der Abreise aus  
Reutlingen.

mehr ausländische Wander- und Saisonarbeiter ins aufstrebende Deutsche Reich gezogen, von denen manche dauerhaft blieben.<sup>5</sup>

Die Arbeitergeschichte ist ein zentraler Bestandteil der Geschichte des Deutschen Kaiserreichs,<sup>6</sup> weshalb angesichts der großen Zahl ausländischer Arbeiter vor dem Ersten Weltkrieg<sup>7</sup> die Ausländerbeschäftigung im wilhelminischen Deutschland ebenfalls von großer Bedeutung ist. Obwohl sich die

<sup>5</sup> U. a. Johann Woydt: *Ausländische Arbeitskräfte in Deutschland. Vom Kaiserreich bis zur Bundesrepublik* (Distel Hefte, Beiträge zur politischen Bildung, Bd. 11), Heilbronn 1987, S. 10.

<sup>6</sup> Ulrich Herbert: *Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland. Saisonarbeiter, Zwangsarbeiter, Gastarbeiter, Flüchtlinge*, München 2001, S. 335–345.

<sup>7</sup> 1910 arbeiteten über eine Million ausländische Arbeiter im Deutschen Reich; davon kamen rund 8 % aus Italien; vgl. Gerhard A. Ritter; Klaus Tenfelde: *Arbeiter im Deutschen Kaiserreich. 1871 bis 1914*, Bonn 1992, S. 179.

Forschung zur Arbeitergeschichte in den letzten dreißig Jahren in Bezug auf Fragestellungen, Thesen und Untersuchungsmethoden verändert hat,<sup>8</sup> nimmt die Geschichte der fremdländischen Arbeiter vor 1914 nicht selten nur einen Nischenplatz ein.<sup>9</sup> Und innerhalb von Untersuchungen zur Ausländerbeschäftigung wiederum konzentriert sich die Mehrzahl der Werke auf die Situation in Preußen, sprich auf polnische und slawische Saisonarbeiter im Agrarsektor und in den Industriezentren des Ruhrgebiets.<sup>10</sup> Die italienischen Arbeiter (in Württemberg) finden häufig nur am Rande Erwähnung.<sup>11</sup> Da insbesondere in Süddeutschland der Anteil an italienischen Arbeitern jedoch hoch war,<sup>12</sup> liegt es in Bezug auf Reutlingen nahe, Fragen zur Geschichte der Ausländerbeschäftigung anhand aus Italien stammender Arbeiter zu beantworten.

Es wird im Folgenden zunächst darum gehen, ein Bild der Stadt Reutlingen während der Hochindustrialisierung um die Jahrhundertwende 1900 zu zeichnen. Außerdem sollen die herangezogenen Quellen und der historische Zusammenhang ihrer Entstehung in einem kurzen Abschnitt näher betrachtet werden.

Anschließend gilt es zu ergründen, welche Personen aus Italien nach Reutlingen zogen, dort tätig waren und ihren Lebensunterhalt verdienten. Dabei stellt sich zwangsläufig auch die Frage, welche Arbeiten sie in Reutlingen verrichteten – welchen Berufen gingen italienische Arbeiter in Reutlingen nach?

Weil ausländische Arbeitskräfte häufig einfache und schmutzige Arbeiten verrichten mussten,<sup>13</sup> werden auch Fragen nach den Arbeitsbedingungen von Italienern in Reutlingen gestellt. Ebenso interessant sind die Lebensbedingungen der aus Italien Stammenden außerhalb der Fabriken. Deshalb wird auf Wohnverhältnisse und familiäres Zusammenleben ebenfalls eingegangen.

<sup>8</sup> Dies zeigt sich deutlich an der noch vor 1990 publizierten Literatur aus der DDR; vgl. Lothar Elsner; Joachim Lehmann: *Ausländische Arbeiter unter dem deutschen Imperialismus. 1900 bis 1985*, Berlin (Ost) 1988.

<sup>9</sup> Jürgen Kocka z. B. erwähnt ausländische Arbeiter in seinem Überblickswerk nur spärlich; Jürgen Kocka: *Arbeitsverhältnisse und Arbeiterexistenzen. Grundlagen der Klassenbildung im 19. Jahrhundert*, Bonn 1990; ebenfalls zutage tritt dieser Fakt in Ulrich Herberts umfassendem Werk, welches (erst) 2001 eine Gesamtgeschichte der Ausländerpolitik in Deutschland erzählt; vgl. U. Herbert (wie Anm. 6), insbes. S. 9–12.

<sup>10</sup> Ritter/Tenfelde (wie Anm. 7); J. Woydt (wie Anm. 5).

<sup>11</sup> Z. B. Ritter/Tenfelde (wie Anm. 7), insbes. S. 175–197. Eine Ausnahme bildet der bereits 1982 erschienene Aufsatz von Hermann Schäfer: *Italienische „Gastarbeiter“ im Deutschen Kaiserreich (1890–1914)*, in: *Zeitschrift für Unternehmensgeschichte* 27/3 (1982), S. 192–214.

<sup>12</sup> U. Herbert (wie Anm. 6) S. 59 f.; Karl-Heinz Meier-Braun; Reinhold Weber: *Kleine Geschichte der Ein- und Auswanderung in Baden-Württemberg*, Leinfelden-Echterdingen 2009, S. 91; in Württemberg selbst lebten laut der zum 1. Dezember 1910 erfolgten Volkszählung 6970 Italiener im Land; vgl. H. Schäfer (wie Anm. 11), S. 198.

<sup>13</sup> U. Herbert (wie Anm. 6), S. 48, 52–58, 61 ff.; Ritter/Tenfelde (wie Anm. 7), S. 183–185.

Es wird sich zeigen, dass manche Fragen einfacher und präziser zu beantworten sind, manche werden sich aufgrund der Quellenlage überhaupt nicht zufriedenstellend beantworten lassen. Wie bei jeder quellenkritischen Betrachtung ist auch hier der Abstand zwischen dem Zeithorizont der Quelle und deren heutiger Interpretation im Auge zu behalten.

Die verwendeten Quellen sind überwiegend Unterstützungsakten der Ortsarmenpflege Reutlingen. Hierbei lässt sich die Tatsache nutzen, dass Quellen stets Informationen über ihren ursprünglichen Zweck hinaus preisgeben.

Die aus der Quelleninterpretation gewonnenen Erkenntnisse lassen schließlich ein Bild davon entstehen, wie das Gros der in Reutlingen ansässigen Italiener ihr Leben bestritten hat. Dabei darf nicht vergessen werden, dass die Unterstützungsakten der Ortsarmenpflege sicherlich kein umfassendes Verzeichnis aller aus Italien stammenden Arbeiter in Reutlingen darstellt. Ein solches existiert für Reutlingen überhaupt nicht. Die Erkenntnisse, die aus den herangezogenen Quellen gewonnen werden, erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Daher sollen und dürfen die Ergebnisse dieser Untersuchung eher als Anstoß für zukünftige Arbeiten gesehen werden. Nicht zuletzt, weil es an Literatur zur Thematik in Reutlingen bisher sehr mangelt.

## 2. Die Stadt Reutlingen um die Jahrhundertwende 1900

Am Vorabend des Ersten Weltkrieges lebten in Reutlingen rund 30 000 Einwohner und über die fünfzig vorangegangenen Jahre hatte die Stadt den stetigen Wandel von der handwerklich und ackerbürgerlich geprägten Stadt hin zur industrialisierten Stadt erlebt.<sup>14</sup>

Dabei entwickelte sich die Industrie in Reutlingen im 19. Jahrhundert langsamer als beispielsweise im nahen Neckartal.<sup>15</sup> Die Echaz, das an der Stadt vorbeifließende Flüsschen, lieferte nicht genug Wasserkraft, um große Industrieanlagen mit Energie zu versorgen, und eine zeitgemäße Verkehrsanbindung wurde erst mit dem Eisenbahnanschluss 1859 gewährleistet.<sup>16</sup>

Jedoch bildete sich infolge dessen recht schnell ein industrielles Cluster, das von großer Innovationskraft und enger Zusammenarbeit geprägt war. Mitverantwortlich dafür war auch die Tatsache, dass die örtliche Textilindustrie

<sup>14</sup> KB Reutlingen (wie Anm. 1), S. 300–381, hier S. 363.

<sup>15</sup> Willi A. Boelcke: Reutlingens Aufstieg zur Industriestadt bis 1914, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 39 (2000), S. 195–212; hier S. 200.

<sup>16</sup> Ebd. S. 195; Wilhelm Borth: Industrialisierung und Urbanisierung der ehemaligen Reichsstadt, in: Reutlingen. Vergangenheit trifft Zukunft. Von der Reichsstadtherrlichkeit zur selbstbewussten Großstadt, hrsg. von Wilhelm Borth u. a., Reutlingen 2013, S. 122–167; hier S. 142.

stets mit der billigeren Konkurrenz aus Norddeutschland zu kämpfen hatte und sich so nicht als alleiniger Leitsektor der Industrialisierung Reutlingens profilieren konnte.<sup>17</sup> Um die Jahrhundertwende 1900 gab es mehrere große Unternehmen in Reutlingen,<sup>18</sup> darunter die Textilfabrik von Ulrich Gminder, in der über 2000 Mitarbeiter beschäftigt waren.<sup>19</sup> Während der Hochindustrialisierung ab 1890 entwickelte sich in Reutlingen zudem eine bedeutende exportorientierte Zulieferindustrie für die Textilindustrie sowie Unternehmen des Maschinenbaus und der Metallverarbeitung. Durch das industrielle Wachstum war Reutlingen bis ins erste Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts zu einem lokalen Ballungsraum mit allen ökonomischen Vorteilen einer städtischen Agglomeration gewachsen.

Die sozialen Folgen eines solch enormen Wachstums konnte man aber auch in Reutlingen nicht übersehen. In den neuen Vorstädten rund um die einstige Reichsstadt wohnten bereits 1895 knapp 3600 Fabrikarbeiter, wobei nochmals knapp 5000 Pendler hinzukamen.<sup>20</sup>

Das ist auch deshalb interessant, weil z. B. Wilhelm Borth in seiner Darstellung zu Reutlingen während der Industrialisierung zwar bewusst diese recht hohen Zahlen – im Vergleich zur gesamten Einwohnerzahl – darlegt und zudem erwähnt, dass insbesondere der örtliche Pfarrbericht sich über „massenhaft fremde Elemente“ mokierte,<sup>21</sup> Borth selbst jedoch kein weiteres Wort über diese ‚Fremden‘ verliert.<sup>22</sup> Kurz gesagt, unter den mehreren Tausend Fabrikarbeitern befanden sich zweifelsohne viele ausländische Arbeiter.

### 3. Fallakten der Armenfürsorge

Im ersten Abschnitt wurde bereits kurz darauf eingegangen, welche Quellen in diesem Aufsatz benutzt werden. Es handelt sich überwiegend um sogenannte Vernehmungsprotokolle der Ortsarmenpflege Reutlingen. Diese 26 Vernehmungsprotokolle entstanden im Zusammenhang mit der in Württemberg und im Deutschen Reich betriebenen Armenpflege. In Preußen galt bereits seit 1842 die Gesetzgebung über den „Unterstützungswohnsitz“. Dieses Gesetz verpflichtete jede Gemeinde dazu, Personen mit einem rechtmäßigen Wohnsitz innerhalb der Gemeinde im Notfall (finanziell) zu

---

<sup>17</sup> W. A. Boelcke (wie Anm. 15), S. 197–199.

<sup>18</sup> Ebd., S. 204.

<sup>19</sup> Zu Gminder vgl. insbes. W. Borth (wie Anm. 16), S. 146–149.

<sup>20</sup> Ebd., S. 161.

<sup>21</sup> Ebd., S. 162.

<sup>22</sup> In der Kreisbeschreibung Reutlingen finden sie ebenfalls keine Erwähnung: KB Reutlingen (wie Anm. 1), S. 363–381.

unterstützen.<sup>23</sup> Mit der Reichsgründung galt das Gesetz bald reichsweit, in Württemberg ab 1873.<sup>24</sup> Diese „kommunal organisierte ‚Hilfe von Mensch zu Mensch‘ [beruhte zunächst] auf dem bürgerschaftlichen Ehrenamt“<sup>25</sup>, wie es Peter Hammerschmidt und Florian Tennstedt ausdrücken.

Bei diesem System nach dem sogenannten „Elberfelder Muster“ bekamen die ehrenamtlichen Armenpfleger in jeder Gemeinde ein bestimmtes ‚Revier‘ zugewiesen.<sup>26</sup> Die Arbeitsmigration während der Hochindustrialisierung zum Ende des 19. Jahrhunderts führte unter anderem dazu, dass ab 1905 eine zunehmende Professionalisierung stattfand.<sup>27</sup> Im neuen „Straßburger System“ war die Armenpflege administrativ systematisiert und die Pfleger beschränkten sich auf „beratende und betreuende Hilfsleistungen“.<sup>28</sup>

So veränderte sich in den Jahren bis 1914 auch in Reutlingen die äußere Form der Protokolle zwar in einigen Punkten; im Großen und Ganzen jedoch liefern die *Vernehmungsprotokolle für selbstständige Personen* gut vergleichbare Informationen.

Die Vernehmungsprotokolle beinhalten einen Fragenkatalog, der vom Bittsteller beantwortet und unterschrieben werden musste sowie vom Armenpfleger ausgefüllt und beglaubigt wurde. 1908 z. B. umfasste der Katalog 25 Fragen. Nach 1910 verkleinerte sich die Gesamtzahl der Fragen, jedoch wurden in Unterpunkten nun detailliertere Angaben etwa zu den Wohnverhältnissen verlangt.

Den meisten Akten liegen weitere Unterlagen bei, wie Meldescheine des Einwohnermeldeamtes, aber auch Arztrechnungen und Bescheinigungen der Arbeitgeber. In seltenen Fällen finden sich sogar handschriftliche Briefe der italienischen Arbeiter, wobei diese aufgrund der förmlichen Ausdrucksweise, der einwandfreien deutschen Orthographie und Grammatik möglicherweise diktiert wurden.

Alles in allem bieten die Quellen ein recht breites Spektrum an Einzelfällen bedürftiger Personen. Und auch wenn es sich stets um Bitten um finanzielle Unterstützung handelte, so befanden sich die Bittsteller dabei in den unterschiedlichsten Lebenslagen: Selten ging es um reine Erwerbslosigkeit oder Geldnöte; viele der Anträge sind gezielt auf einzelne Hilfsleistungen gerichtet. Manche Fälle betrafen die akute Erkrankung eines Kindes, die Behandlung im

---

<sup>23</sup> U. a. Christoph Sachße; Florian Tennstedt: *Geschichte der Armenfürsorge in Deutschland*, Bd. 1, Stuttgart u. a. 1998, S. 199.

<sup>24</sup> Ebd. S. 205.

<sup>25</sup> Peter Hammerschmidt; Florian Tennstedt: *Der Weg zur Sozialarbeit*, in: *Grundriss soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch*, hrsg. von Werner Thole, Wiesbaden 42012, S. 73–86, hier S. 76.

<sup>26</sup> Ebd.

<sup>27</sup> Ebd.

<sup>28</sup> Ebd.

Zuge eines Arbeitsunfalles oder die temporäre Unterstützung unmittelbar nach der Ankunft in Reutlingen. Dadurch ist die Gefahr ausgeschlossen, dass lediglich Daten von chronisch kranken oder dauerhaft arbeitslosen Menschen vorliegen, die ein stereotypes Bild liefern würden.

Knapp die Hälfte der herangezogenen Unterlagen ist im August 1914 entstanden. Nach Kriegsausbruch hatte das italienische Konsulat alle Landsleute im Ausland aufgefordert, in die Heimat zurückzukehren.<sup>29</sup> Um für den Heimweg ausgerüstet zu sein und weil im Zuge des Kriegsausbruchs die Arbeitslosigkeit rapide angestiegen war, beantragten allein am 21. August 1914 fünfzehn italienische Arbeiter finanzielle Unterstützung bei der Ortsarmenpflege Reutlingen. Beinahe alle Bittsteller waren allein aufgrund des Krieges arbeitslos geworden und waren somit nicht regelmäßig der Bedürftigkeit ausgesetzt.

Insgesamt wurde ein Sample von 26 teils sehr unterschiedlichen Einzelfällen zusammengestellt, anhand dessen die eingangs aufgeworfenen Fragestellungen im Folgenden exemplarisch abgearbeitet werden sollen.

## 4. Italienische Arbeiter in Reutlingen

### 4.1 Herkunft und soziale Zusammensetzung italienischer Arbeiter in Reutlingen

Für diese Untersuchung wurden die Einzelfallakten von insgesamt 26 Personen ausgewertet, Ehepartner und Kinder nicht eingerechnet. 15 Akten stammen vom August 1914 und entstanden im Zusammenhang mit dem Kriegsausbruch. Die elf übrigen Verhandlungsprotokolle der Ortsarmenpflege entstanden in den etwa zehn vorangegangenen Jahren. Dabei ist zunächst festzuhalten, dass selbst diejenigen Personen, deren Verhandlungen relativ früh stattfanden,<sup>30</sup> nicht vor 1900 in Reutlingen sesshaft geworden waren.<sup>31</sup>

Bei der Frage, seit wann eine Person „ihren gewöhnlichen Aufenthalt (nicht vorübergehend oder Fremdenaufenthalt)“ in Reutlingen hatte, wurden nicht immer Jahreszahlen aufgeführt, jedoch lassen sich mittels Angaben wie „seit drei Jahren“ leicht die entsprechenden Jahreszahlen errechnen.

<sup>29</sup> K. Keim (wie Anm. 1), S. 145 f.

<sup>30</sup> Das älteste Protokoll stammt von 1904; StadtA Rt., Ortsarmenpflege Einzelfallakten ab 19. Jahrhundert, Nr. 8234.

<sup>31</sup> Somit fanden auch alle Eheschließungen in Reutlingen nach 1900 statt, weshalb es keine entsprechenden Inventuren und Teilungen gibt.

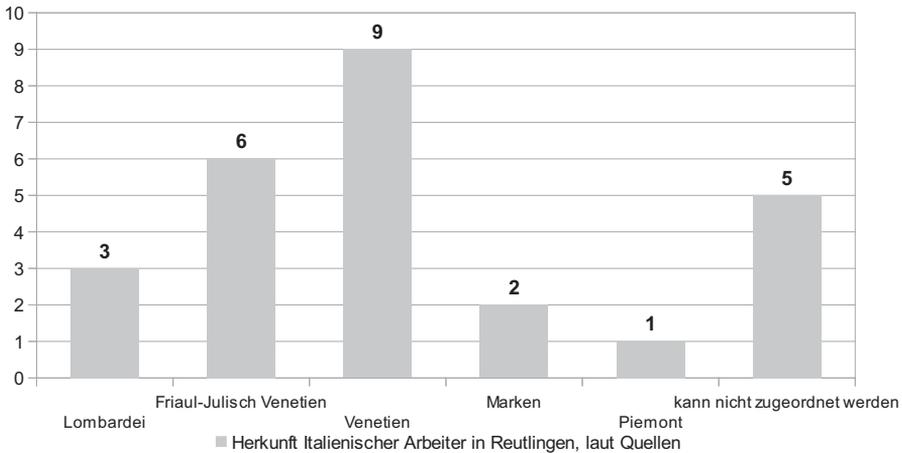


Diagramm 1: Herkunft innerhalb Italiens. Angegeben sind die jeweiligen Regionen Italiens.

Alles in allem zeigen diese Angaben, dass zwischen 1900 und 1905 acht italienische Arbeiter von der Armenpflege verhandelt wurden, bis 1910 insgesamt nochmals zehn und nach 1910 weitere acht Personen.

Aus den 26 Akten geht ebenfalls die Herkunft beziehungsweise der Geburtsort der Arbeiter hervor. In den meisten Fällen kann dieser auch heute noch relativ genau zugeordnet werden. So stammten drei Personen aus der Lombardei, sechs weitere wurden in der Provinz Udine im äußersten Nordosten Italiens, in der Region Friaul-Julisch Venetien, geboren. Die größte Gruppe, nämlich neun, stammte aus Provinzen der Region Venetien. Lediglich zwei Personen gaben als Geburtsort Großstädte an: Felice Zelinto stammte aus Turin, Gaetano Masetto aus Verona.<sup>32</sup>

Auffällig ist also nicht nur, dass die überwiegende Mehrzahl aus ländlichen Gebieten ihres Heimatlandes stammte, sondern dass alle Geburtsorte im nördlichen Teil Italiens liegen. Die meisten Personen stammten aus der Poebene und selbst die Region Marken liegt noch nördlich von Rom.<sup>33</sup> Geographisch gesprochen überquerte keiner der in den Akten der Reutlinger Armenpflege aufgeführten Italiener den Apennin, um nach Deutschland zu gelangen.<sup>34</sup>

<sup>32</sup> StadtA Rt., Ortsarmenpflege Einzelfallakten ab 19. Jahrhundert, Nr. 13548, 3160.

<sup>33</sup> Überhaupt stammt keine einzige der in den Quellen erwähnten Personen aus Rom; lediglich Pasquale Molons Geburtsort könnte ein Vorort Roms sein, was sich jedoch nicht sicher bestimmen lässt; StadtA Rt., Ortsarmenpflege Einzelfallakten ab 19. Jahrhundert, Nr. 8234.

<sup>34</sup> Eine umfassende Untersuchung zur genaueren Herkunft italienischer Saisonarbeiter im Deutschen Kaiserreich steht bisher noch aus; einen Einstieg bietet: H. Schäfer (wie Anm. 11).

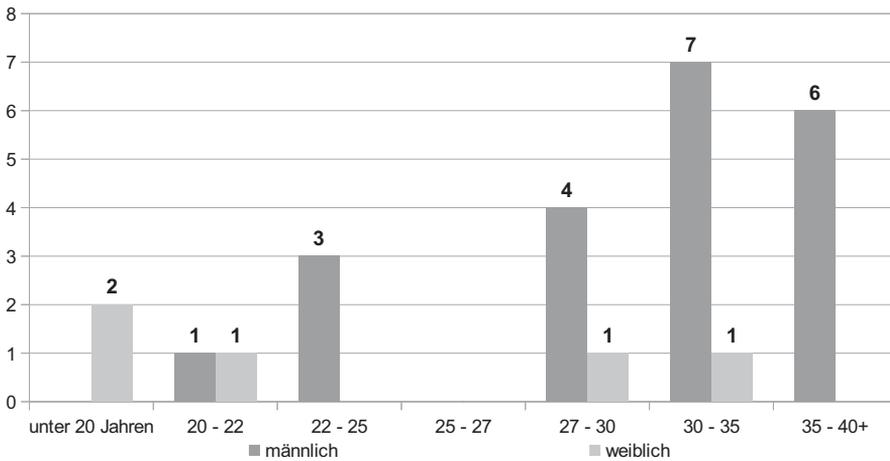


Diagramm 2: Alter der Italiener bei ihrer Ankunft in Reutlingen.

Ebenso interessant ist das Alter der italienischen Arbeiter bei ihrer Ankunft in Reutlingen. Dieses lässt sich über die Angaben zur Ankunft in Reutlingen und das niedergeschriebene Geburtsdatum errechnen. Die Mehrzahl war damals bereits über 25 Jahre alt: Insgesamt 19 der 26 italienischen Arbeiter, darunter zwei Frauen. Von den sieben Jüngeren waren drei weiblich. Zwei dieser Frauen waren erst 15 bzw. 18 Jahre alt, als sie in Reutlingen ankamen. Das relative hohe Alter der meisten Arbeiter aus Italien spricht dagegen, dass diese ihre erste Arbeitssaison im Ausland in Reutlingen verbrachten.<sup>35</sup> Umgekehrt fällt auf, dass diejenigen Personen, die schlussendlich den Weg nach Reutlingen fanden, dort meist für längere Zeit blieben. Von den 26 Bittstellern gaben sieben an, bereits seit fünf bis zehn Jahren in Reutlingen wohnhaft gewesen zu sein, bevor sie einen Antrag bei der Ortsarmenpflege stellten. Weitere sieben waren zumindest zwei Jahre in Reutlingen geblieben und zehn mehr als ein Jahr.

Bemerkenswert ist diese Tatsache angesichts der Forschungsmeinung, dass viele italienische Arbeiter vor 1914 nur über den Sommer in Deutschland als Saisonarbeiter geblieben seien, wohingegen sie die Winter meist in Italien verbracht hätten.<sup>36</sup> In Reutlingen jedoch zeigt sich ein anderes Bild. Die Mehrzahl der italienischen Arbeiter gab an, ununterbrochen in Reutlingen geblieben zu sein. Lediglich sieben Personen waren seit weniger als einem Jahr in

<sup>35</sup> Hier sei auf die nicht in allen Fällen zuverlässigen Angaben in den Protokollen zur Vorgeschichte hingewiesen, die darauf schließen lassen, dass viele Arbeiter vor ihrer Ankunft in Reutlingen bereits einige Jahre in anderen Orten (Süd-)Deutschlands gearbeitet hatten.

<sup>36</sup> U. Herbert (wie Anm. 6), S. 55 f.; Meier-Braun/Weber (wie Anm. 12), S. 92, 97 f.

Reutlingen und nur zwei gaben an, die Stadt für mehrere Monate durchgehend verlassen zu haben. Diese zwei jedoch waren nach eigenen Angaben gerade über den Winter in Italien.<sup>37</sup>

Vertraut man diesen Angaben sowie den in den meisten Akten beigelegten Meldescheinen des Einwohnermeldeamtes, so blieben nur die wenigsten der von der Armenpflege verhandelten italienischen Arbeiter für längere Zeit fern von Reutlingen. Andererseits dürfen diese Angaben nicht darüber hinwegtäuschen, dass nur die wenigsten sich mehr als ein Jahr nach dem Unterstützungsantrag noch im Reutlinger Adressbuch fanden.<sup>38</sup>

Bisher darf festgehalten werden, dass mehrere der in Reutlingen lebenden Italiener die Stadt zwar für einige Jahre als ihren festen Wohnort annahmen, in der Mehrzahl dennoch nach dieser Zeit wieder aus Reutlingen wegzogen.

#### 4.2 Lebensumstände der italienischen Arbeiter in Reutlingen

Von den 26 herangezogenen Akten behandeln 21 Männer. Von diesen wiederum waren 16 verheiratet, von den fünf Frauen hingegen lediglich eine.

Von den überwiegend verheirateten Männern hatten acht ihre aus Italien stammende Frau mit nach Reutlingen gebracht. Zusammen mit den sechs Personen, die eine Deutsche geheiratet hatten, ergibt sich eine Mehrheit an Ehepaaren, die gemeinsam in Reutlingen lebten: Lediglich zwei Männer hatten Ehefrauen in Italien.<sup>39</sup>

Dabei ist allein die Tatsache, dass italienische Arbeiter in der Fremde eine Deutsche geheiratet hatten, bereits bemerkenswert. Bemerkenswert nicht zuletzt, weil Württemberg und besonders Reutlingen einen sehr hohen Anteil protestantischer Bürger hatten.<sup>40</sup> Dagegen waren die ansässigen Italiener katholisch. Das Thema dieser ‚binationalen‘ Ehen verdient vermutlich eine eigene – genauere – Untersuchung, deren Umfang den hiesigen Rahmen sprengen würde.

Ein gänzlich anderes Bild zeigt der Blick auf die fünf Frauen: Die einzige Verheiratete, Adele Petrosi, lebte getrennt von ihrem Ehemann,<sup>41</sup> während

<sup>37</sup> StadtA Rt., Ortsarmenpflege Einzelfallakten ab 19. Jahrhundert, Nr. 13562, Nr. 9020.

<sup>38</sup> In Reutlingen erschienen die Adressbücher alle zwei Jahre; U. a. Adreßbuch für die K. württembergische Kreishauptstadt Reutlingen für das Jahr 1905. Hrsg. von der Stadtgemeinde Reutlingen, Reutlingen 1905.

<sup>39</sup> Der Antrag des Pasquale Molon ist unklar und lässt die Vermutung zu, dass er verwitwet ist, weshalb er weder zur einen Gruppe noch zur anderen hinzugerechnet wurde; StadtA Rt., Ortsarmenpflege Einzelfallakten ab 19. Jahrhundert, Nr. 8234.

<sup>40</sup> KB Reutlingen (wie Anm. 1), S. 363.

<sup>41</sup> Interessanterweise ist der Antrag auf Unterstützung auf den Namen ihres Mannes ausgefüllt, behandelt jedoch definitiv Adele Petrosi; StadtA Rt., Ortsarmenpflege Einzelfallakten ab 19. Jahrhundert, Nr. 13728.

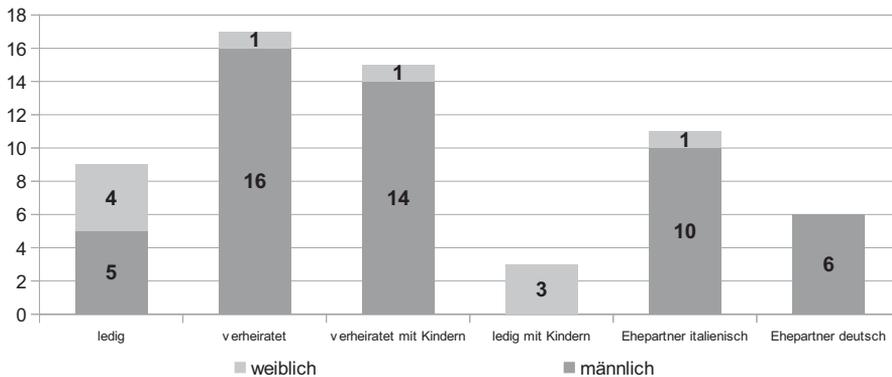


Diagramm 3: Familienstand und Kinder der italienischen Arbeiter.

die vier übrigen Frauen ledig waren. Allerdings hatten drei der Ledigen uneheliche Kinder zur Welt gebracht, die allesamt bei den Müttern in Reutlingen lebten.<sup>42</sup> Überhaupt finden sich in den Quellen nur drei italienische Personen, deren Kinder nicht in Reutlingen lebten.

Die Feststellung, dass eine Mehrzahl italienischer Arbeiter zusammen mit einem Ehepartner Reutlingen für längere Zeit als ihren Wohnort erwählte, führt unweigerlich zu der Frage, unter welchen Umständen sie dort gelebt hatten.

Hierbei wird in der Forschungsliteratur nicht selten auf Massenquartiere verwiesen, die von den Arbeitgebern gestellt wurden und die gerade im Bauwesen und beim Eisenbahnbau an der Tagesordnung gewesen zu sein scheinen.<sup>43</sup> Denn mit dem größer werdenden Zustrom an ausländischen Arbeitern nach 1890 ging der Trend weg von der Beschäftigung einiger Spezialisten hin zur Beschäftigung von vornehmlich billigen, ungelerten Arbeitskräften aus Ländern mit geringeren Sozialstandards, als sie im Deutschen Reich vorherrschten. In Süddeutschland waren es besonders Italiener, welche diese neue Gruppe von Arbeitern stellte.<sup>44</sup>

Das Bild von aus Italien stammenden Männern, die über den Sommer in Massenquartieren auf wandernden Baustellen oder Ziegeleien lebten,<sup>45</sup> trifft die Reutlinger Realität m. E. jedoch kaum. Alles in allem wohnten 17 der 26 in den Quellen herangezogenen italienischen Arbeiter und ihre Familien zur

<sup>42</sup> StadtA Rt., Ortsarmenpflege Einzelfallakten ab 19. Jahrhundert, Nr. 13722, 13 724, 13 725.

<sup>43</sup> U. Herbert (wie Anm. 6), S. 55 f.

<sup>44</sup> Bis etwa 1890 waren italienische Arbeiter v. a. als Steinmetze und Mosaikleger im Ausland sehr begehrte Spezialisten, vgl. U. Herbert (wie Anm. 6), S. 54–60.

<sup>45</sup> Die Ziegeleien gelten als Paradebeispiel für eine Arbeitsstätte mit sehr hohem Anteil an körperlicher Schwerarbeit und gefährlichen Arbeitsbedingungen; U. Herbert (wie Anm. 6), S. 60 ff.

Miete in einer Wohnung oder einem Zimmer.<sup>46</sup> Fast immer sind die Vermieter auf den Protokollen mit angegeben, wobei es sich mehrheitlich um Reutlinger Privatpersonen, häufig um einfache Handwerker, handelte: Die alleinstehende Ida Bellina beispielsweise hatte ein Zimmer bei einem Reutlinger Schuhmacher gemietet, der sein Haus an insgesamt drei Mietparteien vermietete und zudem selbst darin lebte.<sup>47</sup> Ernst Marini, ein eigenständiger Schuhmacher, wiederum bewohnte mit seiner Familie ein Mietshaus in der Reutlinger Innenstadt, das einem ortsansässigen Kaufmann gehörte.<sup>48</sup>

Wie aber sahen die Quartiere jener italienischen Arbeiter aus, die tatsächlich die schwerste und schmutzigste Arbeit verrichteten?<sup>49</sup> Die beiden als *Ziegelarbeiter* protokollierten Personen lebten im Reutlinger Industriegebiet westlich der Altstadt.<sup>50</sup> Die Adressen Degerschlechter Straße und Im Gries befinden sich nahe der Echaz, neben den dort ansässigen Ledergerbern und der Fabrik Ulrich Gminders. Die entsprechenden Häuser waren im Besitz von Fabrikanten – allerdings nicht den Arbeitgebern der beiden Italiener.<sup>51</sup>

Lediglich Anton Danesi wohnte bei der Antragstellung in einem Gasthof, obwohl er laut eigener Aussage „seit 2 Jahren [...] ununterbrochen“<sup>52</sup> in Reutlingen lebte. Beim Gasthof ‚Zum Goldenen Hahnen‘ in der Wilhelmstraße 10 handelte es sich Karl Keim zufolge interessanterweise um das „Stammlokal“ vieler in Reutlingen ansässiger Italiener.<sup>53</sup>

Alle weiteren acht Personen wohnten im Bürgerspital in der Rommelsbacher Straße 7, wobei sie überwiegend erst wenige Tage zuvor in Reutlingen, teilweise krank, angekommen waren. Das Bürgerspital war allem Anschein nach die ‚Erstaufnahmestelle‘ für kurz zuvor in Reutlingen eingetroffene ausländische Arbeiter. Bei zwei solcher Personen liegt die Vermutung nahe, dass sie – direkt vor ihrer Ankunft in Reutlingen – tatsächlich das Los einer Großunterkunft gezogen hatten. Sowohl Gaetano Masetto als auch Germano Tantini arbeiteten bis zu ihrer Wanderung nach Reutlingen beim Eisenbahn-

<sup>46</sup> In den meisten Protokollen ist zur Frage, wo sich die Wohnung des Bittstellers befindet, vermerkt: „Zur Miete bei [...]“.

<sup>47</sup> StadtA Rt., Ortsarmenpflege Einzelfallakten ab 19. Jahrhundert, Nr. 13724; Adreßbuch für die K. württembergische Kreishauptstadt Reutlingen für das Jahr 1913, hrsg. von der Stadtgemeinde Reutlingen, Reutlingen 1913.

<sup>48</sup> StadtA Rt., Ortsarmenpflege Einzelfallakten ab 19. Jahrhundert, Nr. 13735; Adreßbuch (wie Anm. 47).

<sup>49</sup> Exemplarisch soll hier die Ziegelindustrie stehen, die gerade auch in der Literatur überwiegend beispielhaft für schlechte Arbeits- und Lebensbedingungen steht; u. a. U. Herbert (wie Anm. 6), S. 61 ff.

<sup>50</sup> StadtA Rt., Ortsarmenpflege Einzelfallakten ab 19. Jahrhundert, Nr. 13733, 5603.

<sup>51</sup> Adreßbuch für die K. württembergische Kreishauptstadt Reutlingen für das Jahr 1907, hrsg. von der Stadtgemeinde Reutlingen, Reutlingen 1907; Adreßbuch (wie Anm. 47).

<sup>52</sup> StadtA Rt., Ortsarmenpflege Einzelfallakten ab 19. Jahrhundert, Nr. 13729.

<sup>53</sup> K. Keim (wie Anm. 1), S. 145 f.



Das Reutlinger Bürgerspital an der Rommelsbacher Straße 7; für einige der italienischen Arbeiter die erste Unterkunft in Reutlingen.

bau in Kirchheim unter Teck.<sup>54</sup> In Reutlingen angekommen, hatten sie keine Wohnung und in den Anträgen der beiden finden sich auch keine Hinweise darauf, dass sie zuvor feste Adressen besessen hätten. Die beiden waren in Reutlingen nur zur Durchreise.<sup>55</sup> Wer hingegen in der Stadt blieb, fand früher oder später ein festes Dach über dem Kopf.

Da es in den Anträgen an die Ortsarmenpflege zwangsläufig um finanzielle Unterstützung durch die Stadt Reutlingen ging, war es für die Armenpfleger unerlässlich, die Vermögenslage der zu Unterstützenden zu ermitteln. So findet sich in den Protokollen zur Antragstellung auch die Frage nach dem Vermögen der Bittsteller.

In 18 von 26 Fällen trugen die Armenpfleger den Vermerk „ohne Vermögen“, oder „kein Vermögen“ in den Fragebogen ein. In fünf weiteren Fällen wurde „besitzt nur die nötigste Haushaltsfahrnis“ vermerkt. Bei lediglich drei Personen wurde überhaupt ein Wert des Besitzes angegeben. Doch auch hier finden sich allein Wertangaben der vorhandenen Haushaltsfahrnis. Diese schien jedoch teils recht umfangreich gewesen zu sein. Antonio

<sup>54</sup> StadtA Rt., Ortsarmenpflege Einzelfallakten ab 19. Jahrhundert, Nr. 3160, 3329.

<sup>55</sup> Ebd.

Tacchetto beispielsweise besaß immerhin „Haushaltsfahrnis im Wert von 400 M“. <sup>56</sup> Eine weitere Person verfügte zwar ebenfalls über Haushaltsfahrnis im Wert von rund 400 Mark, hatte allerdings zugleich „noch etwa 300 M Schuldenlasten“. <sup>57</sup>

Den mit Abstand größten Besitz konnte Ernst Marini vorweisen. Dieser war eigenständiger Schuhmacher, der aufgrund des Kriegsausbruchs sein Geschäft hatte schließen müssen, und besaß im August 1914 laut Protokoll für 1500 Mark Haushaltsfahrnis und Handwerkszeug im Wert von ca. 40 Mark. <sup>58</sup>

Betrachtet man die soeben dargelegten Daten nochmals genauer, so fallen mehrere Dinge auf. Zunächst einmal scheint kein einziger der italienischen Antragsteller in irgendeiner Form monetäre Rücklagen gebildet zu haben. Aus den Quellen geht allerdings nicht hervor, ob Geld beispielsweise direkt nach Italien geschickt wurde. Manche der Protokolle wirken zudem flüchtig ausgefüllt und die Frage zum Vermögen wurde nicht selten mit einem schlichten Spiegelstrich abgearbeitet, um die Vermögenslosigkeit zu bestätigen. Die Wertangaben in glatten Hundertern deuten zudem darauf hin, dass diese nur ungefähr vorgenommen wurden.

Vielleicht aber täuscht auch der Blick aus der heutigen Welt, in der man sich ein Leben ohne eigenen Besitz kaum mehr vorstellen kann. Möglicherweise nutzten die italienischen Arbeiter Utensilien ihrer Vermieter mit, oder das einfachste Kochgeschirr wurde schlicht nicht als Besitz von Wert angegeben.

### 4.3 Arbeit und Arbeitsbedingungen

Zentraler Bestandteil des Lebens in der Fremde war für die italienischen Arbeiter natürlich die Beschäftigung – sprich die Arbeit in den Betrieben, Fabriken und Unternehmen Reutlingens.

Hierbei fällt zum wiederholten Male auf, dass nur eine geringe Minderheit der italienischen Arbeiter laut Protokollen Deutschland für mehrere Monate verlassen hatte, obwohl die Mehrheit in Stellen beschäftigt waren, die im Winter überhaupt keine Arbeit boten: Fünf Personen waren als *Erdarbeiter* gemeldet und zudem arbeiteten drei Maurer als Tagelöhner in Bauunternehmen. Somit waren allein diese acht Personen im Baugewerbe beschäftigt, das im Winter größtenteils stillstand. Nimmt man die sieben als *Tagelöhner* vermerkten Arbeiter und die zwei in Ziegeleien beschäftigten noch hinzu, mag man zunächst annehmen, dass 17 Personen im Winter keine Beschäftigung hatten. Soweit die Quellen Aussagen zulassen, befanden sich unter den italienischen Bittstellern in Reutlingen jedoch kaum Arbeitslose. In fünf Fällen beantragten kranke Personen Unterstützung, da sie schlicht aus gesundheitlichen Grün-

<sup>56</sup> StadtA Rt., Ortsarmenpflege Einzelfallakten ab 19. Jahrhundert, Nr. 13740.

<sup>57</sup> StadtA Rt., Ortsarmenpflege Einzelfallakten ab 19. Jahrhundert, Nr. 13736.

<sup>58</sup> StadtA Rt., Ortsarmenpflege Einzelfallakten ab 19. Jahrhundert, Nr. 13735.

den nicht arbeiten konnten. Die 15 Personen, welche im August 1914 Unterstützung wegen Arbeitslosigkeit beantragten, waren wegen des Kriegsausbruchs erwerbslos geworden und somit ebenfalls nicht arbeitslos im engeren Sinne erfolgloser Arbeitssuche.

Wirklich Arbeit suchend war nachweislich nur einer, nämlich Felice Zelinto. Interessant ist sein Fall deshalb, weil er dem zeitgenössischen Bild des ausländischen Arbeiters vor 1914 in einem Aspekt sehr nahe kommt – und diesem zugleich widerspricht: Zelinto arbeitete bis September 1909 als Drahtweber in der Metalltuchfabrik Christian Wandel und war den ganzen Winter über ohne Arbeit gewesen, als er im Januar 1910 den Antrag auf Unterstützung wegen Arbeitslosigkeit stellte.<sup>59</sup>

Zunächst fällt auf, dass Zelintos Arbeitslosigkeit normal erschienen sein musste: Es war geradezu gewollt, dass ausländische Saisonarbeiter über den Sommer hinweg viel und hart arbeiteten und, bevor sie sich allzu sehr an Deutschland gewöhnten, über den Winter zurück in ihr Heimatland fuhren.<sup>60</sup> In einem Bericht der Badischen Gewerbeaufsicht von 1911 hieß es beispielsweise, dass ‚die Italiener‘ eigentlich freiwillig im Winter heimkehrten und gerade deshalb auf dem Bau, in Ziegeleien und im Bergbau arbeiteten<sup>61</sup> – alles Betriebe, die Schwerstarbeit erforderten und im Winter überwiegend stillstanden. Außerdem führe diese Lebensweise dazu, dass die Italiener sich selbst abschotteten, weshalb keine Integration stattfand.<sup>62</sup>

Die Realität von damals hatte allerdings gleich in doppelter Hinsicht wenig mit diesen Vorstellungen zu tun. Erstens betont der Historiker Ulrich Herbert, dass beispielsweise die im Gewerbebericht angeprangerten Massenunterkünfte für gewöhnlich vonseiten der deutschen Arbeitgeber eingerichtet wurden und dass ausländische Arbeiter nur deshalb ohne Rast durch die Fremde zogen, weil die Baufirmen sie in einem Sommer quer durchs ganze Land schickten.<sup>63</sup>

Insbesondere in Reutlingen hatte diese von den Behörden geduldete ‚Nichtintegration‘, zum Zweiten, vermutlich ebenso wenig mit der Realität gemein: Es wurde im vorangegangenen Abschnitt bereits gezeigt, dass Massenunterkünfte in Reutlingen nicht kennzeichnend für die Lebensverhältnisse von Ausländern waren.

Der Fall des Felice Zelinto verdeutlicht nochmals exemplarisch diese Diskrepanz zwischen zeitgenössischer Vorstellung und der damaligen Wirklichkeit: Zelinto kehrte nicht nach Italien zurück und hatte sich wohl problemlos

<sup>59</sup> StadtA Rt., Ortsarmenpflege Einzelfallakten ab 19. Jahrhundert, Nr. 13548.

<sup>60</sup> U. Herbert (wie Anm. 6), S. 55–58.

<sup>61</sup> Ebd.; insbes. S. 55 f.

<sup>62</sup> Ebd.

<sup>63</sup> Ebd.

**Tabelle 1: Berufsbezeichnungen in den Protokollen der Ortsarmenpflege**

Berufsbezeichnungen	Tagelöhner	Erdarbeiter	Eisenbahnarbeiter	Maurer	Ziegeleiarbeiter	Fabrikarbeiter	Stickerin	Selbstständig
Männer	7	5	2	3	2	1	–	1
Frauen	–	–	–	–	–	4	1	–

in Reutlingen integriert: Er hatte nämlich bereits 1905 eine Deutsche geheiratet und zog mit ihr in Reutlingen mehrere Kinder groß.<sup>64</sup>

Einerseits bestätigt die Situation in Reutlingen bezüglich der Arbeitsorte zwar die in der Forschung erstellten Statistiken:<sup>65</sup> Bis auf den selbstständigen Schuhmacher Ernst Marini waren fast alle Männer – ob als Maurer, Tagelöhner oder Erdarbeiter deklariert – bei Baufirmen der näheren Umgebung<sup>66</sup> oder direkt bei örtlichen Ziegeleien angestellt.

Bemerkenswert ist hierbei auch, dass bei den sieben Tagelöhnern jegliche nähere Berufsbezeichnung und Hinweise auf etwaige Qualifizierungen fehlen, weshalb sie vermutlich als ungelernete Arbeitskräfte die schwersten Arbeiten verrichteten. Auch vier der fünf Frauen wurden in den Protokollen schlichtweg als Fabrikarbeiterinnen bezeichnet und verdienten sich ihren Lebensunterhalt in Reutlinger Fabriken wie der von Emil Adolff.<sup>67</sup> Lediglich Ida Bellina wurde in ihrem Protokoll explizit als „Strickerin und Spulerin“ aufgeführt.<sup>68</sup>

Andererseits widersprechen die Angaben der italienischen Arbeiter über ihren durchgängigen Verbleib in Reutlingen stellenweise Forschung und zeitgenössischer Vorstellung. Deshalb ist es wichtig und erfreulich, greifbare Belege dafür zu finden, dass die in den Protokollen gemachten Angaben die Realität widerspiegeln und die ansässigen italienischen Arbeiter tatsächlich auch den Winter in Reutlingen verbrachten. Es wurde bereits darauf verwiesen, dass über die Hälfte der in den Quellen aufgeführten Italiener verheiratet war. In den Protokollen der Ortsarmenpflege finden sich dabei nicht selten neben dem Namen der Ehefrau auch deren Arbeitsstelle. Hier wiederum finden sich ortsbekannte Firmen wie Emil Adolff, Ulrich Gminder und Stoll

<sup>64</sup> StadtA Rt., Ortsarmenpflege Einzelfallakten ab 19. Jahrhundert, Nr. 13548.

<sup>65</sup> U. Herbert (wie Anm. 6), S. 52–54, 59.

<sup>66</sup> Vornehmlich bei der Firma Dessecker aus Tübingen.

<sup>67</sup> Die Firma Emil Adolff war Marktführer bei der Produktion von Papierspulen und -hülsen, die häufig sogleich in der örtlichen Textilindustrie Verwendung fanden; W. A. Boelcke (wie Anm. 15), S. 208.

<sup>68</sup> StadtA Rt., Ortsarmenpflege Einzelfallakten ab 19. Jahrhundert, Nr. 13724.



Reutlinger Schulkinder (links) helfen italienischen Arbeitern beim Transport; vgl. StadtA Rt., S 105 1 Nr 17408.

& Co.<sup>69</sup> Die Vermutung liegt deshalb nahe, dass die Ehefrauen im Winter für den Familienunterhalt sorgten, während die Männer im Sommer den Hauptverdienst besorgten. Ein Umstand, der – wie überhaupt die Familiengeschichte der ausländischen Arbeiter – in der Literatur wenig bis gar keine Beachtung findet.

## 5. Schlussbetrachtung

Das Fazit der vorangegangenen Seiten lautet, dass die italienischen Arbeiter, als sie im August 1914 die Stadt verließen, einen Ort hinter sich ließen, an dem nicht wenige von ihnen über mehrere Jahre hinweg durchgehend gelebt und gearbeitet hatten, wobei einige durch die Ehe mit Einheimischen sogar familiäre Bande geknüpft hatten.

Während ihrer Zeit in Reutlingen arbeiteten die aus Italien stammenden Personen hart in den örtlichen Betrieben, wobei sie im Vergleich zu Landsleuten und ausländischen Arbeitern anderswo im Deutschen Reich ein relativ

<sup>69</sup> U.a. StadtA Rt., Ortsarmenpflege Einzelfallakten ab 19. Jahrhundert, Nr. 9020, 13732, 13736, 13740.

gutes Los gezogen hatten: Massenunterkünfte schienen in Reutlingen nicht üblich gewesen zu sein und im Winter mussten wenige aufgrund von fehlender Arbeit zurück nach Italien.

Ob und wie gut die Integration in die Reutlinger Gesellschaft funktioniert hat, kann an dieser Stelle und anhand der herangezogenen Quellen nicht abschließend geklärt werden. Vermutlich ist Karl Keims Formulierung der Situation zu einseitig: „Aber die Assimilation mit den Einheimischen wollte im Alltag nicht recht gelingen.“<sup>70</sup> Einseitig nicht zuletzt deshalb, weil in der stets aktuellen ‚Ausländerdebatte‘<sup>71</sup> die Frage nach der Assimilation Zugezogener heute kritisch gesehen wird. Möglicherweise fand nur begrenzt Integration statt; und dennoch hatte es bis 1914 einen entscheidenden Wandlungsprozess im Denken gegeben: „Die Deutschen begannen, sich an die Ausländer zu gewöhnen.“<sup>72</sup>

Dass die italienischen Arbeiter in Reutlingen keine Außenseiter gewesen waren, belegt wiederum Keim: Er beschreibt, wie Reutlinger Schüler den Italienern bei ihrem Auszug im August 1914 hilfreich zur Seite standen und Teile der Reutlinger Bevölkerung ihnen Spenden zukommen ließen.<sup>73</sup>

---

<sup>70</sup> K. Keim (wie Anm. 1), S. 145 f.

<sup>71</sup> U. Herbert (wie Anm. 6), S. 9–12, 335–345.

<sup>72</sup> U. Herbert (wie Anm. 6), S. 336.

<sup>73</sup> K. Keim (wie Anm. 1), S. 145 f.

## Buchbesprechungen

*Eugen Wendler: Friedrich List: Die Politik der Zukunft. Gabler Verlag, Wiesbaden 2016. 332 S., zahlreiche Abb., 39,99 Euro.*

Friedrich List und Eugen Wendler gehören zusammen und zu Reutlingen. Beide stammen aus der Achalm-Stadt und Eugen Wendler wandelt seit fast 50 Jahren auf den Spuren des berühmten Reutlinger Ökonomen und Eisenbahnpioniers. Leider gehört Friedrich List zu den vielfach unbekanntem und fast vergessenen Klassikern der politischen Ökonomie. Das liegt nicht zuletzt daran, dass viele seiner Schriften weit verstreut und manche verschollen gewesen sind. Insofern ist es den Bemühungen Eugen Wendlers zu verdanken, diese zusammengesucht und in eine Buchform gebracht zu haben. Der vorliegende Band liefert quasi die Fortsetzung zu der berühmten Schrift über „Das nationale System der Politischen Ökonomie“. Es enthält fünf Hauptkapitel zu den Themen

- Friedrich List als Publizist und Wirtschaftsjournalist
- Beiträge aus der Zeit des Pariser Exils
- Artikel zu politischen, wirtschaftlichen und sozialen Themen in den deutschen Territorialstaaten
- Artikel zu zeitgenössischen politischen und sozialökonomischen Themen in anderen europäischen Ländern
- Wirtschaftliche und politische Analyse der Vereinigten Staaten von Nordamerika

Die kritischen Bemerkungen Lists zur Wirtschaftspolitik beispielsweise haben nicht nur zeithistorischen Wert. Er postuliert mehrfach entgegen dem liberalen Credo die aktive Rolle des Staates. „Die Macht und die Unabhängigkeit einer Nation beruht auf der Industrie“ (S. 143), postuliert er und ergänzt: „Jede Industrie im Staat, die der Staat selbst nicht lenkt, ist der Beginn des Untergangs dieses Staates selbst.“ Er kritisiert die „Agrikulturisten“, die das wirtschaftliche Zentrum in der Landwirtschaft sehen. Am Beispiel Frankreichs identifiziert er große Mängel in der Infrastruktur wie Straßen, Kanäle und Eisenbahnen. Ja, er konstatiert sogar: „Die industriellen Unternehmungen befinden sich, fast ohne Ausnahmen, in einem deplorablen (d. h. beklagenswerten und jämmerlichen) Zustand; die meisten sind bankrott.“ (S. 141) Und: „Das Ganze ist nichts als ein Produkt einer beispiellos schlechten Admi-

nistration.“ (S. 142) Immer wieder untermauert er dabei seine Artikel und Beiträge mit Daten und Berechnungen.

In den von ihm vorgeschlagenen deutschen Zollverein setzt er große Hoffnung. Doch dient dieser auf lange Sicht nicht nur dem Ziel, die „ökonomische Organisation“ in Deutschland zu vervollständigen, vielmehr stellt sich List das Modell durchaus in einem europäischen Sinne vor, wenn etwa an die „Vereinigung Hollands mit dem deutschen Staatskörper“ (S. 274) gedacht wird. Auch die Vereinigten Staaten weisen verschiedene positive Seiten auf, die er auf seinen Reisen bemerkt hat. „Es liegt in dieser Nation eine zu große Masse an gesundem Verstand vor, als sie auf längere Zeit durch Parteisucht und Parteimänner irregeleitet werden könnte.“ (S. 312)

Besonders markant ist die wiederholte Betonung des technischen Fortschrittes als Mittel zur wirtschaftlichen Entwicklung und der Mehrung des Wohlstandes. List entwirft geradezu Ansätze zu einem „Science Fiction“ (Wendler). Freilich in einem doppelten Sinne: Einen technisch-optimistischen Zukunftsentwurf der Produktivkraftentwicklung einerseits und ein – modern formuliert – futurologisches Szenario von Maschinen und Fahrzeugen. Insofern ist der Titel des Bandes „Die Politik der Zukunft“ durchaus das treffende Motto für die Beiträge und Interpretationen.

Auf der anderen Seite sind Friedrich List und sein Werk immer wieder diskreditiert und verleumdet worden. Die „Schmähhkritik“ in der Allgemeinen Literaturzeitung (S. 77 ff.) fällt hart aus. Umgekehrt findet sich auch Positives. Ein wohlwollender Kritiker hält fest: „Das Werk ist kein Schulwerk, kein Werk von Träumern und Chimären; nein es ist ein Werk aus dem Leben geschöpft.“ (S. 87) Friedrich List ist kein Theoretiker, der einen umfassenden Entwurf für Wirtschaft, Staat und Gesellschaft entwickelt hat (und wollte). Eher bietet sein Schaffen ein breites Spektrum an Analysen und Vorschlägen zur Verbesserung der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung. „Mit nimmermüdem Elan suchte er alle möglichen Neuerungen zu erfassen, von der Homöopathie bis zur Pflasterung der Straßen“ – so Horst Köhler, Bundespräsident a. D. (S. 9). Zugleich ist sein Leben überaus bewegt, ja unstet; und die Zahl seiner Tätigkeiten breit: Verwaltungsfachmann, für kurze Zeit Professor an der Universität Tübingen, Auslands- und Wirtschaftsjournalist, Eisenbahnpionier usw.

Dieses Leben und die konkreten Erfahrungen sowie der Wunsch – modern ausgedrückt – nach Relevanz und Anwendungsbezügen, prägen ebenfalls sein Werk. Vielleicht sind dies zugleich Gründe dafür, dass er weniger rezipiert worden ist als andere Autoren. Gleichwohl gehört er in die Liga von Adam Smith und Karl Marx bzw. zwischen diese beiden Klassiker. Er kann durchaus als Vordenker der sozialen Marktwirtschaft gesehen werden. Das führt inzwischen zu einer beachtlichen Anerkennung etwa in China. Auch die Vorworte durch zwei renommierte deutsche Politiker, Horst Köhler und Erwin Teufel, belegen seine Bedeutung und Aktualität.

*Josef Schmid*

*après tout – das eigene Gefühl. Alice Haarburger zum 125. Geburtstag. Hrsg. vom Städtischen Kunstmuseum Spendhaus Reutlingen. Bearb. von Joana Pape. Reutlingen 2016, 63 S., zahlreiche, überwiegend farbige Abb., 16,00 Euro.*

Haarburger, Haarburger? Reutlingerinnen und Reutlingern etwas älteren Jahrgangs wird der Name bekannt vorkommen, hat doch die Nichte von Alice Haarburger jahrelang das bekannte Entbindungsheim Haarburger in der Aaraustraße geleitet. Der eigentliche Anlass für die nun zu Recht erfolgte Würdigung Alice Haarburgers mit einer stark beachteten Ausstellung im Reutlinger Kunstmuseum Spendhaus (20. 11. 2016–2. 4. 2017) sowie der Herausgabe eines schmalen, aber inhaltsschweren Katalogs ist der 125. Geburtstag der am 16. 11. 1891 in eine Reutlinger Unternehmerfamilie hineingeborenen Künstlerin, deren Familie allerdings bereits 1903 nach Stuttgart umzog. In dieser Publikation, die die wissenschaftliche Volontärin am Spendhaus, Frau Joana Pape, mit großer Sorgfalt, detektivischem Spürsinn und kenntnisreicher Detailtreue gestaltet hat, steht erstmals die Künstlerin im Vordergrund der Betrachtung. In früheren Jahren wurde die künstlerische Bedeutung von Alice Haarburger in der Regel fast immer hauptsächlich mit der Tatsache ihres Jüdischseins und ihrer damit verbundenen tragischen Lebensgeschichte verknüpft – oftmals so sehr, dass ihr Leben und Wirken als Künstlerin in einer Zeit, in der es für Frauen alles andere als einfach war, sich als unabhängige Künstlerinnen zu behaupten, zuweilen in Vergessenheit geriet. Denn Haarburgers Lebensgeschichte wurde sehr häufig von ihrem schrecklichen Ende her, der Ermordung in einem Wald beim Konzentrationslager Jungfernhof/Riga im März 1942, erzählt. Dass sich nun mit der wissenschaftlichen Erforschung ihrer Lebensgeschichte vom Standpunkt einer Künstlerin aus wichtige neue Fragestellungen ergeben, darauf weist der Leiter des Spendhauses, Herr Herbert Eichhorn, in seinem aufschlussreichen Vorwort hin. Daher ist es folgerichtig, dass nun der Fokus auf die bekannten und teils neu entdeckten Gemälde von Haarburger gelegt wird – und da gibt es einiges zu entdecken. Als Appetithappen ist auf dem Katalogumschlag ein apartes Früchtestillleben abgebildet, womit Haarburgers Werk in eine gemäßigte Moderne eingeordnet wird, wie sie im Umkreis des Württembergischen Malerinnen-Vereins, dessen außerordentliches Mitglied sie war, durchaus üblich war. Ihre weiteren bevorzugten Sujets sind Landschaften, Innenraumdarstellungen und Portraits, wobei auffällt, dass sich ihre Bilder größtenteils im heimatischen Umfeld verorten lassen. Der reich bebilderte, in einer sehr schönen Qualität gedruckte Katalog zeigt großformatig etwa 35 Werke, teilweise aus Museums-, Galerie- oder Privatbesitz. Eichhorn geht davon aus, dass Pape im Zuge ihrer gründlichen Rechercharbeit etwa 70 der vermutlich ca. 150 noch existierenden Haarburger-Werke entdeckt und katalogisiert hat – vielleicht bietet diese Publikation somit auch die Möglichkeit zu weiteren Entdeckun-

gen und Zuordnungen? Die für den Ausstellungskatalog ausgewählten Bilder sind in die Kategorien Stadtlandschaft, Interieur, Stillleben und Porträts sowie Spielzeug-Stillleben, eine von Alices Nichten und Neffen geliebte Haarburgerische Spezialität, unterteilt und häufig mit weiterführenden Anmerkungen von Joana Pape versehen. Die Werke zeigen eine künstlerische Nähe zu Malerinnen wie Gabriele Münter oder Paula Modersohn-Becker und gleichzeitig eine gestalterische Ausdrucksweise, die auf eine gründliche Ausbildung und hohe Originalität schließen lässt und neugierig auf mehr macht. Der am Ende des Katalogs eingefügte bebilderte Werkindex bietet dazu erste Ansatzmöglichkeiten. Komplettiert wird der sehr gut lesbare Katalog durch einen Lebenslauf sowie weiterführende Literaturangaben. Allenfalls wäre es noch wünschenswert gewesen, das Zitat von Alice Haarburger, das zum Ausstellungstitel geführt hat, in Gänze nachlesen zu können. *Barbara Krämer*

*Ingrid Helber: Die Betzinger Tracht. Anmut, Stolz und Selbstbewusstsein. Hrsg. vom Schwäbischen Albverein Ortsgruppe Betzingen mit Beiträgen von Stephan Zielcke und Hermann Kurz (eingeleitet von Matthias Slunitschek). Reutlingen 2015. 287 S., zahlreiche Schwarz-Weiß- und Farbabb., 28,00 Euro.*

Aus Anlass seines 125-jährigen Bestehens gab der Schwäbische Albverein Betzingen 2015 eine Festschrift mit dem Titel „Die Betzinger Tracht. Anmut, Stolz und Selbstbewusstsein“ heraus, für die er die Regionalhistorikerin Ingrid Helber als Hauptautorin gewinnen konnte. Der Albverein war und ist nicht nur ein Wanderverein, sondern auch ein Kulturverein, so verstanden es schon die Vereinsgründer. Die Betzinger Ortsgruppe, die bereits zwei Jahre nach dem Hauptverein gegründet wurde, hat dies insbesondere durch ihre Mitträgerschaft des Betzinger Museums ‚Im Dorf‘ und durch die Pflege der weithin bekannten Betzinger Trachten gezeigt. Darüber hinaus bereichert der Verein durch vielfältige Aktivitäten das örtliche Gemeindeleben, wovon die drei Grußworte (Bezirksbürgermeister, Präsident des Schwäbischen Albvereins und Oberbürgermeisterin) zeugen. Vom allgemeinen Rückgang der Albvereinsortgruppen scheint er in seinem Kern bisher nicht betroffen zu sein. Anlass, die Vereinsgeschichte zu feiern und näher zu betrachten, gäbe es also genug.

Die Jubiläumsschrift nimmt aber nicht die Geschichte des Vereins oder seine einzelnen Aktivitäten zum Gegenstand, sondern, wie der Titel schon sagt, die Betzinger Tracht(en). Ausschlaggebend für diese Wahl war das gleichzeitige 50-jährige Jubiläum der „Lichtstube“, die man als Keimzelle der Trachtenpflege in Betzingen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ansehen kann. Mit dieser Gründung fing eine aktive und durch weibliche Handwerkstätigkeiten geprägte Pflege der durch zahlreiche Bilder und Texte überlieferten Kleidungsweisen an. Davor war die Trachtenpflege eher von „oben“

angeleitet worden, jetzt wurde sie allmählich ein Teil der lokalen Vereins- und Freizeitkultur. Genau hier wären auch in der vorgängigen Forschung noch nicht ausreichend bearbeitete Bereiche zu finden, nämlich in den Fragen nach den Übergängen von älteren zu moderneren Kleidungsweisen, nach der Aneignung von obrigkeitlichen, künstlerischen und schriftstellerischen Fremdbildern zu eigenen Identitäten, die dann durch die Pflege älterer, als einzigartig empfundener Kleidungsformen demonstriert werden.

Gespannt konnte man sein, welcher Themen sich die Hauptautorin annehmen würde, und sie breitet dann auch in zahlreichen Kapiteln und Verzeichnissen vielfältige Aspekte der Betzinger Trachten aus. Vieles ist aus der vorhandenen Literatur kompiliert worden. Neu wird es hauptsächlich dort, wo darüber berichtet wird, wie die Frauen der Lichtstube sich die Handarbeiten wieder angeeignet haben, wie sie alte Kleidungsstücke zum Vorbild genommen haben, wie sie Material auftrieben und modernisierten, wer das Sagen dabei hatte und welchen Leitbildern sie folgten. Leider wird hier nur wenig in die Tiefe gebohrt, die Interpretation bleibt den Lesern und Leserinnen überlassen. Der am Ende des Buches aufgenommene Beitrag von Stephan Zielke über seine Gespräche mit inzwischen verstorbenen Alltagstrachtträgerinnen in Betzingen lässt etwas von der Spannung erahnen, die in diesen auch kleidungsbiografischen Übergängen eingelagert ist. Die Hauptautorin hingegen verweist meist dort auf Forschungslücken, wo keine sind, und füllt die Seiten mit Bekanntem, das sie öfter als eigene Ergebnisse erscheinen lässt. Leider tauchen dabei auch längst widerlegte Annahmen und Angaben aus problematischen Publikationen auf. Die als neue Quellen herangezogenen Emporenbilder aus Betzingen und der Region enttäuschen in ihrer Aussagekraft, es ist nichts Spezifisches auf ihnen zu erkennen. Ganz im Gegenteil kann man erkennen, dass hier die allgemein verbreiteten Kleidungsweisen, man könnte auch sagen die Moden der Zeit, stilisiert abgebildet sind. Nicht nur hier fehlt es an einem adäquaten Interpretationsversuch. Dem wissenschaftlichen Standard im Umgang mit Quellen und dem Forschungsstand entspricht der Band an vielen Stellen nicht. Vielleicht muss das für eine Vereinsschrift auch nicht sein, aber es irritiert, wenn einerseits die Wissensbestände anderer vereinnahmt werden und an anderen Stellen beinahe willkürlich und vor allem sachlich unrichtig gegen diese argumentiert wird. Zu fragen ist auch, warum der rührige Albverein eine eigene Version der Geschichte bestellt, die das Rad neu erfinden will, indem sie es zurückdreht? Woher kommt dieses Bedürfnis? Auch das eine spannende Forschungsfrage, die nicht beantwortet ist. Vielleicht ein Thema für den 130. Geburtstag?

*Lioba Keller-Drescher*

*Sylvelyn Hähner-Rombach: „Das ist jetzt das erste Mal, dass ich darüber rede...“. Zur Heimgeschichte der Gustav Werner Stiftung zum Bruderhaus und der Haus am Berg gGmbH 1945–1970. Mabuse Verlag, Frankfurt am Main 2013. 423 S., 24,90 Euro.*

Aufarbeitungsinitiativen und die daraus resultierenden Publikationen zur Heimerziehung sollten sich an der Sicht der Betroffenen als entscheidendem Maßstab orientieren: Wurden ehemalige Heimkinder in den Prozess einbezogen? In welchem Ausmaß fließen ihre Erfahrungen in die Publikation ein? Werden Inhalte von Akten mit ihren Erinnerungen kontrastiert? Alle diese Fragen lassen sich im Fall der vorliegenden Publikation positiv beantworten.

Die BruderhausDiakonie Reutlingen beauftragte 2009 Sylvelyn Hähner-Rombach, Mitarbeiterin am Institut für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung, die Situation in ihren Heimen in den 1950er- und 1960er-Jahren zu dokumentieren und aufzuarbeiten. Die vorliegende Publikation wurde 2010 veröffentlicht und gehört damit zu den frühen Aufarbeitungsinitiativen, lag zeitlich aber nach den Protesten ehemaliger Heimkinder und der damit einhergehenden Berichterstattung. Als Anstoß für die Aufarbeitung werden im Vorwort Hinweise Ehemaliger und Medienberichte genannt (S. 15). Ziel ist es, mit der Publikation die Schicksale Ehemaliger anzuerkennen.

Schon ein Blick ins Inhaltsverzeichnis zeigt, dass die Autorin die Betroffenen in hohem Maße einbezogen hat: Die Interviews mit Ehemaligen umfassen 90 Seiten. Gewalt und Missbrauch werden ebenso geschildert wie gute Erfahrungen. Es fällt auf – und wird von der Autorin auch kommentiert – wie reflektiert die Betroffenen die damaligen Bedingungen kommentieren und einordnen. Sylvelyn Hähner-Rombach führt zunächst in den historischen Kontext ein und stellt dann drei Einrichtungen der BruderhausDiakonie vor. Missstände benennt sie deutlich. Der erste Teil eignet sich gut als Einführung in die historische Heimerziehung in Baden-Württemberg insgesamt.

Zum Einstieg werden ausführlich die Quellenlage und die sich daraus ergebenden Schwierigkeiten erläutert. Die einseitige Verwaltungsperspektive in den Akten sowie die unvollständige Überlieferung machen die Ergänzung durch ZeitzeugInnen dringend notwendig und beide Zugänge verknüpft die Autorin überzeugend. Die Sprache der zeitgenössischen Akten – oft ausgrenzend und abwertend (S. 70) – analysiert sie einfühlsam. Die Ausführlichkeit, mit der sie die Quellenlage vorstellt, erweckt den Eindruck, dass sie sich an ein wissenschaftliches Publikum richtet. Die Zielgruppe ist laut der Autorin allerdings keine wissenschaftliche und vor diesem Hintergrund ist es schade, dass die Sprache doch an einigen Stellen recht akademisch ist. Die Lesbarkeit wiederum wird durch eine klare Gliederung und die Zusammenfassung der interviewbasierten Kapitel erhöht. In der Summe eignet sich die Publikation also durchaus für ein nicht-akademisches Publikum.

Besonders beim Thema leidvoller Erfahrungen – von Lieblosigkeiten, traumatischer Wirkung von Heimeinweisung bis zu Gewalt – ist die besagte Einbeziehung von Betroffenen wichtig; dies entspricht auch den Erfahrungen der Rezensentin im Projekt „Heimerziehung 1949–1975“ des Landesarchivs Baden-Württemberg. Alle für das Buch interviewten Ehemaligen berichten von Körperstrafen, einige von sexuellem Missbrauch. Besonders kritisch kommentiert Hähner-Rombach, dass die Konsequenzen bei der Aufdeckung der Taten sehr harmlos waren (S. 319).

Die Untersuchung ist ausgewogen und liest sich flüssig. Sie endet mit einem Ausblick auf die positiven, wenn auch langsamen Entwicklungen der späten 1960er- und 1970er-Jahre. Auch diese Zeit wird von ehemaligen Heimkindern kommentiert (S. 347). Genauso wenig wie die Betroffenen verurteilt die Autorin, sondern zeigt sorgfältig, wie Strukturen und individuelles Fehlverhalten zusammenwirken konnten. Die benannten Desiderate der Forschung sind nach wie vor aktuell, wie zum Beispiel die durch Heimkinder geleistete Arbeit und erwirtschafteten Gewinne. Weiterführende Themen sind außerdem die Kontinuitäten in der Heimerziehung von vor 1933 bis weit nach 1945 (u. a. S. 52, 55, 71, 91, 116), der Einsatz von Psychopharmaka (S. 89) sowie Geschlechterrollen in der Heimerziehung (S. 354, 367).

Eine solche Publikation ist – neben ihrem Anspruch auf Wissenschaftlichkeit – auch von dem Wunsch getragen, aus der Vergangenheit zu lernen. Eine diesbezüglich sehr relevante Erkenntnis der Autorin ist die entscheidende Bedeutung des MitarbeiterInnenmangels und der schlechten bzw. nicht vorhandenen Ausbildung. Die Ausbildung von Fachkräften trug entscheidend zu besseren Bedingungen in den Heimen bei, während ein Mangel an MitarbeiterInnen, basierend auf der damals wie heute schlechten Finanzierung sozialer Arbeit, nach wie vor Thema ist.

*Nora Wohlfarth*

*Irmtraud Betz-Wischnath (Bearb.): Kleindenkmale im Landkreis Reutlingen. Ein Streifzug vom Neckar zur Donau. Hrsg. vom Landkreis Reutlingen. Reutlingen [2015]. 192 S., zahlreiche Farbabb., 15,00 Euro.*

Eine Vertiefung im Erdreich, ein Brunnen, ein Wegweiser oder ein Flurkreuz: Wer mit offenen Augen auf Entdeckungstour durch den Landkreis Reutlingen geht, dem begegnen fast auf Schritt und Tritt die Schätze und Zeugnisse des Glaubens, des Handwerks, des Alltags. Meist jedoch werden diese „Kleindenkmale“ übersehen bzw. als Kulturgut gar nicht wahrgenommen. Damit droht ihnen mit dem zunehmenden Vergessen im Laufe der Zeit leider auch der Verfall.

Ein groß angelegtes Projekt hat es sich deshalb ab 2000 zum Ziel gemacht, die Kleindenkmale in Baden-Württemberg zu erfassen, zu dokumentieren und damit wieder ins Licht der allgemeinen Aufmerksamkeit zu rücken.

Zahlreiche ehrenamtliche und vor allem auch ortskundige Helfer haben sich für diese Aufgabe engagiert – auch im Landkreis Reutlingen, wo das Kreisarchiv das Projekt begleitete. Am Ende des Projekts steht nun als Ergebnis ein knapp 200-seitiges, reich bebildertes Buch, das rund 700 ausgewählte Kleindenkmale von insgesamt rund 3000 erfassten im Landkreis vorstellt und einlädt zu einem „Streifzug vom Neckar zur Donau“.

Bearbeitet von den kundigen Händen der mittlerweile pensionierten Leiterin des Kreisarchivs Irmtraud Betz-Wischnath, wurden die Kleindenkmale im Buch nach Gemeinden zusammengeführt – von „Bad Urach“ bis „Zwiefalten“. Es ist dabei eher ein „Schau-“ denn ein Lesebuch geworden.

Nach einer kurzen, fundierten Einleitung, in der das Projekt vorgestellt und ein kurzer Überblick mit den wesentlichen Informationen zur Orientierung gegeben wird, findet der interessierte Leser die in Fotografien festgehaltenen, ausgewählten Kleindenkmale, begleitet mit einem zumeist kurzen Kommentar. Das ist auch völlig ausreichend an Informationen und macht neugierig, gleich auf Entdeckungstour zu gehen.

Die vielen Fotografien verlocken dazu, im Buch zu blättern, wobei man manches Mal staunt, was sich unter den dokumentierten Kleindenkmalen so alles versammelt. Zum Beispiel der Mahnstein für den ersten Ostermarsch 1981 auf der Haid bei Großengstingen, der gleich unterhalb der „aufliegenden Gans“ des Künstlers Daniel Dabbers steht, der mit diesem Kunstwerk eine mächtige aber morsche Eiche in Kohlstetten rettete.

Ein Sühnekreuz in Bad Urach ermahnt wiederum an einen Streit, bei dem zwei Mädchen sich einst aus Eifersucht mit ihren Sichel die Augen ausgestochen haben sollen, während in Sondelfingen u. a. mit der Begrüßungstafel am Ortseingang bzw. dem „Schülerbär“ auch modernere Vertreter der Kleindenkmale zu finden sind.

Literaturhinweise sowie Hinweise auf die im Buch erwähnten Künstler, Kunsthandwerker und Architekten runden das gelungene Nachschlagewerk ab. Der Band, der in einer Auflage von 1000 Stück gedruckt wurde, kann im Kreisarchiv erworben werden.

*Andrea Anstädt*

*Kaiser Karl IV. (1316–1378) und die Goldene Bulle. Begleitbuch und Katalog zur Ausstellung des Landesarchivs Baden-Württemberg, Hauptstaatsarchiv Stuttgart. Bearb. von Erwin Frauenknecht und Peter Rückert. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2016. 156 S., zahlreiche Farbabb., 15,00 Euro.*

Der 700. Geburtstag Kaiser Karls IV. war dem Stuttgarter Hauptstaatsarchiv willkommener Anlass, um mit einer Ausstellung auf die wechselhaften Beziehungen von Kaiser, württembergischer Territorialmacht und den schwäbischen Städten während des 14. Jahrhunderts aufmerksam zu machen. Im Mittelpunkt der Archivalienschau stand das einstige Trierer, nun Stuttgarter

Exemplar der Goldenen Bulle von 1356, die als das älteste Verfassungsdokument des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation gilt. Seit 2013 zählt das 1803 an den frisch zum Kurfürsten erhobenen Herzog Friedrich von Württemberg gelangte Pergament zum Dokumentenweltkulturerbe der UNESCO.

Das von Erwin Frauenknecht, in Reutlingen durch seine Forschungen zur Papiergeschichte bekannt (vgl. Reutlinger Geschichtsblätter NF 53, 2014), und Peter Rückert, Leiter der älteren Abteilung des Hauptstaatsarchivs, bearbeitete Begleitbuch gliedert sich in zwei Teile. Auf rund 70 Seiten geben einleitend sieben Beiträge Einblick in die Bedeutung dieses lange regierenden Monarchen für den deutschen Südwesten, insbesondere natürlich für die Entwicklung der Grafschaft Württemberg, sowie in die rechtliche, politische und kulturgeschichtliche Bedeutung der Goldenen Bulle, schließlich in die Überlieferungsgeschichte des in Stuttgart gezeigten Exemplars (Erwin Frauenknecht, S. 66–76). Der zweite, reich bebilderte Katalogteil beschreibt die Exponate im Einzelnen. Am Rande sei vermerkt, dass, eher dem Zufall geschuldet, die bislang älteste bekannte Abbildung der Reutlinger Stadtfarben zu sehen ist (S. 110). Auf einem Blatt des sog. Stuttgarter Wappenbuchs des 15. Jahrhunderts findet sich das Wappen der Reichsstadt auf derselben Seite wie die der Kurfürsten. Von Interesse ist auch die Kartierung der kaiserlichen Urkundentätigkeit in Schwaben (S. 116), die die Rolle von Reutlingen und der Achalm als Beurkundungsort im Herbst des Jahres 1360 dokumentiert. Nicht weniger als 43 kaiserliche Urkunden sind hier ausgestellt worden.

Für die Geschichte Reutlingens und der schwäbischen Reichsstädte ist diese Epoche durch den älteren der schwäbischen Städtebünde bestimmt, für Reutlingen insbesondere wurde die Schlacht vor den Toren der Stadt zu Ende der Regierungszeit Karls IV. zu einem Fixpunkt städtischer Geschichte. Hierzu sind vor allem die Beiträge Christian Jörgs (Karl IV., die Goldene Bulle und die Städtebünde in Schwaben zur Mitte des 14. Jahrhunderts, S. 44–54) sowie, daran anschließend, Peter Rückerts (Karl IV. und die Grafen von Württemberg, S. 55–65) von Interesse. Christian Jörg zeigt in einem souveränen Überblick zum aktuellen Kenntnisstand der Städtebundforschung nicht nur in Schwaben, wie der Kaiser trotz des in der Goldenen Bulle *expressis verbis* niedergelegten Verbots von Städtebünden flexibel auf die wirtschaftliche und militärische Potenz der dem Reich verbundenen Städte zurückgriff. In den Südwesten besonders betreffenden krisenhaften Zuspitzung der ausgehenden 1350er-Jahre machte Karl gerade mithilfe der Städte Graf Eberhard II. von Württemberg unmissverständlich klar, dass er nicht willens war, den Aufbau einer herzogsgleichen Macht in Schwaben zu dulden. Auf seinem Zug durch Württemberg weilte er im September 1360 auch in Reutlingen und auf der Reichsburg Achalm, wo – wie gesehen – eine Vielzahl von Urkunden zur Regelung der Verhältnisse im Südwesten ausgestellt wurde. Dies hinderte den Kaiser aber nun andererseits nicht, kurz darauf die württembergischen Grafen

durch ein Unteilbarkeitsprivileg (1361) und weitere Vergünstigungen wie etwa Stadterhebungsprivilegien und Münzregal (1374) an sich zu binden. Die Wendung des Kaisers gegen die Städte in den späten 1370er-Jahren folgte seinem übergeordneten Ziel, die Nachfolge für seinen Sohn Wenzel zu sichern. Eberhard der Greiner findet sich nun an der Seite Karls bei der Belagerung Ulms, wo das kaiserliche Heer aber unverrichteter Dinge wieder abziehen musste.

Die Konkurrenz zwischen Fürsten wie den württembergischen Grafen und den Städten war durch die Folgen der sozialen und wirtschaftlichen Krise im Gefolge der Pest geprägt. Die prosperierenden Städte drohten im Ergebnis durch den Zuzug württembergischer Untertanen und durch die Wahrung politischer Eigenständigkeit die Ambitionen Württembergs auf ein geschlossenes Territorium zu durchkreuzen. Die Befehdung zwischen den seit 1376 im Schwäbischen Städtebund zusammengeschlossenen ober- und niederschwäbischen Reichsstädten und den Württembergern war eine unmittelbare Folge davon. Der Erfolg, auch der des Reutlinger Aufgebots 1377, führte dann, so Jörg, 1381 dazu, dass der Bund nicht nur weiter bestand, sondern durch einen Zusammenschluss mit dem Rheinischen Städtebund an Macht gewann. Damals indes war Karl IV. bereits verstorben, sein Sohn Wenzel trat nicht mehr vergleichbar in Schwaben in Erscheinung. Roland Deigendesch

*Ulrich A. Wien, Volker Leppin (Hrsg.): Kirche und Politik am Oberrhein im 16. Jahrhundert. Reformation und Macht im Südwesten des Reiches (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation, Bd. 89). Verlag Mohr Siebeck, Tübingen 2015, 480 S., 99,00 Euro.*

Der vorliegende von Ulrich Wien (Universität Koblenz-Landau) und Volker Leppin (Universität Tübingen) herausgegebene Sammelband über *Kirche und Politik am Oberrhein im 16. Jahrhundert. Reformation und Macht im Südwesten des Reiches* beruht auf einer im April 2014 in Landau veranstalteten reformationsgeschichtlichen Forschungstagung. Schon kurz nach Erscheinen galt die Publikation mit ihren 25 Einzelbeiträgen als Standardwerk zur Reformationsgeschichte des deutschen Südwestens.

Die Herausgeber sehen den Oberrhein als geschichtliche Region, die sich in der Ost-West-Ausdehnung von Lothringen, der Pfalz und dem Elsass über den Kraichgau bis nach Württemberg und nord-südlich von Mainz bis nach Konstanz mit Ausläufern in die Eidgenossenschaft erstreckt. Zeitlich verstehen sie die Reformation als umfassenden Wandlungsprozess, der vom 14. Jahrhundert bis weit ins 16. Jahrhundert reiche, wobei sich „kulturelle Spannungen [des Mittelalters] zu eigenen konfessionellen Subsystemen“ ausformten. Dieser Prozess spiele sich in historischen Landschaften nach jeweils eigenen Bedingungen ab und lasse sich – so der methodische Neuansatz – im

Rahmen der traditionellen Landes- und Kirchengeschichte nicht fassen. Die Diskrepanz zwischen dem historischen Raum und der Geometrie moderner Forschungsräume will der vorliegende Band am Oberrhein als einer „Pionierregion der reformatorischen Bewegung“ beispielhaft überwinden und dem komplexen Gegenstand durch ein breites Themenspektrum und ein prominentes Autorenteam gerecht werden. Dabei werden die Beiträge drei Themenschwerpunkten zugeordnet.

### *Machtverhältnisse in Reich und Religion*

Als Auftakt entwirft *Eike Wolgast* einen thematisch-strukturell und chronologisch kompakten gesamteuropäischen Überblick zur Reformationsgeschichte. Der Autor bringt eine Vielfalt von Aspekten in eine systematisch-chronologische Ordnung und bietet so für die folgenden Analysen die erforderliche Grundorientierung. *Helga Schnabel-Schüle* charakterisiert die Oberrheinregion als reformatorischen Raum eigener Prägung, indem sie zunächst dessen kirchliche Struktur mit der Erzdiözese Mainz und den Bistümern Speyer, Worms, Straßburg, Basel und Konstanz in ihrer durch die Reformation bedingten Existenzkrise darstellt, um dann auf die Reformation der Städte und Territorien (Kurpfalz, Pfalz-Zweibrücken, Badische Markgrafschaften) sowie die „Akteursnetzwerke“ führender Reformationstheologen (Bucer, Capito, Hedio und Ökolampad) einzugehen. Anschließend befasst sich *Gerald Döner* mit der Reformation Straßburgs und seiner Rolle in der Religionspolitik des Reichs, die sich im Spannungsfeld der zwinglianischen Eidgenossenschaft, der oberdeutschen Reichsstädte und der lutherischen Reichsstände bewegt. Aus dieser Perspektive ergibt sich ein interessanter Blick auf die Entstehung der Confessio Augustana. *Kurt Molitor* wirft ein Schlaglicht auf die Stadt Landau, in der sich ein schwankender Stadtrat mit einem radikalen Anhänger einer Volks- und Gemeindekirche (Johannes Bader) auseinanderzusetzen hat. Zwei Beiträge von *Paul Warmbrunn* und *Hermann Ehmer* wenden sich der häufig vernachlässigten Rolle zu, die der Hoch- und Niederadel der Kurpfalz und die Reichsritterschaft der Kantone Kraichgau und Odenwald in der Reformation gespielt haben. Die korporativ organisierten Reichsritter waren für den Humanismus aufgeschlossen und sympathisierten von Anfang an mit der „neuen Lehre“. Die Reichsritter waren vor allem im Kraichgau „Erstlinge der Reformation“, wie die regionale Konfessionskarte bis heute ausweist. Zwischen Kaisertreue und Sympathien für das Luthertum schwankend führten die Pfälzer Kurfürsten erst nach dem Augsburger Religionsfrieden die Reformation ein, vollzogen jedoch schon 1559 den Konfessionswechsel zum Calvinismus. *Frank Kornemann* befasst sich mit dem bisher historiographisch verkannten Thema der spätmittelalterlichen Laienfrömmigkeit, den Dorfpfarreien und dem sog. Niederkirchenwesen. Er stieß dabei auf ein selbstbewusstes Gemeindeleben, das bei den ländlichen Schichten eine Empfänglichkeit für lutherisches Gedankengut hervorgebracht

habe, was von den Reformatoren und Reformationshistorikern völlig ignoriert worden sei. *Volker Leppin* und *Franz Brendle* widmen sich der Reformation Württembergs, die in doppelter Hinsicht einen Sonderweg einschlug: Einmal war das Land während der Vertreibung Herzog Ulrichs (1519–1534) eine „habsburgische Bastion des alten Glaubens“ geworden, zum andern bestanden durch die linksrheinischen Gebiete (Mömpelgard, Horburg und Reichenweier) Verflechtungen mit der Oberrheinregion und ihren zwinglianisch-calvinistischen Einflüssen. Die militärische Restitution Herzog Ulrichs mithilfe des Lutheraners Philipp von Hessen, führte dazu, dass die an Wittenberg angelehnte Reformation 1534 als hoheitlicher Akt oktroyiert wurde.

### *Bildungslandschaft*

*Christoph Strohm* beschreibt, wie die Heidelberger Universität in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts theologisches Zentrum des kurpfälzischen Calvinismus wurde. *Anton Schindling* schildert den mit dem Humanismus und der frühen Reformation einhergehenden Aufschwung bürgerlicher Bildung, die gleichzeitig Voraussetzung und Vehikel für den Erfolg der Reformation war. Luthers Schrift an die Ratsherren von 1524 verlieh den bestehenden städtischen Lateinschulen neue Impulse. Eindrucksvoll war die Weiterentwicklung des Straßburger und Nürnberger Schulwesens, wo jeweils ein zehnklassiges Gymnasium Illustre mit hochschulähnlichem Charakter als Grundlage späterer Universitätsgründungen entstand. In ihrer Untersuchung zu den Folgen der Reformation für die Mädchenbildung kommt *Sabine Arend* anhand der Auswertung von Kirchenordnungen zu dem Ergebnis, dass diese zwar gefördert, aber der Jungenbildung deutlich nachgeordnet blieb. *Susanne Schuster* belegt in einem statistisch differenzierten Beitrag eine Flugschriftenkonjunktur in der „Drucklandschaft Oberrhein“. Flugschriften bildeten einen Resonanzboden für die politisch-theologischen Kontroversen, befördern deren Kommunikation an die gesellschaftliche Basis und machen so den „gemeinen Mann“ mit zu einem „Hauptakteur der frühen Reformationszeit“. Umgekehrt arbeitet *Johannes Schilling* heraus, wie die Obrigkeiten nach den Sturmjahren der Reformation in ihrem Herrschaftsbereich die Katechismen als wirksames Instrument zur Stabilisierung der Konfessionen und „guter Policy“ einsetzten.

### *Strategien und Konflikte in den reformatorischen Auseinandersetzungen*

Dieses Kapitel wendet sich zunächst einflussreichen Persönlichkeiten der Region zu. Zwei Beiträge befassen sich mit „Martin Bucer als Politiker“ (*Thomas Wilhelmi*) und „Martin Bucers –politischer Theologie“ (*Stephen E. Buckwalter*). *Marc Lienhard* untersucht Jakob Sturms Einstellung zu Religion und Politik und *Friedhelm Jürgensmeier* die Mainzer Erzbischöfe, insbesondere auch Erzbischof und Kurfürst Albrecht von Brandenburg, den Adressaten von

Luthers Ablassthesen. Dabei werden brisante Grundsatzfragen des beginnenden konfessionellen Zeitalters thematisiert, wie z. B. die Legitimationskrise und der Autoritätsschwund der alten Kirche und umgekehrt die Entstehung neuer kirchlicher Institutionen und ihre Rechtfertigung durch protestantische Obrigkeiten und Theologen. Weiterhin befassen sich *Hans Ammerich* und *Andreas Neuburger* mit der Entwicklung der oberrheinischen Bistümer Speyer, Worms, Straßburg, Basel und Konstanz auf dem Weg ins konfessionelle Zeitalter, wie er durch den Aderlass der Reformation, das Trienter Konzil (1545–1563) und die teilweise Verflechtung mit der Eidgenossenschaft (Basel und Konstanz) vorgezeichnet war. Von besonderem Interesse für Reutlingen sind dabei die Bemühungen des Konstanzer Fürstbischofs Hugo von Hohenlandenberg (1496–1531) zur Eindämmung der Reformationsbewegung in seiner ausgedehnten, auch Reutlingen umfassenden Diözese.

Abschließend werden Themen im Umfeld der Reformation angesprochen. *Joachim Kemper* untersucht, wie das spätmittelalterliche Vogteirecht insbesondere gegenüber Klöstern als „Hebel der Reformation“ benutzt wurde. Der Altmeister der Bauernkriegsgeschichte *Peter Blickle* belegt in einer Forschungskontroverse, dass die für die Strategie der Bauernhaufen grundlegende „Memminger Bundesordnung“ vom 7. März 1525 auf die Feldartikel spätmittelalterlicher Söldner zurückgeht und an Vorläufer aus dem Oberrhein angeknüpft hat. *Astrid von Schlachten* geht auf die Entstehung und die Auswirkungen des auf dem Speyerer Reichstag von 1529 erlassenen Mandats gegen die (Wieder)Täufer ein. Altgläubige und lutherische Reichsstände einigten sich auf eine harte Verfolgung dieser als obrigkeitsfeindlich eingestufen radikalen Richtung der Reformation, sodass mit der „Geburtsstunde des Protestantismus“, (sc. der Protestation lutherischer Reichsstände) gleichzeitig die „Sterbestunde des Täufertums eingeläutet“ wurde. *Walter Rummel* weist anhand von Beispielen die Instrumentalisierung von Hexenprozessen nach: Hexenverbrechen wurden förmlich konstruiert, um eigene politische Interessen zu verfolgen, was wiederum ein Fenster zu Laubenbergers Hexenprozessen in Reutlingen öffnet. Als Abschluss führt *Alfred Kohlers* Beitrag die Reformationsgeschichte auf die Reichsebene und den europäischen Schauplatz zurück. Unter dem Motto „Rettung der Integrität des Reiches“ durchleuchtet er das diplomatische Ränkespiel zwischen dem Interim (1548), dem Passauer Vertrag (1552) und dem Augsburger Religionsfrieden (1555), das durch den Wechsel Kurfürst Moritz von Sachsens ins protestantische Lager und das Bündnis mit König Heinrich II. von Frankreich ausgelöst wurde – mit der Quintessenz, dass vor allem die drei rheinischen Kurfürsten die Kriegsgefahr gebannt, die Integrität des Reiches gerettet und den Religionsfrieden von 1555 ermöglicht hätten.

Die eindrucksvolle Vielfalt der Beiträge entspricht dem komplexen Zusammenspiel unterschiedlichster Kräfte, das nach Meinung der Herausgeber der Landschaft am Oberrhein „eine geradezu paradigmatische Bedeutung für das

Verständnis der Reformation“ verleihe. Erfreulich, dass dabei auch Bezüge zu Reutlingen nicht fehlen. Lokalgeschichtlich wären die Korrespondenz mit Straßburg noch näher zu durchleuchten sowie – mit Blick auf das Studium Matthäus Albers an der Universität Freiburg – die frühen Einflüsse lutherischer Schriften und Ideen im Raum Freiburg bis zum Jahr 1521.

Angesichts der Vielfalt und Komplexität des Sammelbandes sind ein ausführliches Personenregister und ein Register geographischer Bezeichnungen hoch willkommen. Ein Autorenverzeichnis gibt zudem Auskunft über die beteiligten Historiker und Theologen.

Wilhelm Borth

Wolfgang Proske (Hrsg.): *NS-Belastete aus dem Bodenseeraum (Täter – Helfer – Trittbrettfahrer, Bd. 5)*. Kugelberg Verlag, Gerstetten 2016. 334 S., 19,99 Euro.

Der zu besprechende Band ist der fünfte einer Reihe, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, die meist konsequent totgeschwiegenen Verstrickungen der lokalen Prominenz in Baden-Württemberg im nationalsozialistischen Staat in kleinen Einzelbiographien aufzudecken und nachzuzeichnen – ein Unternehmen, für das Herausgeber und Verlag nicht genug zu loben sind. Im fünften Band, der die Region des Bodenseeraums in den Blick nimmt (Band 6 über Südbaden ist bereits angekündigt), ist für die Leser der *Reutlinger Geschichtsblätter* vor allem der Beitrag von Markus Wolter: *Blutsbewusstsein. Der Hörschrifsteller und die SS* (S. 78–102) über den 1876 in Reutlingen geborenen und ebenda nach seinem Tod 1964 auch begrabenen Arzt und Schriftsteller Ludwig Finckh von besonderem Interesse. Finckh ist, nach anfänglichen literarischen Erfolgen, heute fast nur noch als „Retter“ des Hohenstoffeln vor dem vollständigen Verschwinden durch Basaltabbau im Jahr 1939 und so als vermeintlicher Vorläufer der neueren Umweltschutzbewegung in Erinnerung geblieben. Dem nationalsozialistischen Regime hat er sich unaufgefordert angedient und schon seine Romane sowie seine zahlreichen Arbeiten zur Ahnenforschung aus den 1920er-Jahren zeigen eine auffällige Nähe zur Ideologie des Nationalsozialismus. Hermann Hesse hat nach dem Kriegsende das Nötige über ihn gesagt (Finckhs Autobiographie *Himmel und Erde* von 1961 sei „das Buch eines alten vernagelten Nazis, der 12 Jahre lang ‚Heil Hitler‘ geschrien hat und es am liebsten wieder täte“). In den letzten Jahren haben Kurt Oesterle (Doktor Faust besiegt Shylock. Wie Ludwig Finckh den Hohenstoffeln rettete und wie der Reichsführer-SS Heinrich Himmler als sein Mephisto ihm dabei half, in: *Allmende* 56/57 [1998], S. 238–271) und Jana Rogge (Ludwig Finckh – der rassistische Ahnenforscher, in: Ralf Düsterberg [Hg.]: *Dichter für das „Dritte Reich“*, Bd. 3: Biographische Studien zum Verhältnis von Literatur und Ideologie, Bielefeld 2015, S. 97–103) Hesses Aussage durch Quellen- und Forschungslektüren bestätigt und vertieft. Wolter

hat nun weitere bisher unbekannte Quellen zu Finckhs Rolle im Dritten Reich aufgetan und in seinem vorzüglichen Aufsatz ausgebreitet. Sein Aufsatz macht es vollends und für alle Zukunft unmöglich, Finckh weiterhin als jenen harmlosen und lebensfernen, die heimatliche Landschaft liebenden Dichterträumer hinzustellen, dem das Politische nur aus Versehen passiert ist – denn so sah Finckh sich selbst, so wurde er bis zu seinem Tod hofiert und danach weiterhin verteidigt. Wolter zeigt dagegen, wie sehr Finckh nicht nur „borrierter Nachbeter“, sondern auch „gefährlicher Vorläufer“ (S. 78) des NS-Regimes war, der schon seit 1920 – zeitgleich mit Hitler – das Hakenkreuz als germanisches Glückssymbol propagierte (S. 81 f.), sich als völkischer Mythologe, als Rassist, Antisemit sowie als Anhänger von Eugenik und Euthanasie – der „Vernichtung lebensunwerten Lebens“ – gerierte (S. 80–83), der mit 88 anderen Dichtern 1933 freiwillig das „Gelöbnis treuester Gefolgschaft“ ablegte und der schließlich während des Krieges als „NS-Weltanschauungs-Dozent“ (S. 88) in Radolfzell jahrelang tätig und mit zahlreichen führenden Nationalsozialisten auf lokaler wie nationaler Ebene befreundet war. Über das literarische Werk Finckhs spricht Wolter kaum und die Probe steht noch aus – aber es spricht bis jetzt nichts dafür, dass es von der Qualität ist, die in anderen Fällen (etwa Gottfried Benn, Ernst Jünger oder international Ezra Pound, Knut Hamsun, Louis-Ferdinand Céline) dazu geführt hat, dass man bereit war, die Würdigung der literarischen Werke von der Verstrickung in Nationalsozialismus und Faschismus ihrer Autoren abzulösen. Nach den letzten Arbeiten zu Finckh und erst recht nach dem Beitrag von Wolter in dem vorliegenden Band gibt es für den *politischen* Finckh jedenfalls keine Entschuldigung mehr. Seine Heimatstadt muss sich fragen lassen, ob sie einen Menschen, der solche Gesinnungen nicht nur gepflegt, sondern auch nie widerrufen hat, weiterhin durch die Benennung einer Straße ehren will; sie muss sich außerdem fragen lassen, ob man ihm auch weiterhin die exponierteste Grabstelle der Stadt (auf dem Weg zum Achalmgipfel) gönnen soll.

*Stefan Knödler*

*Stefan Spiller: „Kennt ihre Umgebung, empfindet deutlich, wenn ihr Unrecht geschieht“. Die Pfullinger Opfer der NS-„Euthanasie“-Morde in biographischen Skizzen (Beiträge zur Pfullinger Geschichte, Bd. 18). Pfullingen 2015. 112 S., 11 Schwarz-Weiß-Abb., 15,00 Euro.*

Im Feld der Erforschung der NS-„Euthanasie“ Verbrechen gibt es immer noch sehr viele Publikationen, und zwar sowohl auf globaler, nationaler, regionaler als auch auf lokaler Ebene. Dabei wird seit einigen Jahren viel Wert auf die Erforschung von Einzelbiographien gelegt. Die Biographien werden von Angehörigen – oft der nächsten Generation –, von Bürgern, z. B. im Rahmen von Stolpersteininitiativen, oder auch von Gemeinden und Stadtarchiven

im Rahmen einer lokalen Erinnerungspolitik erforscht. Im vorliegenden Band, der Biographien von Pfullinger Opfern der NS-„Euthanasie“ zum Thema hat, werden die Ergebnisse von Stadtarchivar Stefan Spiller zu Pfullinger Opfern der NS-„Euthanasie“ präsentiert. Der Band wurde unterstützt vom Geschichtsverein Pfullingen e. V., der sich in den letzten Jahren schon NS-Themen gewidmet hat, sowie von der Stadt in der Person von Bürgermeister Michael Schrenk.

Um es vorwegzunehmen: Das Projekt ist lobenswert und vorbildlich. Der erklärte Grundgedanke, der dem Buch zugrunde liegt, ist Folgender: Das Mordgeschehen und vor allem dessen administrative Abwicklung seien, so Spiller, als „ein[en] Prozess der Auslöschung von Individuen“ zu verstehen (S. 34). Tatsächlich waren die Opfer „ihrer Individualität [...] durch die Reduktion auf bestimmte Krankheitsmerkmale und den Kostenfaktor beraubt worden“, im Krematorium „ausgelöscht“ und „schließlich durch die Fälschung der Todesursache, des Sterbeortes und Todesdatums selbst in der Erinnerung um die Wahrhaftigkeit elementarer Daten ihrer Existenz gebracht worden“ (S. 34). Ziel des Bandes sei diesem Prozess der Auslöschung von Individuen „einen Prozess der Rekonstruktion entgegenzusetzen, indem aus der Zusammenfügung der biographischen Überlieferungsstücke das Individuum in seinem lokalen und familiären Umfeld wieder erkennbar wird“ und „die administrativen Fälschungsmaßnahmen der ‚Euthanasie‘-Verantwortlichen in ihrem verbrecherischen Tatsachengehalt offengelegt werden“ (S. 34).

Der Band ist in vier Hauptteile gegliedert. Zuerst geht Spiller auf die Ideengeschichte und die Durchführung der NS-„Euthanasie“ ein. Im zweiten Teil „Zur Rekonstruktion der Opferbiographien – Quellen, Probleme, Zielsetzung“ geht Spiller ausführlich auf die Probleme ein, die bei der Rekonstruktion der Opferbiographien auftauchen. Er weist auf zwei Schwierigkeiten hin. Erstens sei es schwierig, die Opfer namentlich zu finden, da „den Tötungen der Anstrich gewöhnlicher, krankheitsbedingter Todesfälle gegeben“ wurde. Daher sei man auf die Nennung einer der Tötungsanstalten als Sterbeort angewiesen. Für die zweite, dezentrale Phase der „Euthanasie“ sei es aber noch schwieriger, „Euthanasie“-Verbrechen zu erkennen. Die Sterbeurkunden aus den Standesamtsakten seien dabei eine wichtige Quelle gewesen. Spiller weist mit Recht darauf hin, dass die Zahl der Pfullinger Opfer der „Euthanasie“ noch höher gewesen sein könnte. Zweitens betont Spiller, dass die Opfer und ihr Leben nicht auf ihre Krankenakte reduziert werden können und dürfen, umso mehr, als die Quellen zeitgenössische Muster und Wertevorstellungen an den Tag legen und damalige Formulierungen heute als problematisch gesehen werden sollten. Daher seien nichtamtliche Quellen wie Berichte von Angehörigen von großer Bedeutung.

Man kann diese Reflexion über Quellen und Schwierigkeiten bei der Rekonstruktion von Biographien der „Euthanasie“-Opfer nur begrüßen. Dabei stützt sich Spiller in seiner Forschung auf mehrere verschiedene Quellen:

Krankenakten aus dem Bestand R 179 (Kanzlei des Führers) im Bundesarchiv, Krankenakten aus dem Staatsarchiv Ludwigsburg, Standesamtsakten, Familienregister, Amtsbücher, Einwohnermeldekartei, Bewohnerakten in Anstalten, aber auch private Bestände. Eine sehr interessante Quelle ist im Anhang abgedruckt: Die Textfassung eines Audioberichts von Charlotte Keppeler zum Leben ihrer in Grafeneck ermordeten Schwester Maria Sautter. Ein Quellenverzeichnis im Anhang zeigt die große Breite der Quellen, die Spiller verwendet hat. Im dritten Teil werden die zwölf Biographien vorgestellt.

Man kann die Bemühungen von Spiller nur loben, der hier angemessen und kritisch mit den Quellen umgeht und versucht, über die zeitgenössischen Formulierungen und die Reduzierung auf die Krankengeschichte hinauszugehen. Dadurch wird den Opfern der NS-„Euthanasie“-Verbrechen ihre Identität zurückgegeben und zur Aufklärung der Verbrechen am lokalen Beispiel beigetragen. Kritisch wäre allenfalls anzumerken, dass die herangezogene Literatur wie etwa das Buch von Götz Aly „Die Belasteten“ (2013) an manchen Stellen etwas unreflektiert verwendet und zitiert wird.

*Juliette Constantin*



## Autoren und Rezensenten

Andrea Anstädt, Marketingleiterin; Steinenbergstraße 2, 72764 Reutlingen

Dr. Wilhelm Borth, Oberstudiendirektor i. R.; Darrenstraße 44, 72768 Reutlingen-Rommelsbach

Juliette Constantin M. A., Doktorandin in Neuerer und Neuester Geschichte; Wagnerstraße 42, 89077 Ulm

Dr. Roland Deigendesch, Leiter des Stadtarchivs Reutlingen; Marktplatz 22, 72764 Reutlingen

Linda Gaiser M. A.; Dr.-Wilhelm-Külz-Str. 1, 01796 Pirna

Prof. Dr. Lioba Keller-Drescher, Kulturwissenschaftlerin; Internationale Kunsthochschule für Mode Esmod, Görlitzer Straße 51, 10997 Berlin

Dr. Stefan Knödler, Akademischer Rat; Universität Tübingen, Deutsches Seminar, Wilhelmstraße 50, 72074 Tübingen

Barbara Krämer M. A., Kunsthistorikerin; Dorotheenweg 7, 72764 Reutlingen

Prof. Dr. Rainer Loose; In der Blumenküche 19, 72116 Mössingen

Tilman Marstaller M. A., Büro für Archäologie und Bauforschung; Rottenburger Straße 18, 72108 Rottenburg/N-Oberndorf

Christoph Schlemmer, Student der Geschichtswissenschaft (M. A.); Pflughofstraße 6, 72070 Tübingen

Prof. Dr. Josef Schmid, Dekan der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Tübingen; Nauklerstraße 48, 72074 Tübingen

Dr. des. Matthias Slunitschek; Neustetter Straße 23, 74523 Schwäbisch Hall

Dr. Werner Ströbele, Leiter von Kulturamt und Heimatmuseum Reutlingen; Marktplatz 22, 72764 Reutlingen

Nora Wohlfarth M. A., Mitarbeiterin des Projekts Heimerziehung beim Landesarchiv Baden-Württemberg; Olgastraße 80, 70182 Stuttgart

## Abbildungsnachweise

- S. 10: HMR, Inv.-Nr. 5.  
 S. 14: StadtA Rt., S 090 Nr. 412.  
 S. 18–19: T. Marstaller.  
 S. 20–21: L. Gaiser.  
 S. 22: StadtA Rt., S 90 Nr. 412.  
 S. 23: StadtA Rt., K 12 Nr. 793.  
 S. 24 *links*: T. Marstaller (Bearb.: L. Gaiser).  
 S. 24 *rechts*: T. Marstaller.  
 S. 25–27: L. Gaiser.  
 S. 31: StadtA Rt., Akzess. 3/2000 Nr. 36 (Bearb.: L. Gaiser).  
 S. 32–36: L. Gaiser.  
 S. 38: StadtA Rt., S 90 Nr. 412.  
 S. 42: Landesamt f. Denkmalpflege Tübingen, Fototr. 44136.  
 S. 43: L. Gaiser.  
 S. 44: T. Marstaller.  
 S. 47: Aus: Unter Putz u. Pflasterstein (1999), S. 24.  
 S. 49: StadtA Rt., N 67 Nr. 13.  
 S. 50–51: StadtA Rt., Akzess. 16/2015.  
 S. 53: Aus: RGB NF 3 (1966), S. 53 (Bearb.: L. Gaiser).  
 S. 62–63: Amt für Stadtentwicklung u. Vermessung Rt. (Bearb.: L. Gaiser).  
 S. 68: StadtA Rt., S 90 Nr. 66.  
 S. 70: Aus: Archäolog. Stadtkataster Rt. (Bearb.: T. Marstaller).  
 S. 72–75: T. Marstaller.  
 S. 76: HMR, Inv.-Nr. 41.  
 S. 77–90: T. Marstaller.  
 S. 91: Stadt Rt., Bauakten (Bearb.: T. Marstaller).  
 S. 95–99: T. Marstaller.  
 S. 101: HStAS, A 284/45 Bü 91.  
 S. 106–110: T. Marstaller.  
 S. 115: Aus: Denkmalpfl. Wertep. Herrenberg (Bearb.: T. Marstaller).  
 S. 121 *links*: StadtA Rt., A 2 Nr. 357.  
 S. 121 *rechts*: StadtA Rt., A 2 Nr. 1289.  
 S. 125: StadtA Speyer, 233-III-23.  
 S. 127: StadtA Rt., A 1 Nr. 5134.  
 S. 129: UB Tübingen, Hg 330.4.  
 S. 142: UB Tübingen, Porträtslg. Nr. 8027.  
 S. 143: UB Tübingen, Dd 5.2.  
 S. 149: HStAS B 201 Bü 9.  
 S. 156: StadtA Rt., S 90 Nr. 444.  
 S. 161–162: UniversitätsA Hohenheim.  
 S. 166: StadtA Rt., S 90 Nr. 477.  
 S. 170–171: UB Tübingen, EG 693.  
 S. 172: UB Tübingen, LX 36, Taf. 2.  
 S. 175: Aus: Zs. f. Hohenzoll. Geschichte (1998), S. 97.  
 S. 180: Kreisamt für Landentwicklung und Vermessungsamt Rt. Foto: R. Loose.  
 S. 183: Landesmuseum Württemberg, Abt. Münzkabinett. Foto: H. Zwietasch.  
 S. 186: StadtA Münsingen.  
 S. 187: StadtA Rt., S 90 Nr. 193.  
 S. 192: WLB Stuttgart, Zta 9752.  
 S. 196: StadtA Rt., S 103 Nr. 1692.  
 S. 200: StadtA Rt., S 100 Nr. 1424/11.  
 S. 201: HMR, Inv.-Nr. 1991/683.  
 S. 203: Landesmuseum Württemberg, Inv.-Nr. 10785 a. Foto: P. Frankenstein / H. Zwietasch.  
 S. 205: HStAS, H 107/18 Nr. 52, Bl. 24.  
 S. 210: StadtA Rt., S 103 Nr. 2077.  
 S. 211: Privat.  
 S. 213: StadtA Rt., S 100 Nr. 5183.  
 S. 218: Stadtbibl. Rt., Hermann-Kurz-Kabinett, 2.10.  
 S. 219: StadtA Rt., N 510b Nr. 1574.  
 S. 221: Slg. Kreissparkasse Rottweil, Inv.-Nr. 010.546.  
 S. 223: Stadtbibl. Rt., Hermann-Kurz-Kabinett, 2.10.  
 S. 225: KreisA Esslingen, S 1 PA 1282.  
 S. 228: HStAS, E 146 Bü 5714, 3 Nr. 34.  
 S. 235–236: Klassik Stiftung Weimar, Herzogin Anna Amalia Bibliothek, N 3195.  
 S. 240 *oben*: StadtA Rt., S 105/1 Nr. 174/06.  
 S. 240 *unten*: StadtA Rt., S 105/1 Nr. 174/10.  
 S. 251: StadtA Rt., S 100 Nr. 043/21.  
 S. 255: StadtA Rt., S 105/1 Nr. 174/08.